Reisen

in

Arauco, Chile, Peru

und

Columbia

in den Jahren 1804 bis 1823;

von

W. B. Stevenson,

vormaligem Privatsecretär des Präsidenten und Generalcapitäns von Quito, und späterhin Secretär des Vice-Admirals von Chile, Lord Cochrane.

Erste Abtheilung.

Weimar,

im Verlage des Gr. H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs.

1826.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorrede des Verfassers.

Das Interesse, welches die von so glücklichen Erfolgen begleitete neueste Revolution des Spanischen America's in Europa erweckt hat, verleiht einem jeden die Wahrheit unverstellt aussprechenden Bericht über die neue Welt einen solchen Werth, daß es beinahe als eine gebietende Pflicht angesehen werden könnte, allen ächten historischen Stoff, den man etwa besitzt, dem Publikum mitzutheilen. Denn man kann ohne die geringste Uebertreibung behaupten, daß, obgleich diese jetzt emancipirten Länder bereits im sechszehnten Jahrhunderte entdeckt worden, sie dennoch bis zu Anfang des neunzehnten fast gänzlich unbekannt geblieben sind.

Hiervon innig überzeugt, und, als ich im Begriff war, wiederum den atlantischen Ocean zu durchschiffen, von meinen Freunden aufgemuntert, die Sammlung meiner, während eines zwanzigjährigen Aufenthalts aufgezeichneten Bemerkungen und Ansichten herauszugeben, habe ich mich

bewogen gefunden, um auch mein Scherflein zu dem noch geringen Betrag des bereits vorhandenen authentischen Stoffs beizutragen, meine Reise aufzuschieben, und meine Materialien auf die Weise zu ordnen, wie selbige jetzt dem Leser vorliegen.

Es ist ohne Zweifel von großer Wichtigkeit, mit der Natur und Beschaffenheit eines Landes, welches irgend eine merkwürdige Veränderung in seinem politischen, religiösen und intellectuellen Zustande erlebt hat, noch bevor diese Veränderung sich ereignete, bekannt zu werden; so wie es nicht minder wichtig ist, die Ursachen und Mittel, die eine solche Umwälzung herbeiführten und bewerkstelligten, kennen zu lernen. Ich habe deßhalb von den politischen und kirchlichen Institutionen dieser Provinzen in der ihrer Emancipation vorhergehenden Epoche, von dem Character, der Eigenthümlichkeit und Erziehung der verschiedenen Einwohnerclassen, von ihren Sitten und Gebräuchen, den Producten des Bodens und deren Verarbeitung u. s. w. reden zu müssen geglaubt.

Was die äußere Lage und Stellung betrifft, um Materialien zu einem solchen Werke sammeln zu können, so war die meinige in dieser Hinsicht so ausnehmend günstig, wie sie wahrscheinlich nur sehr wenig Individuen selbst unter den gebornen Spaniern zu Theil werden, und wie kein Ausländer zu der Periode meiner Anwesenheit sich möglicherweise ihrer erfreuen konnte.

Dr. Robertson's berühmte Geschichte von America, macht alle Erzählung von der Entdeckung und Eroberung dieses Welttheils überflüssig; allein da die Spanischen Schriftsteller, aus denen er seine Materialien entlehnte, beständig die Nothwendigkeit im Auge hatten, vor den Augen des Publicums den Zustand jener Länder in der nachfolgenden Periode unter der Spanischen Herrschaft mit einem ehrerbietigen Schleier zu verhüllen, so kann auch jenes Werk nicht zuverlässiger und besser seyn, als die Quellen, woraus es allein geschöpft werden konnte. Ich füge noch hinzu, daß die verschiedenen Bücher, welche der mit umfassender Gelehrsamkeit und philosophischem Scharfsinn so vorzüglich ausgestattete Alexander von Humboldt über Neu-Spanien herausgegeben hat, zu wissenschaftlich sind, und zu wenig in's Detail eingehen, um von allgemeinem Gebrauch seyn zu können.

Ich glaube, daß meine Beschreibung der Gerichtshöfe, Gesetze, politischer Corporationen, der Administration ꝛc. auch darum nicht für unwichtig werde anzusehn seyn, weil die neuerdings ausgebildeten Regierungen großentheils die Spanische Organisation, mit wenigen Veränderungen und Modificationen, die mehr den Namen als die Sache betreffen, beibehalten werden. In der That haben auch die gegenwärtigen Autoritäten schon festgesetzt, daß die Spanischen Gesetzbücher, sofern sie nicht mit der Unabhängigkeit des Landes unverträglich sind, als

die Hauptrechtsquelle in den Gerichtshöfen gelten sollen.

Sollten die folgenden Blätter sich einer günstigen Aufnahme in Europa erfreuen, so wird der Verfasser diese Belohnung von Seiten der Alten Welt nicht für weniger ehrenvoll erachten, als den Lohn, der ihm in der Neuen bereits zu Theil worden ist.

Vorwort des Uebersetzers.

Das Original des vorliegenden Werks führt folgenden Titel:

A historical and descriptive narrative of twenty years' residence in South-America. Containing travels in Arauco, Chile, Peru, and Colombia; with an account of the revolution, its rise, progress, and results; by *W. B. Stevenson*, formerly private Secretary to the President and Captain general of Quito, Colonel and Governor of Esmeraldas, Captain de Fragata, and late Secretary to the Vice-Admiral of Chile, His Exellency the right honourable Lord Cochrane, etc. London. Hurst, Robinson, and Co. 1825.

Es besteht aus drei Theilen, von denen der erste in gegenwärtiger ersten Abtheilung enthalten ist; der zweite wird bald folgen, der dritte aber,

welcher bloß eine historische Darstellung der Südamericanischen Revolution und Emancipation enthält, wird in diese Uebersetzung nicht mitaufgenommen, zumal er für sich ein Ganzes bildet, welches füglicher an einem andern Orte seine passende Stelle finden möchte. Auch hat man in den beiden ersten Theilen Manches, was bloß für Englische Leser interessant schien, weggelassen, und Anderes, worin der Verfasser etwas zu weitschweifig oder mikrologisch sich zeigte, abgekürzt.

Jena, den 5. April, 1826.

Dr. Karl Hermann Scheidler.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Capitel.

Seite

Mocha. Tucapel Viejo 1

Zweites Capitel.

Tubal. Arauco. Nacimiento. Santa Juana . . . 12

Drittes Capitel.

Die Uthal-Mapus von Araucanien 27

Viertes Capitel.

Valdivia 47

Fünftes Capitel.

Conception de Mocha 56

Sechstes Capitel.

Talcahuano. Callao 81

Siebentes Capitel.

Das Thal von Lima 94

Achtes Capitel.

Politische, kirchliche und Finanz-Verfassung von Lima unter der Spanischen Regierung 118

Neuntes Capitel.

Die Hauptstadt Lima 140

Zehntes Capitel.

Seite

Die Bewohner von Lima 177

Eilftes Capitel.

Die Gärten von Lima 213

Zwölftes Capitel.

Pisco. Chilca. Das Thal von Chancay 230

Dreizehntes Capitel.

Huacho. Characteristik der Indianer in Südamerica. . 244

Vierzehntes Capitel.

Huaura. Barranca. Die Zuckerplantage zu Huaito . . 271

Funfzehntes Capitel.

Die Meierei Vinto. Paramonga 294

Erstes Capitel.

Mocha. Tucapel Viejo.

Am 14. Februar 1804 landete ich, nach einer etwa fünfmonatlichen Reise von England aus, auf der Insel Mocha an der Küste von Chile. Diese Insel, unter 38°21′ S. gelegen, so wie eine andere, etwa 80 (Engl.) Meilen nordwärts liegende und Santa Maria genannte, waren das Eigenthum der gegenwärtig in Conception residirenden Familie Santa Maria, welche früherhin auf der Insel dieses letztgenannten Namens lebte, und einige ihrer Leute nach Mocha zur Verwaltung derselben hinsandte. Bei dem Ausbruche des Krieges zwischen England und Spanien im Jahr 1780 erhielt diese Familie, so wie die gesammte Einwohnerschaft, von der Regierung von Chile Befehl, jene beiden Inseln zu verlassen, unter dem Vorwand, daß diese letztern den Schmugglern zum Schlupfwinkel dienten.

So lange Mocha im Besitz der Santa-Marias war, wohnte daselbst eine Anzahl von den ursprünglich dort eingeborenen Indianern, die zu demselben Stamm, welcher bei der ersten Entdeckung der Insel durch die

Spanier im J. 1549 hier seinen Wohnsitz hatte, gehörten, aber sich nachmals ebenfalls nach Conception begeben mußten.

Mocha hat ungefähr funfzehn Meilen *) im Umfang, ist in der Mitte hügeligt, nach der Küste zu sich abplattend, vorzüglich auf der Westseite, woselbst sich ein ziemlich guter Anker- und Landungsplatz in einer sandigen Bucht findet. Es giebt auf dieser Insel noch aus der frühern Epoche ihrer Bevölkerung her einige wenige Hausthiere, die sich fortwährend fortgepflanzt haben, z. B. einige Pferde, Schweine, und einiges Geflügel. Frisches Wasser strömt aus verschiedenen Quellen; wilde Rüben, Münze und andere Kräuter giebt es im Ueberfluß. Die Bäume in dem hügeligten Theile bestehen meistens in dem weißen Zimmtbaum, den die Spanier Canelo nennen; ferner in einem Baum, der den Namen Espino führt, so wie in Apfel-, Birn- und Kirschbäumen. Auch giebt es eine Menge wilde Erd- und Myrten-Beeren. Einige wenige Robben finden sich auf den Felsen an der Südseite der Insel.

Ich verließ Mocha nach einem zwei und dreißigtägigen Aufenthalt auf der Brigg Polly, und landete dann in Tucapel Viejo, der Residenz eines der Caziken oder Ulmenes der Araucanischen Indianer, von welchem ich sehr gastfreundschaftlich aufgenommen ward.

---

*) Es sind immer Englische Meilen gemeint, so wie unter Wegstunden die leagues und unter Ellen die Englischen yards.

Die männlichen Indianer, welche wir in der Bai sahen, waren von röthlich-brauner oder Kupferfarbe; einige von ihnen erreichten wohl die Höhe von sechs Fuß. Sie waren schön und sehr muskulös gebaut, ihr Gesicht rund, die Stirn wohlgeformt, ihre Augen klein und schwarz, die Nase platt, die Lippen mäßig dick, die Zähne gut, aber kein Bart. Ihre ganze Physiognomie drückt eine gewisse Lebhaftigkeit aus und ist nicht uninteressant; ihr Haar ist schwarz und stark, und fällt in einem Zopf am Hinterhaupt herab. Die Weiber sind von Statur kleiner als die Männer, denen sie übrigens in Hinsicht der Gesichtszüge gleichen, und einige Mädchen, wenn ich sie gleich nicht schön nennen darf, muß ich doch als sehr hübsch erklären. Sie tragen ihr langes Haar ebenfalls geflochten und mit einem anderthalb Zoll breiten Zopfband umwickelt, an dessen einem Ende eine Anzahl von Falkenglöckchen (hawksbells) befestigt sind; der Zopf hängt auf dem Rücken herab, und reicht häufig bis unterhalb der Kniee.

Die Kleidung dieser Indianer erschien mir bei'm ersten Anblick sehr auffallend; bei den Männern besteht sie in einem Flanellhemde, einer weiten, bis unter die Knöchel herabfallenden Hose von demselben Stoff und meistens von weißer Farbe, ferner aus einer Art Oberkleid oder Ueberwurf (rug), zwei Ellen (yard) breit und drittehalb lang, mit einem Schlitze in der Mitte, durch welchen der Kopf gesteckt wird. Dieß Gewand, wenn man es so nennen will, hängt über den Schultern herab und reicht bis unter die Kniee, und wird Poncho genannt. Gewöhnlich wird es aus einer Art

brauner Wolle gemacht, doch sah ich auch mehrere, die in buntfarbigen Streifen in Nachbildung von Blumen, Thierfellen oder dem Gefieder der Vögel gewoben waren. Der Poncho ist die allgemeine Tracht in allen Provinzen Südamerica's, die ich besucht habe, und ist sehr passend zum Reiten, da er den ganzen Körper bedeckt und dabei weit genug ist, daß die Arme völlig frei Zügel und Peitsche regieren können. In Arauco sah ich sehr geschmackvoll gearbeitete Ponchos, von denen einige hundert bis hundert und funfzig Dollars kosteten. Der Hut hat gemeiniglich die Gestalt eines Kegels und keine Krempe; statt der Schuhe bedient man sich einer Art von Sandalen aus rohem Hundefell. Die Weiber tragen eine lange weiße Flanell-Tunica ohne Schleifen, und ein schwarz flanellnes Obergewand, das durch einen drei Zoll breiten, buntfarbig gewebten Gürtel um die Hüften befestigt wird; sehr oft tragen sie auch bloß jene weiße Tunica, mit dem Gürtel und einem kleinen Mantel, Ichella genannt. Die Leibfarbe der Indianer scheint ein Grünlich-blau zu seyn. Die Weiber haben keine Kopf- oder Fußbedeckung, dagegen aber an ihren Fingern eine Menge Ringe von Silber, so wie einen Ueberfluß an Arm- und Halsbändern aus Glaskügelchen bestehend.

Die Beschäftigung der Männer besteht, wie auf einer solchen niedern Stufe der Cultur zu erwarten ist, bloß in der Jagd und darin, daß sie ausreiten, um über ihr Vieh und ihre kleinen Ländereien, deren Bebauung den Weibern obliegt, die Aufsicht zu führen. Die Weiber müssen außer der Besorgung des Feldbaues

und Haushalts, ihre Zeit mit Spinnen und Weben hinbringen. Polygamie ist erlaubt, und jeder Mann hat so viel Weiber, als er will, oder vielmehr so viel, als er unterhalten kann. Jede derselben muß ihm jährlich einen Poncho von ihrer eigenen Arbeit, so wie Flanell zu Hemd und Hosen, und täglich ein von ihr gekochtes Gericht liefern. Auf diese Weise enthält ein Indianisches Wohnhaus gewöhnlich so viel Weberstühle und Heerde, als der Mann Weiber hat, und der Abt Molina sagt, daß es höflicher ist, den Mann statt nach der Anzahl der Letztgenannten, nach der seiner Heerde oder Küchen zu fragen.

Die Weiber befleißigen sich in Hinsicht ihres Haushalts, so wie ihrer Person sehr der Reinlichkeit; man sieht nie Schmutz auf ihren Kleidern, und sie baden sich häufig, oder waschen sich wenigstens drei oder viermal des Tages. Auch die Männer halten viel auf die Sauberkeit ihrer Person, was sie auch um so eher bewerkstelligen können, da sie, als Herren der Schöpfung, nur wenig verrichten, und die schwersten Arbeiten im Haus und Feld den Weibern aufgelastet haben; eine Sitte, welche gewöhnlich sich im Gefolge der Polygamie zeigt, die alle Gefühle zärtlicher gegenseitiger Zuneigung und Aushülfe zu ersticken pflegt. Die Sorge für die Wartung und Auferziehung der Kinder ist den Weibern ebenfalls gänzlich überlassen. Die Mutter nimmt unmittelbar nach ihrer Entbindung ihr Kind mit zu dem nächstgelegenen Strom, wäscht darin dasselbe so wie sich selbst, und kehrt dann zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurück. Die Kinder werden niemals eingewin-

delt, noch überhaupt in enganliegende Kleider, sondern nur in ein Stück Flanell gehüllt, und auf einem Schaaffell in einen an der Decke befestigten Korb gelegt, der gelegentlich von jedem Vorübergehenden einen Stoß bekommt, und dann einige Minuten lang hin und her schwingt. Man läßt sie in den ersten Jahren fast nakkend herumkriechen oder laufen; im zehnten oder zwölften Jahre bekommen dann die Knaben einen kleinen Poncho, und die Mädchen ein Stück Flanell, womit sie sich die Hüften bis unter die Kniee verhüllen. In dieser Periode übernimmt der Vater die weitere Erziehung der Knaben, die ihn begleiten und bedienen müssen, und die Mutter leitet die Töchter zu ihren künftigen Berufsarbeiten an. Die lose Kleidung, zu welcher die Kinder von Jugend auf gewöhnt werden, mag ohne Zweifel die Ursache davon seyn, daß sich unter diesen Indianern durchaus kein Beispiel einer verwachsenen oder verkrüppelten Person findet. Uebrigens sind die Araucanier sehr stolz auf ihren Stammruhm, und nennen sich selbst die „niemals Besiegten, die steten Sieger".

Das Haus, in welches ich von den Indianern geführt ward, lag etwa fünf Wegstunden von der Küste entfernt, in einer drei Meilen breiten, dann immer mehr sich verengenden Schlucht, durch welche ein Fluß mit trefflichem Wasser sich nach der See hinwindet. Die Gegend wurde durch die reichen Gaben der Natur, und den lieblichen Anblick des Contrastes zwischen den bis zum Brechen mit Früchten überladenen Apfel-, Birn- nnd Pfirsichbäumen, dem Dunkelgrün der Wälder auf den die Landschaft begränzenden

Hügeln, und den hie und da emporragenden, von den Sonnenstrahlen weißgebleichten Felsblöcken auf das Anmuthigste belebt.

Vier oder fünf junge Indianer oder Mosotones, ritten zu dem Hause voraus, und als dasselbe uns geöffnet ward, so sahen wir einen Haufen Weiber und Kinder in einer Reihe aufgestellt, welche über meine unerwartete Erscheinung das größte Erstaunen verriethen, deren gutmüthige, wohlwollende Mienen jedoch alle Besorgniß verbannten.

Die Familie, oder das, was ich dafür hielt, bestand aus mehr als vierzig Personen. Der Hausvater war zwischen vierzig bis funfzig Jahren alt, und wie es schien, im Besitz aller Privilegien eines Patriarchen. Es waren acht Frauen da, die ich für seine Weiber hielt, obgleich während meines Aufenthalts er nur mit einer derselben in einem nähern Verhältnisse zu stehen schien, wenn man anders als ein solches den Umstand ansehen darf, daß diese allein ihm bei Tische aufwarten durfte und von den übrigen die verschiedenen, von denselben zubereiteten Gerichte erhielt, welche sie dann nach einander auftrug. Die jungen Männer aßen ihr Mahl an verschiedenen Tischen oder Plätzen, und die Weiber und Kinder verzehrten in der Küche dasjenige, was der männliche Theil der Familie übrig gelassen hatte. Vom ersten Tage bis zum letzten meines Aufenthalts aß ich hier beständig von denselben Speisen wie der Cazike oder Ulmen (ich weiß nicht genau, welche von beiden Würden er bekleidete); unsere Finger dienten uns statt der Gabeln, und große Muschelschaalen statt der Löffel;

Messer wurden niemals bei Tische gebraucht. Unsre Mahlzeit bestand meistens aus frischem Hammelfleisch, Rindfleisch, Fisch oder Hühnergeflügel, das in kleine Stücke zerschnitten, und mit Kartoffeln, Zwiebeln, Lauch und Cayennepfeffer zubereitet, aufgetragen ward. Das Frühstück, das gleich nach Sonnenaufgang eingenommen ward, bestand aus etwas feinem Mehl oder geröstetem Waizen, grob gemahlen, mit Wasser vermischt, kaltem oder warmem, nach beliebigem Geschmack. Abends um acht Uhr wurde Milch mit Machico oder Kartoffeln (potatoes) aufgetragen. Der Tisch dieser Indianer ist überhaupt trefflich bestellt. Ihr Geflügel, mit Gerste und Kartoffeln gemästet, ist fett und sehr wohlschmeckend; so auch das Schöpsen- und Rindfleisch, und ihre Fische, theils aus dem Flusse, theils aus der See, suchen ihres Gleichen.

Als Getränk zu dieser Jahreszeit diente, bei dem großen Ueberflusse an Aepfeln, vornehmlich junger Cider, der übrigens genugsam in Gährung gebracht war, um Berauschung zu bewirken, wovon ich einige Beispiele unter den Männern zu bemerken Gelegenheit hatte. Den Frauen zur Ehre muß ich jedoch gestehen, daß ich nie eine derselben in einem Zustande von Trunkenheit sah. Wie man mir sagte, wird dort zu andern Zeiten des Jahres ein Branntewein über Mais abgezogen.

Das einzige Vergnügen, meines Wissens, welches sich die Indianer zu Tucapel im Hause selbst zu machen pflegen, besteht in einer Art von Tanz. Etwa sechszehn Männer und Weiber stellen sich bunt durch einander in eine Reihe, und hüpfen umher, eines hin-

ter dem andern, nach dem Schalle einer kleinen Trommel, welche man durch das Ueberziehen eines irdenen Topfes mit einem frischen Ziegen- oder Lammsfell verfertigt. Diesen Tanz sahe ich übrigens nur zweimal aufführen, jedesmal Abends nach Tische. Auch passen sich diese Indianer in der That nicht recht für diese Art von Ergötzlichkeit, da sie überhaupt in ihrem Verhältnisse zu einander nicht sehr umgänglich sind, und überdieß die Weiber als eine durchaus untergeordnete, niedrigere Art von Wesen ansehen, was nothwendig der Harmonie und Annehmlichkeit ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse viel Abbruch thun muß.

Das vornehmste Vergnügen der jungen Männer im Freien, ist der Palican, ein Spiel, welches die Spanier Chueca nennen, und welches demjenigen ähnlich ist, was ich in England Bandy nennen hörte. Molina sagt, daß es dem Calcio der Florentiner und dem Orpasto der Griechen gliche. Die Gesellschaft theilt sich hierbei in zwei Partheien. Jede Person hat einen, etwa vier Fuß langen, an dem untern Ende gekrümmten Stock, mit welchem man einerseits einen kleinen, manchmal hölzernen, Ball über gewisse, auf dem Boden bezeichnete Gränzen, hinauszutreiben, und andrerseits dieß, und somit den Verlust des Spiels, zu verhindern sucht. Dieß Spiel, oder vielmehr sein Ausgang wird in den verschiedenen Provinzen von Araucanien als eine Art von Gottesurtheil angesehen, und es werden die wichtigsten Streitigkeiten durch dasselbe entschieden, indem der Gewinner im Spiele dann zugleich als der Gewinner des Processes oder als Sieger in dem Streite

angesehen wird. So hörte ich z. B. späterhin in Arauco, daß der gegenwärtige Bischof von Conception, Roa, der bei seiner Visitationsreise nach Valdivia nach erhaltener Erlaubniß der Eingebornen das Gebiet der Indianer betreten, aber bei seiner Rückreise es unterlassen hatte, sich einen Reisepaß von dem Uthalmapu, oder obersten Häuptling des Districts Lauguen Mapu, den er zu durchreisen hatte, zu verschaffen. Er wurde deßwegen angehalten, zum Gefangenen gemacht, und seines ganzen Gepäckes beraubt; und der Streit, der über die Frage entstand, ob man ihn hinrichten, oder frei nach Conception zurückreisen lassen sollte, konnte nur durch einen Palican entschieden werden. Dieß Spiel ward in der Gegenwart des Bischofs gespielt, welcher das Glück hatte, seine Parthei siegen, und so sein Leben gerettet zu sehen.

Der Theil der Gegend, welchen ich in Gesellschaft einiger dieser gutmüthigen Indianer zu sehen Gelegenheit hatte, war zwar nicht sehr ausgedehnt, aber ausnehmend schön. Der Boden ist reich, jede Art der Vegetation üppig, und einige der Bäume sind sehr groß. Die vorzüglichsten derselben sind: der Espino, der Luma, der Maque und der Pehuen.

Das Haus meines Wirths war mit einem Dache versehen und etwa sechszig Fuß lang und zwanzig breit; seine Wände von Lehm, sieben Fuß hoch; auf der Vorderseite hatte es zwei Thüren, eben so auf der Hinterseite grade gegenüber; übrigens kein Fenster. Der vordere Theil des Innern bildete eine etwa sechs Fuß breite Flur, auf welcher fünf oder sechs kleine Tische standen,

die den ganzen Hausrath ausmachten. Der hintere Theil war zu einzelnen, durch Rohrwerk gebildeten Verschlägen mit Bettstellen verwendet, die in ihrer äußern Form der Reihe von Ständen in einem Pferdestall glichen. Die Hinterthüren führten zu den Küchen, einer Reihe von Gebäuden, so lang wie das Haus selbst, aber nicht mit demselben zusammenhängend.

Man erzählte mir, daß diese Indianer Gold- und Silberminen hätten, und die Kunst verständen, die edlen Metalle aus den Erzstufen zu gewinnen. Diese Nachricht scheint durch die bei ihnen vorhandenen goldnen und silbernen Zierrathen bestätigt zu werden; letztere sind übrigens von spanischer Arbeit, und vielleicht Kriegsbeute oder durch Tausch erlangt. Man könnte hier einen, freilich nicht bedeutenden, Handel etabliren, indem gute Wolle, Bauholz und einiges Gold und Silber gegen Messer, Beile, Hacken, Flanell u. s. w. eingetauscht werden könnten.

Zweites Capitel.

Tubal. Arauco. Nacimiento. Santa Juana.

In Begleitung von fünf Indianern verließ ich an einem mondhellen Aprilmorgen das Haus meines gastfreundlichen Toqui's, um meine Reise nach Tubal fortzusetzen. Wir waren sämmtlich zu Pferde und langten noch denselben Vormittag in Tubal an, einem kleinen, von lauter Indianern bewohnten Weiler, woselbst ich in ein großes Haus geführt wurde, welches dem Toqui oder Caziken zu gehören schien.

Wir wurden mit dem gewöhnlichen Mittagsmahle bewirthet, zu welchem dießmal aber noch ein nach unsrer Ankunft sofort geschlachtetes und in heißer Asche gebratenes Lamm hinzugefügt ward. Alles, was nur irgend eine Spur von Cultur an sich hatte, mußte sich bei dieser Gelegenheit sehen lassen; das gebratene Lamm wurde auf einer großen unförmlichen silbernen Schüssel aufgetragen, und einige silberne Löffel und Gabeln auf den Tisch des Toqui gelegt; Messer dagegen gab es nicht, doch hatten die Trinkhörner ein Fußgestell. Außer dem Ciderwein krönte es ein starker, übelschmeckender Branntewein, und ein dicker süßer Wein das Gelag.

Meine Indianischen Reisecameraden oder Führer erregten nach der Mahlzeit viel Spaß durch ein Spiel, welches sie Peuca nennen und das ihnen, wie Molina sagt, als Abbild des Krieges gilt. Funfzehn Mosotones oder junge Indianer nahmen sich einander bei den Händen und bildeten einen Kreis, in dessen Centrum ein kleiner Knabe von etwa 10 Jahren gestellt ward. Eine gleiche Anzahl anderer junger Männer bemühte sich hierauf, den Knaben aus dem Ringe herauszuholen, worin der Sieg des Spiels besteht. Die den Kreis bildenden Indianer machten denselben durch Ausstrecken ihrer Arme anfangs so weit, als sie nur konnten, zogen sich aber bei dem Angriff der Andern enger zusammen und schlugen dieselben glücklich zurück. Diese letzteren vertheilten sich dann in verschiedene Haufen zu zwei oder drei Personen, und suchten auf diese Weise den Ring zu durchbrechen und den Knaben herauszuholen, mußten jedoch nach vielen vergeblichen Versuchen und Anstrengungen vor Müdigkeit ihren Plan und die Hoffnung des Siegs aufgeben. Nach der Endigung dieses Spiels, welches wenigstens drei Stunden dauerte und dem die Weiber und Kinder mit den deutlichsten Zeichen des Interesses und des Enthusiasmus zusahen, ward eine Menge Cider herbeigebracht, der seine Wirkungen bald zu äußern und noch mehr Lebendigkeit und Fröhlichkeit zu verbreiten begann. Das Abendessen bestand aus Milch, gerösteten Kartoffeln und aus einer Lieblingsmilchspeise der Indianer, die sie Milcow nennen und welche auf folgende Weise zubereitet wird. Kartoffeln und eine Art von Kürbiß (Pompion),

Zapallo genannt, werden geröstet, das Inwendige von beiden herausgenommen, mit etwas Salz, manchmal mit Eiern durchknetet, sodann aus dieser Paste kleine Kuchen von der Größe eines Dollars gemacht, von welchen eine ziemliche Menge in einen Topf mit Milch gethan und etwa eine Viertelstunde lang gekocht wird.

Nach dem Essen zogen wir uns in die für uns bestimmten Betten zurück, welche aus fünf oder sechs reinen weißen Schaaffellen und einigen weißwollenen Tüchern gemacht waren. Am andern Morgen stiegen wir sehr früh auf; fünf andere junge Indianer hatten sich zu meiner Eskorte gesellt, und wir setzten unsern Weg nach Arauco fort.

Es giebt hier in Tubal eine Rhede und einen guten Ankerplatz, und nöthigenfalls können Schiffe sich hier reichlich mit Ochsen, Schaafen und vortrefflichen Vegetabilien gegen Austausch von Messern, Aexten, Knöpfen u. s. w. versorgen. Das Wasser an der Mündung des Flusses Tubal ist salzig, doch kann man sich gutes süßes Wasser leicht ein wenig nordwärts aus einem Bache verschaffen, der sich in jenen Fluß ergießt.

Nachdem wir etwa 6 Meilen zurückgelegt hatten, stiegen wir zu dem Gestade einer sehr ausgedehnten Bai hernieder und sahen die Insel Santa Maria am Horizont. Am Fuße des Vorgebirges, über welches wir herabgestiegen waren, zeigte sich ein kleiner Strom und drei nette Meiereien mit hübschen Gärten vor ihnen. Meine Führer brachten mich in das erste dieser Häuser, woselbst wir von einer weißen Frau empfangen

wurden, dem Weibe eines hier als auf einer Art von Vorposten stationirten Sergeanten. Dieser Letztgenannte kam ebenfalls sehr bald zum Vorschein, und obgleich ich sehr liebevoll von den gutmüthigen Indianern behandelt worden war, so fühlte ich doch, als ich mich wiederum unter Leuten von meiner eigenen Farbe fand, ein Vergnügen, ähnlich dem, welches eine Person empfindet, die von der Furcht einer Gefahr durch die Ueberzeugung von der Nichtexistenz derselben befreit wird. Es erhob sich ein kleiner Streit in Hinsicht auf die Indianer, die mich begleitet hatten und nun nach Hause zurückkehren wollten; doch ward derselbe durch den Sergeanten beigelegt, der uns zwei Soldaten mit dem Befehle mitgab, mich dem Commandanten von Arauco vorzustellen. In dieser letztgenannten Stadt langten wir noch an demselben Tage um Mittag an.

Die Gegend, durch welche wir kamen, erfreute sich überall der kräftigsten Vegetation; die Thäler oder Tiefen der Schluchten waren mit Gras und Gesträuchen, die Anhöhen mit Holz bedeckt. Nachdem wir zum Gestade herabgestiegen waren, zeigten sich unsern Blikken einige kleine Schluchten zur Rechten, eine ziemlich beträchtliche Anzahl mit netten Dächern versehener Meiereien enthaltend. Eine Menge wilder, mit noch grünen Trauben beladener Reben rankte sich von Baum zu Baum, und dichte Haufen von Apfel-, Birn- und Pfirsichbäumen schmückten die Wände der Hügel, während die Niederung von dem Fuße dieser letztern bis zur See durch eingerammelte Baumzweige vertheilt und

eingehegt war, in welchen Verzäunungen die Viehheerden, vornehmlich Kühe, geweidet wurden.

Bei unserer Ankunft in Arauco wurde ich sofort in die Wohnung des Commandanten gebracht, welcher mir vor ihm zu erscheinen, und den Soldaten und Indianern nach Hause zu gehen gebot. Ich gerieth in der That in kein geringes Erstaunen ob des wundersamen Aeußern dieses martialischen Helden, der ohne Zweifel sich in seiner jetzigen Lage so viel wie ein Alexander oder Napoleon dünkte, und den ich, wenn seine Gestalt es verstattet hätte, für einen zweiten Falstaff gehalten haben würde. Er war etwa sechstehalb Fuß hoch, ausnehmend dürr und hatte eine schwärzliche Gesichtsfarbe, große Römische Nase, kleine schwarze Augen, hervorragendes Kinn, einen zahnlosen Mund und starkgepudertes, hinterwärtsgestrichenes und in einen Zopf à la Friedrich geknüpftes Haar. Er trug eine alte verschossene blaue Uniform mit goldnen Schnüren, dunkelrothen Aufschlägen, dergleichen Weste und Hosen, blaue Strümpfe, braune Schuhe (aus Mangel an Wichse) und große viereckige Schuhschnallen; ein ächter Toleder Degen hing an einem breiten ledernen Gurt ihm zur Seite herab, und ein gleichwinklichter dreieckiger Hut bedeckte sein Haupt. Sein rother Mantel lag neben ihm auf einem Stuhl, während Se. Gestrengen stangengerade im ganzen Gefühl von Dero persönlichen Würde dastand. Niemals lieh ein hochgeborner Ritter mit mehr Ernst im Gesicht, mit abgemessenerer Haltung und mit mehr Hoheit in der Positur seinem demüthigen Schildknappen sein Ohr, als dieß mein alter Commandant

in Beziehung auf meinen, nicht zum Besten geordneten Reisebericht that. Doch welchen Contrast bot nicht seine werthe Gemahlin, die Comandanta, dar, die ich in der That nicht besser, als mit einer großen Laterne, vergleichen konnte! Sie trug ein nicht minder abentheuerliches Costum und war ungefähr 4 Fuß 6 Zoll hoch; ihre Peripherie betrug, so viel ich berechnen konnte, gerade eben so viel. Gewiß ist, daß man leichter über sie weg, als um sie herumkommen konnte. Außerdem waren auch noch zwei Franciscaner, der Pfarrer des Kirchspiels und einige Einwohner der Stadt gegenwärtig, von denen der eine, Don Nicolas del Rio, Mitleiden mit mir jungem Menschen fühlend (ich war damals erst 17 Jahr alt), den Commandanten um die Erlaubniß bat, mich als Gast bei sich aufnehmen zu dürfen. Dieß wurde zugestanden und die Begleitung des Commandanten selbst noch dazugegeben, der seinen rothen Mantel umthat und, ohne ein Jota der Etiquette zu vergessen, mich der Familie des Don Nicolas vorstellte. Letztere bestand aus dessen Gemahlin und drei Töchtern (sein Sohn hielt sich gerade bei seinem Oheim, dem Gouverneur von Angeles, auf), und während meines Aufenthalts in Arauco wurde ich in jeder Hinsicht von diesen guten Leuten als einer ihrer Angehörigen betrachtet, und auf das Freundschaftlichste bewirthet und unterhalten.

Arauco liegt an dem Fuße eines felsigen Hügels, und ist einzig auf einem sich windenden Fußpfade zugänglich, der innerhalb der die Stadt uugebenden Mauer liegt. Auf der Spitze dieses Hügels ist eine

Brustwehr von Stein, eine große Barake für die Soldaten und ein kleiner Wachtthurm angelegt; vier Achtzehn-Pfünder beschirmen die Stadt, welche ein Viereck von etwa sechshundert Ellen bildet, und mit einer achtzehn Fuß hohen Mauer an drei Seiten umgeben ist; der Hügel bildet die vierte. Zwei kleine Bastionen sind an den Winkeln angebracht. Von dem gewölbten Thorweg, der jeden Abend um acht Uhr durch ein dickes hölzernes Thor gesperrt und des Morgens um sechs Uhr wieder geöffnet wird, führt eine Straße auf den Marktplatz, woselbst die Kirche steht. Auch giebt es dort noch ein Franciscanerkloster, welches früherhin ein Jesuitercollegium war. Die ganze Bevölkerung beläuft sich auf etwa vierhundert Seelen, die Garnison auf dreißig Mann nebst einigen Unter- und Ober-Officieren. Die Stadt wird durch eine Felsenquelle mit dem trefflichsten Wasser versorgt; Obst, Fische, Hühnergeflügel und Cider (dort Chicha genannt), wurden täglich von den indianischen Weibern zu Markte gebracht, und verkauft oder vertauscht; im letztern Falle meistens gegen Salz, welches der gesuchteste Artikel ist, da es dort kein anderes giebt, als was durch Einfuhr dahin gebracht worden. Der größere Theil desselben, welches für die Küche verbraucht wird, kommt aus Peru; eine gröbere Art dagegen von der Küste von Chile, nahe bei Valparaiso.

Der allgemeine Gruß der Indianer ist Marry, Marry (Maria), und man sagte mir, daß, wenn ein Cazike oder andrer indianischer Häuptling einem Spanier diesen Gruß entbieten läßt, dieß dann ein sicheres

Zeichen seiner friedlichen Gesinnung gegen die Spanier ist, sollten auch andere Stämme mit denselben grade im Kriege seyn.

Nachdem ich mich ein Paar Tage ausgeruht hatte, machte mir Don Nicolas das Anerbieten, seine Töchter auf einer Excursion in einige benachbarte Dörfer und Städte zu begleiten; ein Vorschlag, der mir ungemein zusagte, und, wie es schien, nicht minder meinen neuen Bekannten. Ein Erlaubnißschein oder Paß wurde mir von dem Commandanten verabfolgt, und ich dabei angewiesen, denselben bei allen militärischen Posten, die ich anträfe, vorzuzeigen. Ob die Ausstellung dieses Documents grade so nothwendig war, weiß ich nicht; es schien mir aber, als hätte mir der Commandant dasselbe bloß deßwegen mitgegeben, um mir eine Idee von der Wichtigkeit seines Amts beizubringen; denn man fragte niemals darnach, und wenn ich es vorwies, so ward es niemals gelesen, sondern mit einem spöttischen Nasenrümpfen zurückgegeben, welches sattsam die geringe Achtung bewies, welche die Subalternen dieses großen Mannes gegen ihn hegten.

Unsere Cavalcade, die an einem so herrlichen Morgen auszog, als je einer für muntere Reisende angebrochen ist, bot einen recht angenehmen Anblick dar. Die drei Töchter des Don Nicolas ritten treffliche Pferde auf viereckigen Quersätteln, deren oberer Theil die Gestalt eines kleinen Stuhls mit Lehne und Armen hatte, und mit Sammt und einer Menge messingener Nägel ausgeschlagen war. Der Sitz ist auf der rechten Seite des Pferdes angebracht, so daß die Dame,

der englischen Sitte entgegen, ihre linke Hand auf dem Nacken des Rosses hat. Zaum und übriges Sattelzeug waren mit vielen Ringen, Buckeln und Beschlägen von Silber verziert. Ich ritt ein meinem guten Wirth gehöriges, und gleichergestalt geschmücktes Pferd, dessen Sattel vorn und hinten vier Zoll hoch erhöht, und auf dem Sitze mit einigen Schaaffellen und einer rothen langwolligen Decke überzogen war. Vier Saum-Maulthiere waren mit Betten und Proviant beladen, und wurden von zwei Mosotones oder jungen Indianern besorgt; zur Aufwartung für die jungen Damen waren zwei Mädchen mitgenommen. Wir stiegen auf, und am Thore gesellten sich noch die zwei Töchter des Commandanten zu uns, die als Eskorte zwei Soldaten hatten. Als wir aus dem Thore heraus waren und ich mich umwendete, um unsern Zug zu beschauen, so machte derselbe auf mich einen noch weit angenehmern Eindruck, als eine Pilgerfahrt nach Canterbury. Fünf junge Ladys in ihrem Prachtputze, ihre kleinen aber schön gewebten Ponchos, ihre schwarzen Hüte und Federn, ihre buntfarbig sich ausspreitzenden Reifröcke mit Borten, Franzen und Spangen verziert, der glänzende Sattelschmuck ihrer Pferde, die zwei Soldaten in Uniform, die Indianer, die Mägde, die Saumthiere, welche den Zug beschlossen, die fröhlichen Gesichter Aller, die Verwandten, Bekannten und Freunde, welche von der Stadtmauer herab mit dem Schwenken ihrer Hüte und Schnupftücher uns glückliche Reise wünschten, der Schall der Glocken in der Kirche und dem Kloster, der die Einwohner zur Messe rief, der Anblick der fernen See

auf der einen Seite und der einer lieblichen Ebene und romantischen Berggegend auf der andern —, alles dieß erregte in mir einen Zustand des Entzückens, in welchem ich mich in ein Feenreich versetzt glaubte, und schier daran gezweifelt hätte, ob denn das Alles, was sich meinen Blicken darbot, auch wirklich vorhanden sey.

Der Abrede gemäß sollten wir in einem Pachthofe etwa zwei Wegstunden von Arauco frühstücken, und wir ritten dahin voraus, während die Indianer mit unserm Gepäcke uns langsam folgten. Da man unsere Ankunft vorher wußte, so wartete unsrer ein trefflich bereitetes Frühstück aus Hühnergeflügel, gebratenem Lammfleisch, Fischen, Eiern, Schocolade u. s. w. bestehend, welches wir mit bestem Appetit verzehrten, worauf wir dann unsere Reise fortsetzten, und bald zu dem Ufer des Flusses Carampangue und nach einem Ritte von etwa zwölf Meilen zu den an diesem Flusse gelegenen und von ihm benannten „Mühlen von Carampangue" gelangten. Dieser Strom ist an einigen Stellen achtzig bis hundert Ellen breit und an den übrigen nicht unter zwanzig; er entspringt, wie man mir sagte, in den Cordilleras und strömt langsam dem Meere zu, in welches er sich etwa vier Meilen von Arauco ergießt. Bei jenen Mühlen ist er zwei und zwanzig Ellen breit, und hat einen beträchtlichen Fall; sein Wasser wird in Canälen zum Gebrauch für jene geleitet. Diese Mühlen sind drei an der Zahl, mit verticalen Wasserrädern und jede mit einem Paar von Steinen versehen, welche letztere aus weiter Ferne hergeschafft werden müssen, und von denen das Paar anderthalbhundert Dollars kostet. Sie sind

schwarz, mit kleinen weißen Flecken und haben von ihrer Gestalt, die den Flügeln der Fliegen gleicht, den Namen Ala de mosca erhalten. Wenn etwas an ihnen entzwei geht, so müssen sie durch neue ersetzt werden, da man in jener Gegend sich nicht auf ihre Reparatur versteht, und überhaupt sich dort wohl kaum ein Hufschmidt findet, der dergleichen Arbeiten übernehmen könnte. Das Holzwerk in den Mühlen ist von sehr grober Arbeit, da der Müller sein eigner Zimmermann, Schmidt u. s. w. ist. Das Mehl wird nicht gebeutelt, sondern mittelst großer von den Indianern verfertigten Haarsiebe von der Kleie gesichtet; ein Geschäft, welches übrigens nicht zu denen des Müllers gehört, der dasselbe vielmehr den Eigenthümern des Getraides überläßt.

Wir verzehrten in einem dieser Häuser unser Mittagsmahl, und brachten den Nachmittag damit zu, in der Umgegend umherzustreifen, und Myrthenbeeren zu pflücken, welche hier köstlich sind und von dem Volke Mutillas genannt werden. Sie sind von der Gestalt einer großen Erbse, dunkelroth und haben einen eigenthümlichen süßen Geschmack und aromatischen Geruch. Man läßt sie manchmal quetschen und in darübergegossenem Wasser einige Tage gähren, was dann ein angenehmes Getränk, Chicha de mutilla genannt, giebt. Wir fanden wilde Trauben im Ueberfluß, desgleichen Aepfel, Birnen und Pfirschen, auch einige wenige Pflaumen; die Trauben sind übrigens weder groß, noch süß, noch sehr schmackhaft. Bei unsrer Rückkehr in die Mühle wurde uns Mate vorgesetzt, welches ein Surrogat des Thees und in ganz Südamerica mehr oder we-

niger im Gebrauch ist; wiewohl seit dem Ausbruch der gegenwärtigen Revolution dieser Gebrauch sich etwas vermindert hat, theils weil es jetzt mehr zum guten Ton gehörig (fashionable) ist, Thee à la Inglesa zu trinken, theils weil man das Kraut jetzt nicht mehr regelmäßig aus Paraguay beziehen kann, woselbst es wächst und von wo es seinen Namen erhalten hat. Das Mate wird zubereitet, indem man etwa einen Theelöffel voll von dem Kraut aus Paraguay in eine silberne oder goldene Kanne oder in einen Becher thut, dazu ein Stück Zucker (welches manchmal erst an das Feuer gesetzt wird, bis es an der einen Seite ein wenig angebrannt ist), ferner einige Tropfen Citronensaft, ein Stück Citronen- und Zimmtschale, oder Gewürznelke. Hierauf wird die Kanne mit kochendem Wasser vollgegossen, und eine silberne Röhre von der Dicke eines Tabakspfeifenrohrs, sechs Zoll lang und am untern Ende mit kleinen Oeffnungen versehen, wird hineingelassen. Durch dieß Instrument wird das Getränk eingesogen, nicht ohne Gefahr, daß man sich den Mund dabei verbrennt. Gewöhnlich wird das Mate in der Kanne oder dem Becher auf einem, mit wunderlich aussehender getriebener Arbeit versehenen, Präsentirteller servirt, obwohl bei dieser Gelegenheit bloß in einer mit einem silbernen Rand eingefaßten Kürbisflasche (Calebasse). Eine einzige Röhre dient der ganzen Gesellschaft zum Gebrauch, und die Dame, welche die Zubereitung dieses Getränks übernommen, pflegt häufig, wenn der Becher wieder zu ihr gekommen, nicht allein einen herzhaften Schluck daraus zu sich zu nehmen, sondern noch einen

zweiten dazu, wenn sie ihn wieder angefüllt hat, worauf sie ihn in der Gesellschaft herumwandern läßt. Hierbei wird übrigens eine ziemlich strenge Etiquette beobachtet, und der Mate zuerst allemal dem vornehmsten Fremden oder dem willkommensten Gaste dargeboten, oder einem Priester, wenn ein solcher (wie gewöhnlich der Fall) gerade gegenwärtig ist. Bloß eine heftige Unpäßlichkeit des Paters Vicente zu Arauco hatte uns von seiner Gegenwart befreit; ein Umstand, den unsre Gesellschaft eben nicht sehr bedauerte, bis man Abends einen Tanz vorschlug, wobei Se. Wohlehrwürden sehr vermißt wurden, da Niemand so gut, wie er, die Guitarre spielen konnte. Indessen fand sich glücklicherweise noch ein Soldat, der hierin seine Dienste anbot, das Instrument wurde herbeigeholt und gestimmt, der Tanz benannt, und die blitzenden Augen der ganzen Gesellschaft zeugten sattsam von ihrem Wunsch „mit leichtem Sinn und leicht beschuht den Boden mit den Sohlen zu kitzeln"; allein zu meinem Erstaunen bestand der Tanz in weiter nichts, als darin, daß ein junger Mann mit seiner Dame in die Mitte des Zimmers sich begab, und beide um einander nach den Tönen der Guitarre herumhüpften; Töne, die man mit nichts vergleichen kann als dem Grunzen einer Sau, oder dem begleitenden kreischenden Gesang des Virtuosen selber. Dieser Tanz hieß der Bolero. Das besagte Paar tanzte etwa fünf Minuten lang und wurde dann von einem zweiten abgelöst u. s. f. Auf diese Weise und mittelst des Genusses von Cider, Chicha de mansana, Chicha de mutilla, schlechtem Weine und einem aus den dort wild

wachsenden Weintrauben destillirten Branntwein, unterhielt sich die Gesellschaft bis nach Mitternacht. Ein warmes Souper beschloß die Scene, worauf wir uns in die für uns in den verschiedenen Häusern bereiteten Betten begaben.

Am folgenden Morgen nach dem Frühstück setzten wir uns wieder zu Pferde, und, nachdem wir den Fluß an einer Furth passirt, unsere Reise nach Nacimiento fort, einem kleinen Dorfe, von einer Mauer mit vier messingenen Kanonen bespickt, umgeben. Die Mehrzahl seiner Einwohner sind Indianer und dem Anschein nach sehr arm. Wir brachten die Nacht in dem Hause des dortigen Pfarrers zu, aber nicht so angenehm, wie die vorige in den Mühlen.

An dem folgenden Tage ritten wir nach Santa Juana, einer andern Gränzstadt, welche auf einer Insel liegt, die der Fluß Bio-bio bildet; es theilt sich derselbe nämlich hier auf eine Strecke von einer halben Meile in zwei Arme, worauf er sich dann wieder vereinigt. Man kann diesen Strom die eigentliche Nordgränze von Chile nennen. Die auf der Südseite desselben gelegenen Städte sind in beständiger Gefahr, von den Indianern weggenommen zu werden, und werden von den Spaniern selbst als verlorene Posten betrachtet. Wir blieben einen Tag in Santa Juana, kehrten dann auf einem andern Wege nach Nacimiento, von da nach den Carampangue-Mühlen, und den darauf folgenden Tag nach Arauco zurück, nachdem wir zu dieser höchst angenehmen Lustreise sieben Tage verwendet hatten.

Ich war nicht wenig überrascht, als ich vernahm,

daß so eben Krieg zwischen England und Spanien ausgebrochen sey; und einige Tage nachher erhielt ich Befehl, mich nach Conception zu begeben. Ich blieb bis zu meiner Abreise in dem Hause meines Freundes Don Nicolas del Rio, und erhielt jeden Tag neue Beweise von der gütigen Gastfreundschaft dieses wackern Südamericaners und seiner trefflichen Familie, die ich mit der aufrichtigsten Betrübniß, und mit der Vorstellung verließ, daß ich sie nie wiedersehen würde. Hierin täuschte ich mich jedoch, denn nach einem Verlauf von siebzehn Jahren trafen wir wieder mit einander unter Umständen zusammen, die mir Gelegenheit gaben, ihnen einen Theil ihrer Güte und Freundschaft zu vergelten.

Drittes Capitel.

Die Uthal-Mapus von Araucanien.

Der Strich Landes, welcher Araucanien im eigentlichen Sinne genannt werden kann, erstreckt sich von dem Flusse Bio-bio unterm 36° 44′ südl. Br. bis nach Valdivia unterm 39° 38′. Die Provinz Conception bildet seine nördliche Gränze und die Llanos oder Ebenen von Valdivia seine südliche; die Cordilleras begränzen Araucanien im Westen, und der stille Ocean im Osten.

Es ist in vier Fürstenthümer oder Tetrarchate, Uthal-mapus genannt, getheilt; nämlich in das Lauguen-mapu oder die Seegegend, das Lelbun-mapu oder die Thalgegend, das Mapir-mapu, den Fuß der Cordilleras, und das Pire-mapu oder die Andes. Jedes dieser Tetrarchate ist dann weiter eingetheilt in neun Allaregues oder Provinzen, so wie jede von diesen ebenfalls in neun Regues oder Districte. Diese Eintheilung existirte schon vor der Ankunft der Spanier, der Zeitpunct ihrer Entstehung läßt sich aber nicht angeben.

Die vier Uthal-Mapus werden von vier Toqui's oder Tetrarchen regiert, welche in der innern Admini-

stration ihrer respectiven Territorien von einander ganz unabhängig sind, aber zum allgemeinen Wohl des Landes in einer Conföderation stehen. Die Statthalter dieser Toquis in den verschiedenen Provinzen heißen Apo-Ulmenes, und unter ihnen stehen die Ulmenes oder die Präfecten der einzelnen Districte oder Grafschaften. Alle diese Würden sind erblich in der männlichen Linie, und zwar nach dem Rechte der Erstgeburt; wenn aber kein männlicher Erbe eines dieser regierenden Personen mehr vorhanden ist, so haben die Vasallen oder Unterthanen das Recht, aus ihrer Mitte einen Nachfolger zu ernennen, dessen Wahl der Toqui sofort bestätigt.

Das Abzeichen eines Toqui's ist eine Streitaxt; das eines Apo-Ulmen ein Stab oder Stock mit einer silbernen Kugel an dem einen Ende und einem Ring von gleichem Metall um die Mitte; der Ulmen führt einen solchen Stock ohne Ring.

Für einen Geschichtsforscher, der ein Freund von Hypothesen ist, könnte diese auf der südlichsten Gränze der neuen Welt sich findende Aristocratie, welche der in dem Norden der alten Welt vorhandenen militärischen Aristocratie der Herzöge, Markgrafen und Grafen so ähnlich ist, ein Beweis seyn, daß jene erstere durch Auswanderungen aus der letztern, zu einer Zeit, die über die Kunde aller historischen Thatsachen, so wie selbst über die mündlichen Ueberlieferungrn und Sagen hinausgeht, bevölkert worden wäre.

Das Recht oder Gesetzbuch der Araucanier heißt Aucacoyog, und besteht bloß als Gewohnheitsrecht, indem es althergebrachte Sitten und Gebräuche oder

stillschweigend genehmigte Beschlüsse in solchen allgemeinen Rathsversammlungen als seine Quelle und seinen Inhalt anerkennt. Molina, Ulloa, und noch andere Schriftsteller schweigen von dem merkwürdigen Thatumstand, daß dieß Volk im Besitz der Quipus oder der Peruanischen Sitte ist, sich anstatt der Buchstabenschrift oder der Hieroglyphen, der Knoten, die in farbigen Zwirn geknüpft werden, zu bedienen. Daß sie diese Kunst noch gegenwärtig besitzen, erhellt aus dem Protocoll eines Verhörs, in Beziehung auf eine im J. 1792 in der Nähe von Valdivia ausgebrochene Revolution, wobei die Verschwornen durch die Anzahl von Knoten an einem buntfarbigen Stricke den Termin des Ausbruchs der Empörung, so wie den der Abreise des Senders u. s. w. sich einander zu erkennen gegeben hatten. Ich selbst habe das Originalmanuscript dieses Protocolls in den Archiven von Valdivia gefunden, und es scheint mir sonach sehr wahrscheinlich, daß die Toquis von Araucanien sich in der Regel zur Aufbewahrung ihrer Erzählungen der Quipus, statt mündlicher Ueberlieferung, bedient haben.

Als Hauptverbrechen gelten bei diesem Volke Mord, Ehebruch, Räuberei und Zauberei. Wenn ein Mörder aber mit den nächsten Verwandten des Getödteten durch eine Art Wehrgeld oder Composition sich abfindet, so entgeht er aller weitern Bestrafung. Ein Gleiches findet bei Ehebruch und Räuberei statt; die Composition des letztern besteht in der Rückgabe des geraubten Gutes, bei'm Ehebruch in dem Unterhalt des Weibes. Zauberei wird stets mit dem Tode bestraft. Bei'm Mord gilt in der Regel das Wiedervergeltungsrecht, und in den

meisten Fällen versammeln die beleidigten Verwandten ihre Freunde, und überfallen und plündern das Gebiet oder die Länderei des Angreifers. Diese Malocas, wie man sie dort nennt, sind die Quellen von großer Verwirrung. Uebrigens sind die Araucanier zwar sehr kriegerisch, und zur Rache gegen empfangene Beleidigungen geneigt, aber sie besitzen auch Tugenden des Privat- und öffentlichen Lebens, und ihr Sinn für Freundschaft, Vaterlandsliebe und Gastlichkeit beweisen, daß diese Vorzüge der menschlichen Natur auch auf einer der niedrigsten Stufen der Civilisation stattfinden können.

Wenn in einer allgemeinen Versammlung die Führung eines Kriegs beschlossen worden ist, so wird gewöhnlich einer der vier Toquis von den drei andern zum Oberbefehlshaber gewählt. Es können aber auch die vier Toquis einen andern Bürger dazu ernennen, der dann förmlich durch die Uebergabe der Streitaxt des Toqui's als alleiniger Dictator bestallt wird, wo dann die Toqui's für die Dauer des Kriegs die Abzeichen ihrer Würde ablegen. Der Dictator ernennt dann selbst die übrigen Unterbefehlshaber, und ihm wird von allen Ständen der strengste Gehorsam geleistet. Sobald der Termin zum Ausbruch des Kriegs bestimmt und der Oberbefehlshaber gewählt ist, sendet dieser letztere sofort seine Heerbanns-Boten, Werquenis, zum allgemeinen Aufgebot aus, und da alle Araucanier geborne Soldaten sind, so findet sich die zusammenberufene Armee bald an dem bezeichneten Ort der Zusammenkunft ein.

Die Waffen der Infanterie sind Musketen, deren sie sich mit großer Geschicklichkeit zu bedienen von den

Spaniern gelernt haben, wiewohl Bogen und Pfeile, Schleudern, Keulen und Piken ihre urſprünglichen oder eigentlichen Trutzwaffen ſind. Sie haben auch die Spanier darin nachgeahmt, daß ſie eine Cavallerie errichtet haben; ihre Pferde ſind von guter Zucht, und ſie ſelbſt treffliche Reiter. Die Waffen dieſes Theils ihrer Kriegsmacht beſtehen in Säbeln und Lanzen, und ihrer Tactik zufolge iſt es die Beſtimmung der Cavallerie, ſo bald als möglich in den Feind einzuhauen. Ihre Standarten haben einen ſchön geformten Stern in der Mitte, meiſtens weiß, in einem Feld von Grünlich-blau, welches ihre Leibfarbe iſt. Eigentliche Uniformen werden nicht getragen, wohl aber eine Art von ledernem Panzer über ihre gewöhnliche Kleidung, zum Schutze gegen Pfeil, Pike oder Schwerdt. Dieß iſt ohne Zweifel eine neuere Erfindung; denn vor der Ankunft der Spanier hatten ſie kein Thier, das ihnen zu dieſem Entzwecke hinlänglich große und dicke Felle dargeboten hätte.

Die ganze Verproviantirung einer Araucaniſchen Armee beſteht in Machica, oder Mehl von gedörrten Getraidekörnern, das in Waſſer gekocht wird. Jeder Krieger verſorgt ſich ſelbſt mit einem kleinen damit angefüllten Sack, womit er ſo lange ausreicht, bis er auf Unkoſten des Feindes zehren kann; eine Sache, welche den Anführern vor allem Uebrigen am Herzen liegt. Wenn das Lager für die Nacht bezogen wird, ſo macht jeder Soldat ſich ein eignes Feuer an; ein Gebrauch, der in den erſten Kriegen mit den Spaniern (die Ercilla ſo trefflich in ſeiner Araucania beſchrieben) den Feind oft in Hinſicht auf ihre vermuthete Anzahl täuſchte. Was

übrigens Robertson zum Ruhme der Chileaner sagt, muß man ganz auf die Araucanier beziehen; denn auf die gegenwärtigen Bewohner von Chile paßt es durchaus nicht.

Nach einem Treffen oder einer Feldschlacht wird die gewonnene Beute ganz auf gleiche Weise unter alle Individuen vertheilt, die an dem Kampfe Theil genommen haben. Sie urtheilen sehr treffend, daß der Lohn der Anführer in ihrem Rang und ihrem Ruhm bestehe, und daß ein größerer Antheil an der Beute sie wahrscheinlich verführen würde, mehr auf Plünderung als auf den Sieg, und mehr auf ihren persönlichen Vortheil als auf das allgemeine Wohl zu denken; eine Politik, werth von allen Nationen nachgeahmt zu werden.

Der Abt Molina spricht in seiner Geschichte von Chile von Menschenopfern, nach Endigung einer Schlacht; allein trotz meinen genauen Erkundigungen hiernach in Arauco im J. 1803 und noch mehr in Valdivia im J. 1820, konnte ich doch nie etwas von den Eingebornen erfahren, welches jene Behauptung irgend bestätigt hätte. Es ist übrigens möglich, daß während der ersten Kriege mit den Spaniern die barbarische Behandlungsweise, die sich diese letztern gegen Indianische Gefangene erlaubten, zu Repressalien Anlaß gab, welche mit Opfern verwechselt wurden. Soviel ist ganz ausgemacht, daß Menschenopfer durchaus nicht zu den religiösen Gebräuchen der Araucanier gehören.

Der Geist der Unabhängigkeit oder ihr Nationalstolz hält die Araucanier stets ab, zuerst Anträge zum Frieden zu machen, und die Präliminarien dazu sind, wie

auch Raynal erzählt, stets von den Spaniern eingeleitet worden. Auch haben die Araucanier bei der Abschließung des Friedens selbst, zu welcher meistens eine Ebene zwischen den Flüssen Bio-bio und Duqueco, als Zusammenkunftsort für die beiderseitigen Anführer nebst ihren Dollmetschern gewählt wird, immer den Vorrang behauptet, und das erste Wort hierbei geführt. Wenn die den Indianern angebotenen Bedingungen ihnen genehm sind, so wird der Commandostab des Spanischen Generals und die Streitaxt des commandirenden Toqui's zusammengebunden, mit einem Büschel Canelo gekrönt und an dem Ort der Berathung aufgepflanzt. Die Friedensartikel haben meistens nur die Bestimmung der Quantität und Qualität der den Indianern zu machenden Geschenke zum Inhalt, und die Negociationen endigen mit Essen und Trinken, in Saus und Braus.

Ihre Religion ist sehr einfach. Sie beten ein höchstes Wesen an, welches sie Pillian nennen, und das an der Spitze der Regierung des Universums steht, welche sie als den Prototypus der ihrigen ansehen. Pillian ist der große unsichtbare Toqui, und hat seine Apo-Ulmenes und Ulmenes, denen er verschiedene Zweige seiner Regierung überläßt, und die er mit der Verwaltung dieser oder jener menschlichen oder weltlichen Angelegenheiten betraut. Meulen, der gute Geist und der Freund der Menschheit, und Wencuba, der böse Geist und Feind der Menschen, sind die zwei vornehmsten unter den untergeordneten Gottheiten. Epunamun ist ihr Gott des Kriegs; doch wird derselbe nur selten als Schutzpatron angerufen, sondern man pflegt nur bei seinem Namen

zu schwören: fechten, zerstören zu wollen u. s. w. Diese drei kann man als ihre Apo-Ulmenes ansehen; ihre Ulmenes sind eine Schaar Genien, welche dem guten Meulen zum Schutz der Menschen gegen die große Macht des bösen Wencuba beistehen. Die Araucanier haben übrigens weder besondere, dem Gottesdienst geweihte, Plätze, noch Götzenbilder, noch überhaupt religiöse Gebräuche. Sie glauben, daß ihr Gott und seine Genien, da sie die Anbetung der Menschen nicht bedürftig sind, dieselbe auch nicht verlangen, und keineswegs geneigt sind, einen Tribut aufzulegen oder einen Dienst zu erheischen, ausgenommen für das Wohl und Interesse ihrer Diener selbst; sie vergleichen ihre Götter darin mit den Toqui's und Ulmenes, welche sie zum Schutze des Vaterlands und ihrer Freiheiten, aber nicht für ihr eigenes persönliches Interesse zum Kriegsdienst auffordern können. Uebrigens rufen sie nichtsdestoweniger den Schutz des guten Meulen an, und schreiben alles Uebel, was ihnen widerfährt, dem Einflusse des bösen Wencuba zu.

Die Spanische Regierung hat sich große Mühe gegeben, um die christliche Religion unter den verschiedenen Stämmen der Indianer in Südamerica auszubreiten, und in Chillan befindet sich ein eigends der Bildung von Missionären für die Araucanier gewidmetes Franziskanerkloster, die Propaganda fide genannt. Diese Missionäre sind indessen meistens geborene Spanier, und können als ordinirte Priester leicht eine Mission erhalten; und da pecuniäre Vortheile mit dieser Anstellung verknüpft sind, so hat der genannte Orden immer die Araucanier auszuschließen gesucht. Es giebt auch noch

Minoritenklöster in Arauco, Valdivia und Los Angeles. Da die Missionäre von den jungen Indianern bloß verlangen, einige Gebete auswendig zu lernen, an gewissen Tagen der Messe beizuwohnen, und alle Jahre einmal zu beichten, so machen sie dann und wann Proselyten; aber im J. 1820, als die Spanische Regierung in Valdivia umgestürzt ward, so beschuldigten die Indianer sofort ihre Missionäre, der neuen Ordnung der Dinge feind zu seyn, und verlangten ihre Entfernung. Ein anderer Beweis, wie sehr die christlichen Priester, wo nicht ihre Religion selbst, dort verhaßt sind, ist der, daß jene in der Regel bei allen unter den Indianern ausgebrochenen Revolutionen ermordet worden sind; wie dieß z. B. im J. 1792 in Riobueno der Fall war. Aus den in den Archiven zu Valdivia befindlichen Bekenntnissen der bei dieser Gelegenheit ergriffenen Aufrührer geht hervor, daß ihr Plan war, alle Missionsgebäude in Brand zu stecken, und die Missionäre zu ermorden.

Die Araucanier glauben steif und fest an Hexerei und Wahrsagung. Jedes, einer Person oder Familie zugestoßene böse Ereigniß wird der Wirksamkeit der erstern zugeschrieben, und zur Entdeckung des Hergangs der Sache nimmt man seine Zuflucht zur letztern. Auch achtet man sehr genau auf Vorbedeutungen, namentlich auf Träume, den Vögelflug u. s. w. Ein Araucanier, der seinen Feind auf dem Kampfplatze nicht im mindesten fürchtet, und eben so wenig die furchtbarere Hand des Henkers, wird dennoch bei dem Anblick einer Eule zittern. Auch glauben sie an Gespenster und Kobolde; doch giebt es denn ein Volk auf der Erde, das so gänz-

lich von allem Aberglauben frei wäre, um die Araucanier in dieser Hinsicht verspotten zu können?

Der Glaube an ein künftiges Leben und an die Unsterblichkeit der Seele ist unter den Indianern von Südamerica allgemein herrschend. Die Araucanier glauben mit den übrigen an eine ewige Wohnung in einer schönen Gegend, in welche alle gebracht werden. Pillian ist zu gut, um nach dem Tode Strafen für Verbrechen zu verhängen, die während des Lebens begangen worden. Sie glauben, daß die Seele die nämlichen Privilegien in ihrem abgesonderten Zustande genießen wird, wie vorher, als sie noch mit dem Körper vereinigt war. So wird ein Ehemann seine Weiber haben, doch ohne geistige Nachkommenschaft, da die zweite Welt mit den Geistern der Gestorbenen bevölkert wird: gleich den Alten, haben sie ihren Charon oder Fährmann, oder eigentlich eine alte Fährfrau, Namens Tempulagy, welche die Seele, nachdem die Verwandten den Körper bestattet, über das Meer nach Westen zu fährt, woselbst das Land der Verheißung liegen soll.

Wenn ein Indianer sich in ein Mädchen verliebt, oder sie zu heirathen wünscht, so benachrichtigt er den Vater derselben von diesen seinen Absichten, und wenn sein Antrag genehmigt wird, so schickt der Vater seine Tochter zu einem vorgeblichen Geschäft aus. Der Freier, dem im Geheimen der Weg kundgethan wird, den sie zu nehmen hat, paßt ihr mit einigen seiner Freunde auf, ergreift sie und schleppt sie nach seinem Hause, woselbst sich nicht selten ihr Vater und seine Freunde schon

eingefunden haben, um an dem Hochzeitfest Theil, so wie die ihm versprochenen Geschenke, die in Pferden, Rindern, Mais, Ponchos u. s. w. bestehen, in Empfang zu nehmen. Die Ceremonie endigt sich mit einem Trinkgelag, an welchem die ganze Gesellschaft bis zum Uebermaaß Theil nimmt.

Bei dem Todesfall einer Person werden ihre Verwandten und Freunde aufgefordert, bei der Bestattungs- und Trauerfeierlichkeit sich einzufinden. Der Verstorbene wird in seinen besten Kleidern auf einen Tisch gelegt, um welchen die Weiber herumgehen, in einem Trauergesang die wichtigsten Ereignisse des Verblichenen zu verschiedenen Malen wiederholend, während die Männer sich mit Trinken abgeben. Am zweiten oder dritten Tage wird der Leichnam nach dem Familienbegräbnißplatze gebracht, der in einiger Entfernung von dem Hause und meistens auf einer Anhöhe befindlich ist. Der Leichnam wird hier in ein vorherbereitetes Grab gelegt und mit ihm, wenn es ein Mann ist, seine Waffen, manchmal auch ein deßhalb getödtetes Pferd, begraben; eine Fran beerdigt man mit einem Theile ihres Hausgeräthes. In beiden Fällen wird aber noch etwas Speise in das Grab gelegt, um die Seele und die Tempulagu, oder die Fährfrau, auf ihrer Reise nach der andern Welt zu unterhalten. Dann wird der Körper mit Erde bedeckt und Steine in pyramidaler Form über das Grab gehäuft; eine Quantität Cider, oder anderes geistiges Getränk, wird über das Grab ausgegossen, und wenn so diese Feierlichkeiten beendigt sind, so begiebt sich der ganze Leichenzug nach dem Hause des

Verstorbenen, um zu schmausen und zu zechen. Schwarz ist hier, wie in Europa, die übliche Trauerfarbe.

Die Indianer glauben nie, daß der Tod von natürlichen Ursachen herrühre, sondern halten ihn immer für die Wirkung von Zauberei oder Beherung. Daher werden bei dem Tode einer Person ein oder mehrere Wahrsager desfalls befragt, welche gewöhnlich irgend ein Individuum als den Bezauberer nennen und denen man so steif und fest glaubt, daß der unglückselige Gegenstand ihrer Bosheit, oder ihres muthwilligen Ausspruchs, meistens als Opfer fällt. Die Zahl der auf diese Weise Umgekommenen ist nichts weniger als unbeträchtlich.

Die Spanier haben sieben Städte in Araucanien gegründet. Die Stadt Imperial, von Don Pedro Valdivia, gewöhnlich der Eroberer von Chile genannt, im J. 1552 erbauet, lag an dem Zusammenfluß der zwei Ströme Cantin und Las Damas, zwölf Meilen vom Meere, in einer ausnehmend schönen und reichen Gegend, des günstigsten Bodens und Clima's von ganz Araucanien sich erfreuend. Im J. 1564 machte sie Pius IV. zum Sitze eines Bischofs, der aber im J. 1620 nach Conception verlegt wurde. Im J. 1799 wurde sie von den Indianern erobert und zerstört, und sie ist seitdem nicht wieder aufgebaut worden. Der Ort, woselbst sie stand, gehört gegenwärtig zu dem Lauguen Mapu, oder Tetrarchat der Küste.

Villarica wurde ebenfalls von Don Valdivia im J. 1552 an dem Ufer des großen Sees Sauquen, 65 Meilen von der See, gegründet. Diese Stadt ward

von dem Toqui Palliamachu zerstört und ihr Gebiet gehört jetzt zu dem Mapire Mapu. Der Sage nach, giebt es in der Umgegend reiche Goldminen, von denen sie auch den Namen Villarica erhalten haben soll. Das dortige Clima ist, wegen der Nähe der Cordilleras, kalt.

Valdivia trägt den Namen seines Gründers. Von dieser Stadt werde ich späterhin ausführlich reden.

Eben dieser Feldherr erbaute auch Angol oder La Frontera im J 1553. Es ward im J. 1601 von den Indianern zerstört und ist seitdem in Trümmern geblieben. Es bildet jetzt die eigentliche Gränze, was Valdivia wohl nicht ahndete, als er es gründete. Der Strom Bio-bio begränzt es an der Südseite und ein kleiner reißender Fluß an der Nordseite. Boden und Clima sind vortrefflich, und die Lage ausnehmend gut für eine bedeutende Stadt gewählt.

Canete ward 1557 von Don Garcia Hurtado de Mendoza gegründet und während des ersten langdauernden Kriegs mit den Araucaniern von dem Toqui Antiguenu zerstört. Es war an der Stelle erbaut, woselbst Valdivia eine Niederlage erlitt und erschlagen ward, und bildet jetzt einen Theil des Tetrarchats Lelbum Mapu.

Osorno ist die am südlichsten gelegene Stadt in Südamerica, indem sie unter 40° 20′, nur 24 Meilen von der See und 212 Meilen südlicher als Conception liegt. Von dem Don Garcia Hurtado de Mendoza im J. 1559 gegründet, ward sie 1599 von den Indianern

zerstört. Späterhin wurde sie an derselben Stelle, an den Ufern des Rio-Bueno, von Don Ambrose Higgins wieder auferbauet, welcher späterhin zum Präsidenten und General-Capitän von Chile und zum Vicekönig von Peru ernannt ward. Carl IV. gab ihm, wegen seiner in Araucanien geleisteten Dienste, den Titel eines Marquis von Dsorno. Der erste oberste Director der gegenwärtigen Republik von Chile, Don Bernardo D'Higgins, ist der natürliche Sohn des Don Ambrose.

Conception ist die siebente der von den Spaniern dort gegründeten Städte; sie gehört aber nicht zu dem Araucanischen Gebiete, und ich werde auch von ihr späterhin eine ausführliche Schilderung mittheilen.

In allen Verträgen zwischen den Spaniern und Indianern ward immer als Hauptartikel festgesetzt, daß die letztern berechtigt seyn sollten, mit Waffengewalt sich jedem Versuche einer Colonieſtiftung von Fremdlingen in ihrem Gebiet zu widersetzen. Diesen Vorbehalt machten sie 1636 auf der Insel Mocha geltend, woselbst sie den Rest der Mannschaft eines Holländischen Schiffes umbrachten, welche nach Verlust des letztgenannten von jener Insel Besitz nehmen wollte. Ferner, als 1643 der Holländische Admiral, Heinrich Brun, eine Niederlassung in Valdivia gründen wollte, wobei er dasselbe Schicksal erlitt; ein Schicksal, welches indessen eine ganz natürliche Folge des eingewurzelten Hasses war, den die Indianer zu jener Zeit gegen alle Ausländer hegten, welche in ihrem Gebiete festen Fuß zu fassen versuchten. Diese Eifersucht und dieser Haß gegen die Europäer sind durch die Spanier stets vermehrt worden, wel-

che die Indianer Chiape, d. h. niederträchtige Soldaten nennen; aber alle übrigen Fremde heißen bei ihnen Moro Winca. Winca bedeutet Mörder und Moro einen Mohr; Epitheta, welche aus der nämlichen Quelle entsprungen sind, indem nämlich die Spanier die Sitte haben, alle, die nicht ihrer Religion zugethan sind, Mohren oder Juden zu nennen und dadurch den Indianern die Vorstellung einflößen wollen, daß sie (die Spanier) eine bessere oder höhere Menschenrace wären, als alle übrigen Ausländer.

Bei dem Ausbruch der neuesten Revolution hielten es die Araucanier anfänglich mit den Spaniern gegen die Creolen oder das Heer der Patrioten; aber die Verjagung der letzten Span. Truppen aus Araucanien im J. 1822 hat den Indianern eine große Verachtung derselben wegen ihrer Feigherzigkeit, wie sie es nennen, eingeflößt. Doch hat die neue Regierung von Chile diese günstige Gelegenheit, sich die Freundschaft dieser Indianer durch Geschenke zu erwerben, nicht benutzt, und da die Araucanier sich an verschiedene Luxusartikel gewöhnt haben, die sie nicht mehr durch die Vermittlung der Spanier in Chile erhalten können, so würde vielleicht eine Colonie von irgend einer andern Nation, die sich der Zuvorkommenheit und Gefälligkeit gegen die so gutmüthigen Eingebornen befliſſe, von ihnen Alles erlangen, was sie nur wünschen könnte. Was den Handel betrifft, so könnte für Messer, Beile, Flanelle, Zucker, Taback, Salz u. s. w. Thierhäute, Ponchos und einiges Gold eingetauscht werden. Die Ponchos, namentlich

die beste Art derselben, Balandranes genannt, würden in Peru oder Chile einen guten Absatz finden.

Die Existenz von Goldminen in Araucanien ist unbestreitbar, obgleich sie nicht regelmäßig bearbeitet werden. Das Clima und der Boden ist vortrefflich und in manchen Gegenden auf gleiche Weise günstig für Getraide, Weide und Europäische Früchte. Mais (oder s. g. Indianisches Korn) wird in diesem Theile von Südamerica, so wie in allen übrigen, in großer Quantität gebaut. Es giebt hier vier verschiedene Arten desselben, die alle sehr ergiebig und geschätzt sind. Die Indianer legen sich den Mais, während er noch grün ist, für den Winter ein, indem sie Aehren kochen, die in ihnen enthaltenen Körner an der Sonne trocknen und sie dann verbrauchen. Dieß Gericht heißt Chuchoca und ist, mit etwas gehacktem Fleisch oder Fisch genossen, sehr schmackhaft. Auch pflegt man aus Maiskörnern, zwischen zwei Steinen zu Paste zerstoßen und mit Zucker, Butter und Gewürz, oder auch bloß mit Salz vermischt, Kuchen zu backen, welche Umitas heißen. Der trocken gebackene Mais, Mote, und der geröstete, Cancha, dient den Indianern als Brodt. Die eine Maisart Curugua schmeckt geröstet viel angenehmer und giebt ein viel weißeres, feineres und reichlicheres Mehl, als die übrigen. Dieß Mehl mit Wasser und ein wenig Zucker vermischt, wird von allen Volksclassen sehr geschätzt. Ist das hierzu gebrauchte Wasser heiß, so heißt das Getränk Cherchan, wofern kalt, Ulpo.

M. Bomare behauptet, daß der Mais sich ur-

sprünglich nur in Asien fände, und C. Durante schreibt ihn der Türkei allein zu; allein Solis, Zandoval, Herrera und Andere haben bewiesen, daß derselbe bereits zur Zeit der Entdeckung der Neuen Welt in Westindien, Mexico, Peru und Chile vorgefunden ward. Ich selbst habe viele Indianische und ohne allem Zweifel bereits vor jener Epoche aufgeworfene Gräber, Huacas genannt, geöffnet und Mais in denselben gefunden.

Es giebt hier zwei Arten von Quinua, einer Art Chenopodium. Der Saame der einen ist röthlich, bitter und wird nur als Arznei verbraucht. Der andere ist weiß und wird häufig verspeis't; gekocht nimmt er eine länglichte Gestalt an und gleicht feinen Nudeln. Er wird theils in Suppe, theils in einer Art von Pudding, mit Zwiebeln, Lauch, Pfeffer u. s. w. angemacht, verbraucht.

Von Bohnen (phaseolus) giebt es verschiedene Arten, welche in großer Menge wachsen und sowohl frisch als getrocknet, einen Hauptbestandtheil der Nahrungsmittel in den ärmeren Classen der Indianer und Creolen ausmachen. Die Bohne ist ebenfalls hier einheimisch und ward bereits vor der Ankunft der Spanier cultivirt.

Es werden hier sieben oder acht verschiedene Arten von Kartoffeln von trefflicher Qualität gebaut und unter der einen oder andern Gestalt auf jedem Tische und fast bei jeder Mahlzeit aufgetragen, wie denn überhaupt Chile von vielen Naturkundigen für das eigentliche Vaterland dieses Gewächses gehalten wird. Eine

Art derselben, die Pogny, ist sehr bitter und wird nicht ohne Grund für giftig gehalten. Um sie zu genießen, wird sie so lange in Wasser eingeweicht, bis sie diese Bitterkeit verloren hat, sodann getrocknet und manchmal zu Pulver zerstoßen, Chuno genannt. Als Speise wird sie wie Pfeilwurz (arrowroot) zubereitet, der sie auch ähnlich ist.

Sowohl die weiße als die gelbe Art Kürbisse findet sich hier. Von den ersten, den s. g. Calabassen, giebt es etwa zwanzig Arten, von denen aber nur zwei süß und eßbar sind. Die bittern sind übrigens ebenfalls sehr nützlich, indem ihre getrockneten Schaalen zu Schüsseln, Näpfen, Flaschen u. s. w. verarbeitet werden. Die gelbe Art, bei uns pumpkin oder pompion, dort Zapallo genannt, giebt eine treffliche Speise, mag sie nun als Zugemüse zum Fleisch, oder mit Zucker und andern Ingredienzen als Eierrahm (custard) zubereitet werden. Auch die Kürbisse sind in Südamerica einheimisch, wie sich aus verschiedenen Thatsachen, unter andern auch daraus ergiebt, daß Schaalen derselben in den Altindianischen Gräbern, den Huacas, gefunden werden.

Der Guinea- oder Cayenne-Pfeffer (capsicum) wird von den Araucaniern sehr gebaut und geschätzt, welche ihre Speisen damit zu würzen pflegen. Fremden kommt er anfangs zu beißend und unangenehm vor, doch gewöhnt man sich allmälig so an ihn, um ihn sehr schmackhaft zu finden. Es giebt verschiedene Arten davon.

Die Europäischen Pflanzen gedeihen in der dorti-

gen Gegend ausnehmend gut und finden sich im Ueberflusse in jedem Garten.

In einigen Theilen des Araucanischen Gebiets giebt es zahlreiche und ziemlich starke und fette Heerden von Hornvieh. Das Rindfleisch ist sehr wohlschmeckend, wegen der Menge aromatischer Kräuter, besonders einer Art von Nadelkörbel (venus comb), welche die Indianer Loiqui Lahuen, die Spanier Alfilerilla nennen. An Schaafen ist kein Mangel, aber Schweine giebt es wenig, weil die Eingebornen das Fleisch derselben nicht gerne essen; ein Vorurtheil, welches einige fanatische Priester veranlaßt hat, jene als eine Art von Juden anzusehen. Truthühner, Tauben und anderes Geflügel sind genugsam vorhanden; doch sah ich nie Gänse, und wenn gleich es derselben an andern Orten wohl geben mag, so haben doch die Indianer einen Widerwillen gegen ihr Fleisch.

Ich habe diese Details mittheilen zu müssen geglaubt, theils weil dieser merkwürdige Theil von Südamerica weit weniger, als die andern zugänglichen Länder dieses Erdtheils bekannt sind, theils weil Araucanien, seiner günstigen Lage, so wie seines Clima's und Bodens wegen, ganz vorzüglich geeignet ist, dereinst eines der schönsten und vorzüglichsten Länder der neuen Welt zu werden. Sollte die Aufmerksamkeit philantropistischer Speculanten (philantropical speculators) auf diese Küsten gelenkt werden, so würden die Capitalien derselben zu neuen Etablissements dort weit sicherer, als zu Anleihen in der alten Welt, verwendet werden können. Ich bin bei diesen Notizen zum Theil dem

Abt Molina gefolgt; doch habe ich nichts angeführt, was ich nicht entweder selbst durch eigene Anschauung, oder durch das Zeugniß von Indianern, oder seit langer Zeit unter ihnen lebenden Personen, bestätigt gefunden habe. Die in den nächstfolgenden Capiteln mitgetheilte Schilderung der Stadt und Provinz Valdivia, ist zum Theil aus Manuscripten, die mir die Archive der genannten Stadt darboten, geschöpft.

Viertes Capitel.

Valdivia.

Der Haven Valdivia, unterm 39° 50′ s. Br., und 73° 28′ d. Länge gelegen, ist einer der besten an der Westküste von Südamerica; zugleich ist er sowohl seiner natürlichen Lage als seiner Fortificationen wegen der festeste unter allen. Seine Mündung ist eng, und die San Carlos-Batterie auf dem schmalen Vorgebirge auf der Südseite, so wie die von Niebla auf der nördlichen, beherrschen den Eingang, über welchen ihre Kugeln sich kreuzen. Außerdem finden sich noch auf der Südseite die Batterien Amargos, die obere und untere Chorocamayo, und am Ende der Bai das Castell Corral, welches den genugsam gegen Sturm geschirmten und eine große Menge Schiffe fassenden Ankerplatz bestreicht. Auf der kleinen Insel Mansera ist eine Batterie zur Beschirmung der Mündung des Stromes, der in die Stadt fließt, ferner ein Vorposten auf der Südseite zu Aguada del Ingles und zwei dergleichen, La Avansada und El Piojo, auf der Nordseite. Als Lord Cochrane im J. 1820 Valdivia einnahm, fand man

hundert und achtzehn Kanonen, theils Achtzehn- theils Vierundzwanzig-Pfünder, von denen mehrere sehr treffliche Stücke waren. Zwei Achtzehnpfünder, zu der Batterie auf Mansera gehörig, welche eilf Fuß lang, und mit schöner ausgelegter Arbeit verziert waren, trugen die Jahreszahl 1547. Se. Herrlichkeit schickte dieselben nach Valparaiso, woselbst ich den Verdruß hatte, sie auf Befehl des Gouverneurs Crus in Traubenfeuer (grope shot) eingeschmolzen, und so die Chilenser des Vergnügens beraubt zu sehen, ihren Nachkommen einen Theil der Maschinen aus der Alten Welt zu zeigen, mittelst deren man die Neue unterjocht hatte.

Auf der Nordseite des Havens ist der Fluß Valdivia, welcher zu der Stadt führt. Seine Ufer sind mit Bäumen bewachsen, die zum Schiffbau und zu andern Zwecken brauchbar sind. Unter ihnen findet sich die weiße und rothe Ceder, Alerces genannt, ferner der Pellinos, eine Art Eiche, und der Luma. Der Fluß hat Fische in Menge, besonders den Rege rey, den Lisa und Bagre, bei seiner Mündung fängt man den Robalo, Corbina, Choros, Raiba und Apancoras.

Die Stadt Valdivia liegt auf dem südlichen Ufer des gleichnamigen Flusses, und ist sechszehn Meilen von dem Haven entfernt. An dem linken Ufer findet man stromaufwärts einige Ueberbleibsel von Ansiedelungen, Hornos de los Olandeses genannt, weil man glaubt, daß des erwähnten Heinrich Brun's Schiffe hier landeten, und jene Ruinen die Trümmer der von den Holländern hier zum Backen des Brodts errichteten Oefen

seyen. Diese Tradition ist aber ganz unglaubwürdig, denn der Fluß ist bei einer Tiefe von nur vier Fuß an mehreren Stellen gar nicht schiffbar, und sein Bette so schmal, daß nicht einmal ein Langboot durchsegeln kann.

Valdivia ward im J. 1553 erbaut, und trägt, wie schon erwähnt worden, den Namen seines Gründers. Die Indianer vertrieben die Spanier im J. 1599 aus demselben, und zerstörten es 1603; worauf die Einwohner nach dem Haven flohen, von wo aus einige nach Chile sich begaben. Im J. 1642 sandte der Marquis von Manzera, Vicekönig von Peru, den Oberst Don Alonzo de Villa-nueva dahin als Gouverneur mit dem Auftrage ab, sich der Stadt wieder zu bemächtigen, welches ihm auch durch eine sonderbare Kriegslist gelang. Er landete südlich von Valdivia und ließ sich selbst unter den Indianern nieder, bei welchen er zwei Jahre blieb; und nachdem er das Zutrauen und die Achtung einiger der Caziken sich erworben hatte, so suchte er sie dazu zu bewegen, ihn zum Gouverneur von Valdivia zu ernennen, indem er ihnen vorstellte, daß diese Wahl sie mit den Spaniern aussöhnen, und ihnen größere jährliche Geschenke verschaffen werde. Dieser Vorschlag ward auch von den Indianern angenommen, und im J. 1645 die Stadt wieder aufgebaut und bevölkert. Einige der Einwohner sind die Nachkommen vornehmer Europäischer Familien, die meisten aber die der zu verschiedenen Zeiten dorthin in Garnison verlegten Officiere und Soldaten; ein Theil besteht aus Indianern, und eine noch weit geringere Zahl aus Sclaven. Im J. 1765 belief sich die Gesammtzahl der Einwohner, die Garni-

son von 249 Mann abgerechnet, auf 953 Seelen; im J. 1820 nur auf 741; eine Verminderung, welche von Auswanderungen nach Osorno, so wie in den Einbußen bei den kriegerischen Vorfällen ihren Grund hat. In dem letztgenannten Jahr, als Lord Cochrane die Stadt eroberte, betrug ihre Garnison 829 Mann, außer einer Reserve von 780 von der königlichen Armee.

Unter der Spanischen Regierung stand ein Officier an der Spitze der Verwaltung, welcher von dem Präsidenten und Generalcapitän von Chile abhing; aber im J. 1813 erklärten sich die Einwohner als unabhängig von der Spanischen Oberherrschaft. Dennoch stellten sie die alte Regierung im folgenden Jahre wiederum her, und blieben derselben bis zum J. 1820 zugethan, in welchem Valdivia der Republik von Chile einverleibt wurde. Früherhin ward zur Bestreitung der Verwaltungskosten von Valdivia jährlich dahin ein Situado aus den königlichen Schatzkammern von Lima und Santjago abgesendet, der sich im J. 1646 auf 28,280 Dollars, im J. 1765 auf 50,992, und im J. 1807 auf 159,439 D. belief.

Valdivia war ein Deportations- oder Verbannungsort, Presidio, nach welchem Verbrecher aus Peru und Chile geschickt wurden. Doch war ihre Anzahl stets gering, und sie wurden zu öffentlichen Arbeiten gebraucht. Es giebt hier eine Pfarrkirche, sodann eine dem Franciscanerkloster der Missionäre (früherhin den Jesuiten) zugehörige, und eine Capelle, die zum Hospital San Juan de Dios gehört.

Die Provinz Valdivia erstreckt sich von dem Flusse

Tolten unterm 88° bis zu dem Bueno unterm 40° 37' S., und von den Andes bis zu dem stillen Ocean; sie ist etwa 52 Wegstunden lang, und 45 breit. Ihre drei Hauptströme sind der Tolten, Bueno und Valdivia, deren Ursprung in drei verschiedenen Seen auf den Cordilleras sich findet, von wo aus sie in einer westlichen Richtung, und mehrere kleine Flüsse während ihres Laufs aufnehmend, dem Meere zuströmen. Der Valdivia, der in den Haven gleiches Namens (den einzigen in dieser Provinz) sich mündet, wird nach Aufnahme der Wasser des San Josef, Cayumapu, Ayenaguem, Putabla, Quaqua und Augachi, so wie einer großen Zahl kleinerer Bäche, für Canots von 200 Centnern oder 20 Tonnen Ladung schiffbar. Zwischen dem Fort Cruces und Valdivia giebt es verschiedene kleine, aber schöne Inseln; die vorzüglichsten derselben sind Realexo, Del Almuerso, Balensuela, El Islote, De Mota, San Francisco, De Ramon, De Don Jayme und Del Rey; die letztgenannte ist die größte, indem sie etwa sieben Wegstunden im Umfang hat.

In allen Flüssen und ausgetrockneten Betten von Flüssen oder Bächen in der Nachbarschaft der Stadt sieht man die Ueberbleibsel von Goldwäschereien, Labaderos, welche gegenwärtig völlig vernachlässigt werden. Nach starken Regengüssen werden oft Körner von Gold, in der Größe von Bohnen gefunden; aber die Minen selbst sind, wie sich aus den Rechnungen der Schatzkammer ergiebt, seit dem J. 1599 nicht mehr bearbeitet worden, zu welcher Zeit die erste Revolution der Indianer ausbrach und die Stadt in ihre Hände fiel. Ich

sah in Valdivia zwei Kelche, welche aus solchen zufällig aufgelesenen Goldkörnern gemacht waren.

Tolten el Bajo, zwischen den Flüssen Tolten und Chaqui, ist der nördlichste Missionsdistrict und zieht sich etwa vier Meilen der Seeküste entlang hin. Hier ist eine der bedeutendsten Bekehrungsanstalten (reducciones) in der Provinz, welche ungefähr 800 Indianer *) enthält. Der Tolten strömt aus dem See Villarica, und ist befahrbar für Canots; zu tief, um eine Durchfurth zu gestatten, ist er mit einer Brücke versehen, welche den Indianern das Mittel darbietet, die Straße zwischen Valdivia und Conception zu beherrschen. Hornvieh und Schaafe giebt es hier in ziemlicher Menge, und Mais, Bohnen, Erbsen, Kartoffeln, Gerste und ein wenig Waizen werden gebaut; aber im Allgemeinen ist der Boden nicht sehr fruchtbar. Obgleich die Indianer hier unterwürfiger sind, als in einigen andern Missionsanstalten, so sind sie doch sehr zur Trunkenheit und Indolenz geneigt. Ihr Handel besteht im Austausch grobgearbeiteter Poncho's gegen Indigo, Glasperlen und andere dergleichen Kleinwaaren. Bei der jährlichen Visitation des Comisario wird eine Art Messe oder Markt gehalten, und zugleich erneuern die Indianer bei dieser Gelegenheit das Parlamento, oder das Versprechen der Unterthanentreue gegen den König

---

*) Bei der hier und im Folgenden genannten Einwohnerzahl, sind immer nur solche Indianer gerechnet, welche ein Pferd und eine Lanze besitzen, und in den Krieg gehen können. Von solchen enthält die Provinz Valdivia 2,150, während ihre Gesammtbevölkerung auf 10,500 Indianer sich beläuft.

von Spanien. Der Comisario führt ihnen in einer wohlgesetzten Rede die Vortheile zu Gemüthe, die sie für ihr zeitliches und ewiges Wohl von der Fortdauer der Treue gegen ihren König haben, und nachdem der Cazike in einer förmlichen Harangue seine Ueberzeugung von jener Versicherung ausgesprochen hat, so führen die zu Pferde anwesenden Indianer mit ihren Lanzen und hölzernen Schwertern (niacanas) ein Gefecht auf, worauf sie zu dem Comisario hinreiten, absteigen und zum Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung ihre Arme gegen den Boden ausstrecken; in welcher Ceremonie die ganze Huldigung besteht. Sie beten den Gott Pillian an, und ihre religiösen Vorstellungen oder Gebräuche sind dieselben, wie bei den Araucaniern; denn obgleich sie sich Christen nennen, so besteht doch ihr Christenthum bloß darin, daß sie der Messe beiwohnen u. s. w.

Querli erstreckt sich von Purulacu bis zu dem Flusse Meguin, etwa 18 Meilen lang, und hat etwa 70 Indianer. Charchan enthält auf 12 Meilen 40 Indianer, die der Nähe der Festung Cruces wegen mehr civilisirt und lenksamer sind. Mariquina zählt auf 54 Meilen im Umfang, 110 Indianer; Chergue, 42 Meilen lang und 4 breit, hat 135 Indianer. Huanigue liegt in der Nähe der Cordilleras, an dem Ufer des Sees Ranigue, der Quelle des Flusses Valdivia. Dieser See hat 20 Meilen im Umfang, und ist reich an Fischen, besonders an Pege, Reyes, und einer Art von Forellen; die dortigen Indianer sind vortreffliche Fischer und kümmern sich wenig um den Ackerbau, obgleich der Boden, wie auch in den vorgenannten Di-

stricten, sehr gut ist und Mais, Bohnen, Erbsen, Aepfel, Birnen u. s. w. im Ueberfluß hervorbringt. Die Indianer dieser Mission empörten sich im J. 1729, und sind seitdem nie wieder zu friedlichen und unterwürfigen Gesinnungen zu bringen gewesen.

Die Ruinen von Villarica sind noch immer sichtbar, besonders die der Mauern der Baumgärten und einer Kirche. Die Stadt stand an dem einen Ufer des gleichnamigen See's, der etwa 25 Meilen im Umfange, und einen Ueberfluß an Fischen hat. Die dortigen Indianer lassen keinen Missionär und keinen Comisario zu, und sind auch gegen den Handel mit den Spaniern abgeneigt. Der Boden ist sehr fruchtbar, und Viehheerden, so wie Geflügel aller Art giebt es in Menge.

Ketate und Chadqui, etwa 280 Indianer enthaltend, liegen 34 Wegstunden von Valdivia entfernt. Es giebt hier Obst, Gemüse und Viehheerden im Ueberfluß; auch sind die Einwohner den Missionären und dem Comisario unterwürfig. Dongelo oder Tolten Alto liegt an dem Ufer eines reißenden Stromes gleichen Namens und von Valdivia 120 Meilen entfernt. Von der Fruchtbarkeit des Bodens und dem Character seiner Bewohner, 70 an der Zahl, gilt das von Ketate Gesagte, so wie dasselbe auch in Hinsicht auf die kleinen fruchtbaren Thäler von Calle-Calle und Chinchilea, 45 Meilen von Valdivia, und ihrer 70 Bewohner der Fall ist.

Llanos ist der fruchtbarste Theil der Provinz Valdivia. Es ist etwa 48 Meilen lang, von Tunco bis zu dem See Rames, und im Durchschnitt 15 breit.

Es bringt Waizen von ausnehmend trefflicher Qualität, Gerste, alle Arten von Hülsenfrüchten und Obst hervor; Rindvieh und Hämmel sind sehr fett und schmackhaft. Die Anzahl der Indianer beläuft sich auf 430; sie sind fügsam, und der Indolenz und Trunkenheit nicht so sehr wie die andern Stämme ergeben. Auf dem Wege zwischen einem Orte, Namens Tenguelen, bis nach einem andern, Quequenua, giebt es viele Spuren von Goldminen und Labaderos, woselbst in einer frühern Periode eine große Menge Menschen zur Ausförderung dieses edlen Metalls, welche jetzt gänzlich vernachlässigt wird, müssen gebraucht worden seyn. —

Zum Schluß mag hier noch ein Auszug aus einem in Araucanischer Sprache geschriebenen Briefe stehen, so wie letztere sich durch unsere Buchstaben aussprechen läßt.

„Ey 'appo tagni Rey Valdivia carapee wilmen Lonco gneguly mappu ranco fringen. Carah nich-fringen, fenten tepanlew pepe le pally cerares fringuey Caky Mappuch hyly eluar Rupo gne suniguam Caaket pu winca; engu frula Dios, gnegi toki el meu marry marry piami Jesu Cristo gne gi mew piami."

Uebersetzung:

„Des Königs Gouverneur von Valdivia, an einen jeden, der an der Spitze des Volks oder der Gemeinde der in Lonco etwa lebenden Spanier steht. Benachrichtigt, daß einige meiner theuern Landsleute in der Furcht Gottes unter den Ungläubigen des Landes leben, entbiete ich euch Heil in unserm Herrn Jesus Christus, welcher ist das wahre Heil."

Fünftes Capitel.

Conception de Mocha.

Ich verließ Arauco im Geleite zweier Soldaten, welche mir zugleich als Führer und als Wächter beigegeben worden waren, indem ich der Nachricht von dem zwischen England und Spanien ausgebrochenen Kriege zufolge, jetzt als ein Gefangener betrachtet wurde. Wir setzten über den Carampangy, und erreichten gegen Mittag das kleine Dorf Colcura, welches romantisch auf einem Vorgebirge liegt, und eine sehr weite Aussicht über Land und Meer darbietet. Wir aßen in dem Hause des Cura, der mich mit der größten Zuvorkommenheit behandelte, und ritten dann noch etwa zwölf Meilen bis zu einer großen Pachtwohnung, woselbst wir die Nacht blieben. Wir wurden von der Pachterfamilie mit einer Herzlichkeit und Gastfreiheit bewillkommnet, als hätten wir ihnen eine Gunst erwiesen, und nicht eine von ihnen empfangen. Am folgenden Morgen setzten wir nach einem Frühstück von Mate unsere Reise nach San Pedro fort, welches an dem Ufer des Bio-bio liegt, und eines der von den Spaniern an der Gränze von Araucanien

angelegten Forts ist. Im J. 1599 ward es von den Indianern erobert und geschleift, aber im J. 1622 von den Spaniern wieder aufgebaut, und hat zur Garnison ein Detaschement Soldaten aus Conception. Während der letzten Unruhen in Chile war es abwechselnd in den Händen der Spanier und der Patrioten; seit dem J. 1819 haben die letztgenannten sich fortwährend im Besitz desselben erhalten. Da dieß Fort den Fluß gerade an der Stelle, wo er am besten zu durchwaten ist, beherrscht, so kann es als eine Brustwehr für Conception gegen die Angriffe der Spanier sowohl, als der Indianer dienen.

Nachmitttags setzten wir über den Bio-bio, und langten bald darauf in Conception an. Der Bio-bio, welcher bei San Pedro zwei Meilen breit ist, entspringt in den Cordilleras, und ergießt sich etwa fünf Meilen südlich von Talcahuano, dem Hafen von Conception, in die See. Bei seiner Mündung finden sich zwei Berge, las tetas de Bio-bio, die Brüste oder Brustwarzen des Rio-bio genannt. Er ist für Canots und flache Fahrzeuge bis auf eine beträchtliche Entfernung von seiner Mündung befahrbar, und an seinen Ufern, welche in den Eroberungs- und Befreiungskriegen so häufig mit Blut überschwemmt worden sind, wächst das trefflichste Schiffbauholz.

Die Stadt Conception de Mocha, oder Penco (welches der ursprüngliche Name der dortigen Gegend ist), war in dem J. 1550 von Don Pedro de Valdivia gegründet, dann aber im J. 1553, von dem Toqui Lautaro und nochmals im J. 1603 erobert und zerstört worden. Hierauf wurden die Indianer von dem ebenfalls schon

erwähnten Don Garcia Hurtado de Mendoza verjagt, und die Stadt wieder aufgebaut; im J. 1730 wurde sie aber durch ein furchtbares Erdbeben zerstört, in dessen Folge das Meer sie und die umliegende Gegend überschwemmte. Conception liegt auf einem sandigen, unebenen Boden, sechs Meilen östlich von seinem Seehafen Talcahuano, und etwa eine Meile nördlich von dem Bio-bio. Ein kleiner Fluß, der Andalien, rinnt durch die Stadt, und versorgt den Hauptmarkt mit einem trefflichen Springbrunnen. Nach der Angabe Ulloa's ist ihre Breite 36° 43′ 15″ S., und ihre Länge 72° 54′.

Im J. 1803 war die Regierung dieser Stadt in den Händen eines von dem König ernannten Gouverneurs und eines Gemeinde- oder Stadtraths, Cabildo, an dessen Spitze zwei Alcados ordinarios oder Mayors standen. Der Cabildo ist zusammengesetzt aus acht Regidores und vier andern Beamten, nämlich dem Alferes real (Fähnrich des Königs), Alcalda de Provincia (Alcalden der Provinz), Alguasil mayor (Stadtschreiber) und Fiel-Executor (Aufseher über Maaß und Gewicht). Jedes Mitglied hat eine entscheidende Stimme und einen Stellvertreter, Sindico Procurador, dem eine berathende Stimme zukommt *).

Die Alcalden werden jährlich von den Regidores, ohne irgendwelche Einmischung des Gouverneurs, aus

---

*) Ich theile diese Notizen über den Cabildo um deßwillen mit, weil diese Corporation auch nach der Revolution in der neuen Ordnung der Dinge gerade so wie früher beibehalten worden ist.

der Zahl der hier wohnenden Bürger gewählt, mit Ausschluß der Geistlichen, Soldaten und Schuldner der Krone. Wenn einer der Alcalden stirbt oder abwesend ist, so versieht der älteste Regidor seine Stelle. Man kann sich in Rechtssachen an den Alcalden als höhere Instanz wenden, aber der eigentliche Appellationsgerichtshof befindet sich in Santjago, der Hauptstadt von Chile. Dieses Gericht hatte zuerst, im J. 1567, seinen Sitz in Conception, ward aber 1574 nach Santjago verlegt. Für die militärischen Angelegenheiten giebt es hier einen Oberaufseher, Meastre de Campo, so wie Quartiermeister. Auch findet sich hier eine Finanzkammer mit einem Schatzmeister und Rechnungsführer.

Conception ist der Sitz eines Bischofs, indem der zu Imperial, wie bereits angeführt worden, im J. 1620 hierher versetzt wurde. Der Bischof steht unter dem von Lima, und sein Capitel besteht aus einem Dechanten, Archidechanten, und vier Domherren.

Außer der allgemeinen Landwehr oder Miliz der Provinz und der Stadt, ist hier immer eine stehende Truppenabtheilung unterhalten worden, um alle Angriffe der Araucanier auf Conception oder die Gränz-Städte und Festungen abzuwehren. Seit 1819 war hier eine Armee unter dem Oberbefehl des Generals Freire stationirt, auf welche die Indianer ein einziges Mal einen Angriff gemacht haben. Sie wurden von Benavides angeführt, und zogen gegen Talcahuano, woselbst sie verschiedene Mordthaten begingen.

Man hat eine neue Cathedrale zu bauen begonnen; aber bei dem verwirrten politischen Zustande des Landes

ist die Arbeit nicht fortgesetzt worden, und wird es wahrscheinlich auch niemals werden, obgleich der Plan nicht ohne Geschick und Verdienst entworfen war. Das für dieses Gebäude bestimmte und herbeigeschaffte Bauholz wurde von dem Spanischen General Sanchez für anderweite Zwecke verbraucht. Es giebt hier vier Klosterkirchen, der Franciscaner, Dominicaner, Augustiner und Mercedarianer; ferner ein Nonnenkloster „zu unserer lieben Frauen von Conception", und das Hospital San Juan de Dios. Als General Sanchez im J. 1819 Conception räumte, so ließ er einige der besten Häuser der Stadt in Brand stecken, und öffnete das Nonnenkloster, aus welchem er die Nonnen mitnahm, sie aber in Tucapel verließ, woselbst diese unglücklichen Opfer eines barbarischen Feldherrn noch immer unter den Indianern leben, indem Sanchez und einige Spanische Priester sie überredet haben, daß die Rückkehr in ihr Kloster zu Conception eine Verrätherei gegen den König, ihren gesalbten Herrn, seyn und sie selbst allem zeitlichen und ewigen Elende einer Excommunication de ipso facto incurrenda aussetzen würde.

Die Häuser in Conception sind meistens nur ein Stockwerk hoch, und von Topia oder Mauerlehm, so wie von Adoves oder großen an der Sonne getrockneten Backsteinen, erbaut; alle sind mit Ziegeln gedeckt. Die größten haben vorn einen Hofraum, mit einer großen Thorfahrt, und auf jeder Seite mit einem Pförtchen versehen. Die Fenster haben eisernes, größtentheils vergoldetes, Gitterwerk und inwendig Fensterladen, aber keine Gläser; dieser letztere Artikel ist dort zu theuer, und findet

sich daher nur in den besten Wohnzimmern der reichern Stände. Zu jeder Seite des Patio, oder Hofes, befinden sich die Zimmer für die Bedienten, die jüngern Glieder der Familie und für andere Zwecke. Dem Eingang gegenüber sind die Hauptzimmer, gewöhnlich drei, eine Art großer Halle, mit altmodischen lederbeschlagenen Sesseln, großen Tischen von Eichenholz, versehen, und sehr oft mit einigen alten Familiengemälden in Lebensgröße, die in vergoldeten Rahmen hängen, verziert. Zwei Flügelthüren öffnen das Besuchszimmer (parlour), welches tapezirt und auf der einen, um etwa zwölf Zoll erhöhten Seite, dem sogenannten Estrado, mit einer Reihe niedriger, mit rothem Sammt beschlagener Stühle und einem kleinen etwa 18 Zoll hohen Tische, zur Bereitung des Mate u. s. w., versehen ist. Dieser Theil des Zimmers ist den Damen angewiesen, welche auf dem Estrado mit gekreuzten Beinen sitzen; eine Sitte, welche offenbar von den Mauren herrührt. Wenn ein Gast auf einem vertrauten Fuße mit der Familie steht, so nimmt er seinen Platz auf einem der Stühle auf dem Estrado, oder kreuzt seine Beine und setzt sich unter die Damen; besonders wenn er singen oder die Guitarre spielen kann, welches hier die beliebtesten geselligen Talente sind. Andere männliche Besucher nehmen nach Begrüßung der Frauenzimmer auf der entgegengesetzten Seite Platz, woselbst eine den Stühlen gleiche Anzahl Sessel gesetzt sind. Der Thüre des Besuchszimmers gegenüber ist das Hauptschlafgemach mit einem Alcoven, in welchem ein auf das stattlichste und kostbarste verziertes Prachtbett steht, unter welchem übrigens nicht selten ein oder zwei sil-

berne Geschirre hervorgucken. Es scheint als wenn die ganze Aufmerksamkeit der Weiber bloß auf dieses unnütze Möbel gerichtet ist, welches bloß in dem Falle, wenn die Frau vom Hause nach ihrer Niederkunft die ersten Glückwünschungsbesuche empfängt, gebraucht wird.

Hinter diesem Theile des Gebäudes ist ein anderer Hof oder Patio, woselbst die Küche und andere wirthschaftlichen Zimmer sich befinden, und hinter dem Ganzen befindet sich der Garten. Auf diese Weise trifft es sich nicht selten, daß ein Haus 50 Ellen breit, und, den Garten mit eingerechnet, achtzig Ellen tief ist. Die Patios sind mit Corridors umgeben, deren Dachung von hölzernen Pfeilern getragen wird. Die Wohnungen der ärmern Classen sind nach dem nämlichen Plan angelegt, nur daß sie keine Patios haben und unmittelbar an den Straßen liegen; auch sie haben aber in der Regel hinten einen Garten, woselbst die Küche, vom Hause der Feuersgefahr wegen abgesondert, angelegt ist.

Auf dem Hauptmarkt steht die Cathedrale und der bischöfliche Pallast auf der einen Seite; die Barraken mit einem Corridor auf der andern; der Palast des Gouverneurs und seine Amtsgebäude auf der dritten, und einige größere Privathäuser auf der vierten. Der Umfang des Marktes beträgt etwa Hundert Ellen auf jeder Seite. Die Straßen durchschneiden einander in rechten Winkeln. Die Mehrzahl der größern Städte und Ortschaften in Südamerica ist auf dieselbe Weise gebaut.

Unter den Einwohnern giebt es hier einige Familien von altem Adel. Der gegenwärtige Herzog von San Carlos, einer der ersten Granden und kürzlich noch

Spanischer Gesandter in England, stammt aus der Familie der Caravajales, und ist aus Conception gebürtig.

Die Kleidung der Männer ist der in Europa üblichen ähnlich, nur daß man noch entweder einen langen Spanischen Mantel oder einen Poncho darüber trägt; der letztere wird meistens vorgezogen, besonders zum Reiten, eine Uebung, welcher die Männer sowohl als die Damen ausnehmend zugethan sind, und in der sie sich sehr auszeichnen. Die Weiber tragen ein buntgeschmücktes Leibchen (bodice) und über einem großen runden Reifrock (hoop) ein Kleid von farbigem Flanell, schwarzem Sammt oder Brocat. Im Hause tragen sie keine Kopfbedeckung; wenn sie aber in die Kirche gehen, so umwinden sie ihren Kopf mit einem zwei Ellen langen, und eine Elle breiten Stück braunen Flanells; machen sie einen Besuch, so setzen sie einen schwarzen Hut auf, der den von den Männern getragenen ähnlich ist, und unter welchem ein Shawl von Mousselin über den Kopf gezogen wird. Viele von den jüngern Mädchen ziehen die Basquina y manton vor, ein schwarzseidnes Kleid ohne Reifrock, und einen Schleier von schwarzer Seide oder von Spitzen; andere aber lieben den Reifrock, weil er ihre schlanken Taillen besser hervorhebt. Die Damen sind auf Putzzierrathen so erpicht, daß Hals- und Armbänder, Ohr- und Fingerringe niemals fehlen dürfen; einige der Reichern tragen Diamanten und andere Edelsteine von großem Werthe. Der Rosenkranz ist übrigens für Alt und Jung ein nothwendiges Kleidungsstück.

Das Clima gleicht dem im südlichen Frankreich.

Der Winter ist regnicht, aber nicht kalt; und die Sommerhitze wird entweder durch die Südwinde vermindert, welche über dem stillen Ocean sich abgekühlt haben, oder durch frische von den beschneiten Gipfeln der Cordilleras herwehende Ostwinde.

Die Gerichtsbarkeit von Conception erstreckt sich von dem Flusse Maule unterm 34° 50′ bis zum Cap Lavapies unterm 37° 10′. In ihrem Sprengel sind die Corregimientos oder Präfecturen von Puchacay und Rere mit inbegriffen. Ihre vornehmsten Städte und Flecken sind Gualqui, San Juan, Quillpolemu, Luanco, Vilavicencio, Comico und Chillan, welches letztere im Jahr 1799 von den Araucaniern zerstört wurde und seitdem nicht wieder ein Ort von Bedeutung geworden ist.

Die Einwohner dieser Provinz bestehen aus einer kleinen Anzahl Spanier, aus einigen weißen Creolen, aus Mestizen, einigen wenigen Sclaven von verschiedener Farbe, und noch wenigern Indianern, indem der ursprünglich eingeborne Stamm der Promaucianer nunmehr erloschen ist. Die Weißen oder Creolen sind ein sehr schöner Menschenschlag. Die Männer sind gut gebaut, haben regelmäßige Gesichtszüge und eine gute Gesichtsfarbe. Die Weiber sind in der Regel schön, und ausnehmend fein in ihrem Betragen. Die Mestizen lassen sich kaum von den Weißen unterscheiden, und es ist wohl mehr ihre Lage und Stellung in der Gesellschaft als der Zufall ihrer Geburt, wodurch der Unterschied zwischen beiden sich bemerklich macht. Der größte Seegen für den Fremdling, die Gastfreiheit, herrscht dort in jedem Hause, in jeder noch so kleinen Hütte; und abweichend

von der Sitte anderer gastlicher Nationen, welche die Ausübung dieser Tugend auf eine gewisse Periode beschränken, wird der Fremde, je länger er bleibt, desto gefälliger behandelt, und Viele, die nur auf einen vorübergehenden Besuch gekommen sind, werden hier so lange festgehalten, als wollte man sie ihrer eigenen Heimath entfremden.

Die Natur hat mit einem reichen Füllhorn ihre Gaben über diese Gegend ausgeschüttet. Ihr gleichförmiges und mildes Clima, und ihr fruchtbarer Boden bringt alle in Europa bekannten Arten von Obst, Hülsenfrüchten und Gemüse hervor, einige fremde, südlichern Breiten angehörige ausgenommen; Orangen, Limonien, Bananen, Zuckerrohr und süße Bataten (potatoes) kommen hier der kalten Regen im Winter wegen nicht fort. Hornvieh und Pferde von trefflicher Art giebt es in Menge. Die Weinberge sind zahlreich und fruchtbringend. Die in der Nähe des Flusses Maule gelegenen haben eine Traube von ausnehmend gutem Geschmacke, aus der eine große Menge Wein theils für den eigenen Hausbedarf, theils für den Markt von Lima, wo derselbe sehr gesucht ist, zubereitet wird. Aus Mangel an guten Gefäßen (man bedient sich zur Gährung und Aufbewahrung irdener) geht aber ein großer Theil desselben verloren und wird die Qualität des Ganzen sehr verschlechtert. Die leichten Weine könnten mit den besten Französischen, und die bessern mit dem Madeira und Sherry wetteifern. Eine Sorte Muskatwein (Muscadel) übertrifft bei weitem die gleichnamige in Spanien und ist ganz so gut wie Frontignac. Auch die Brannt-

weine könnten bei besseren Gefäßen sehr viel besser seyn.

Vortrefflicher Waizen, der achtzig bis hundertfältig trägt, wird in großer Menge gebaut, und jährlich nach Lima, Guayaquil, Panama und Chiloe in bedeutenden Ladungen versendet. Der Durchschnittspreis desselben ist in Conception zehn Realen (etwa sechstehalb Schillinge) für 216 Pfund; in Lima dreißig Realen (siebzehn und ein halber Schilling). Dieß ist der bedeutendste Ausfuhrartikel; doch gehören zu letztern auch Gerste, Mais, Garbansos, Bohnen, Linsen und Quinua. Kartoffeln, Rettige u. s. w., so wie alle Arten von Küchengewächsen, werden in den Gärten gebaut. Der Zapallo ist sehr und mit Recht geschätzt, indem er, wenn er noch grün, dem Spargel, und wenn reif, guten Kartoffeln gleicht, und an trockenen Orten sechs Monate lang aufbewahrt werden kann. In frühern Zeiten wurde in der Nähe des Flusses Maule Tabak gebaut, welches aber wegen des königlichen Monopols unterlassen werden mußte, jetzt indessen nach erlangter Emancipation wahrscheinlich wieder angefangen werden wird.

Der größere Theil dieses reichen Landes wird zur Viehzucht, namentlich des Hornviehs, der Schaafe und Ziegen, verwendet, und die nöthige Aufsicht hierüber macht die Hauptbeschäftigung der niedern Volksclassen aus. Die Kühe werden in der Regel nie gemelkt, sondern man läßt sie ihre Kälber in den Ebenen aufziehen. Wenn letztere ein Jahr alt sind, so werden sie abgesondert, eingebrannt, und nach einem andern Theil der Meierei oder des Guts getrieben; denn eingehegte Fel-

der oder Triften sind eine künstliche Einrichtung, welche den Viehzüchtern von Südamerica unbekannt ist. Wirklich werden die Pachtungen oder Landgüter selbst ebenfalls nur durch solche natürliche Gränzzeichen, wie z. B. ein Hügel, Berg, Fluß u. s. w., von einander geschieden. Da übrigens der Preis des Landes sehr wohlfeil ist (gutes Getraide- oder Waideland wird oft die Quadra, oder hundert Quadratellen, mithin über zwei Acker, für einen Dollar und noch weniger verkauft), so sind Gränzstreitigkeiten sehr selten. In der Schlachtzeit, welche in die Monate Februar und März fällt und zugleich wie bei uns in England die Zeit der Schaafschur zur Feier ländlicher Feste Anlaß giebt, wird das Hornvieh von den Huasos oder Viehzüchtern, von den Bergen und aus den Wäldern zusammen in eine deßhalb gemachte Umzäunung getrieben, die fetten Stücke von den magern (die man wieder heraustreibt) gesondert, und von den erstern nach Maaßgabe der Größe des Landguts, fünfhundert bis tausend Stück geschlachtet. Zum Einfangen des Schlachtviehs sowohl als anderer Thiere bedient man sich des Laso, einer Art von Schlinge, in deren geschickten Handhabung man es dort zu einer die Europäer in Erstaunen setzenden Virtuosität gebracht hat. Der Laso besteht aus zusammengeflochtenen Riemen von rohen Thierhäuten, hat eine Dicke von etwa anderthalb Zoll, eine Länge von zwanzig bis dreißig Fuß, und ist biegsamer und dauerhafter als jede andere Art von Strick- oder Tauwerk. Die an dem einen Ende angebrachte Schlinge wird mit einer nie fehlenden Präcision dem zum Einfangen bestimmten Gegenstand

übergeworfen. Rindvieh wird bei den Hörnern, Pferde und Schaafe bei'm Nacken damit gefaßt, und zwar oft im vollen Jagen, worauf der Huaso sein Pferd plötzlich zum Stehen und dem umschlungenen Thiere dadurch einen solchen Stoß beibringt, daß es häufig sogleich hinten überstürzt. Das eine Ende des Laso ist oft an dem Sattelgurt befestigt, besonders wenn ein Bulle oder großer Ochse eingefangen werden soll; bei welcher Gelegenheit das Pferd, gleichsam den bevorstehenden Widerstand ahndend, seine Seite gegen das Thier wendet und das Gewicht seines Körpers auf die entgegengesetzte Seite bringt. Das Volk ist dort in dem Werfen des Laso so erfahren und legt dieser Kunst so viel Werth bei, daß ein Fehlwurf damit zu einer Art von Schmach oder Schande gereicht. Ein Theil der vornehmern Classen übt diese Kunst als Zeitvertreib, und zwar nicht bloß in Chile, sondern fast in jedem Theile von Südamerica, den ich besucht habe; alle im Lande angesessene Einwohner aber führen immer ihren Lazo hinter dem Sattel. Selbst Kinder sieht man oft zu Hause oder auf den Straßen mit dem Lazo, mit welchem sie Geflügel, Hunde, Katzen fangen, und so sich von Jugend auf an diese nothwendige Fertigkeit gewöhnen. In den letzten Kriegen ist es nichts Ungewöhnliches gewesen, daß die Armee der Patrioten ihre Lazo's mit sich führte, mittelst welcher eine große Menge Spanischer Soldaten gefangen und erdrosselt wurde. Da der Reiter im vollen Jagen die Schlinge über seinen Feind zu werfen verstand, so konnte sich dieser nicht schnell genug losmachen, und wurde so hin-

ter den Hufen des Rosses geschleift, bis er todt war.

Ziegen werden ihres Talgs und ihrer Felle wegen gemästet, welche letztere außer ihrer Anwendung zu Weinschläuchen u. s. w., meistens mit der Rinde der Palque oder Peumo (statt mit der der Eiche) gegärbt werden, und für Schuhe und andere Artikel dieser Art ein treffliches Leder, Cordovan genannt, darbieten.

Einige der Pferde in der Provinz Conception sind von der trefflichsten Beschaffenheit, und gleichen an Größe und Gestalt den berühmten Andalusiern. Sie werden in ganz Südamerica sehr geschätzt, und stehen in Peru in einem sehr hohen Preise. Ich habe welche davon in Quito gesehen, woselbst aber, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, die Zucht aus dem Gebiet von Chile sich nicht in ihrer Reinheit und Trefflichkeit zu erhalten vermochte.

Alle Arten von Lebensmitteln giebt es hier in Menge. Hühnergeflügel ist ausnehmend wohlfeil, fett und wohlschmeckend; Tauben und Gänse brüten jährlich zweimal; Truthühner (turkey's) und „Scheunthor-Geflügel" (barn door fowls) das ganze Jahr hindurch; auch kömmt bei der Milde des Clima's nicht viel von der jungen Brut um. Die Preise sind daher sehr gering; ein fetter Truthahn kostet etwa einen Schilling, und ein Paar Hühner nur einen halben.

Aepfel, Birnen, Pflaumen, glatte Pfirsiche (nectarines) und Kirschen giebt es in solchem Ueberflusse, daß sie als ganz werthlos erscheinen. Feigen sind häufig und gut, und Erdbeeren wachsen wild; ich habe deren

von der Größe eines Hühnerei's gesehen. Die Melonen und Sandias (Wassermelonen) sind ebenfalls sehr groß und ungemein schmackhaft, besonders die letztern, welche von den Eingeborenen vorzüglich geliebt werden. Oliven aber gedeihen hier nicht. In der Nähe des Flusses Maule giebt es Cocosnußbäume oder Palmen, welche von den andern Arten dieser Gattung sich durch die Größe der Nüsse, die gewöhnlich nur so dick wie Wallnüsse sind, unterscheidet. Einige dieser Bäume sind dreißig Fuß hoch; der Stamm ist cylinderförmig und frei von Zweigen und Blättern bis zu der Spitze, wo sie, wie bei den andern Palmen auch, eine Krone und eine Art Dom bilden und einen sehr schönen Anblick gewähren. Die Nüsse, deren ein einziger Baum oft drei bis vier Tausend abwirft, gleichen in jedem Betracht der tropischen Cocosnuß; der Kern ist kugelförmig mit einer Höhlung in der Mitte, welche, so lang die Nuß noch grün, mit einem angenehmen milchähnlichen Saft angefüllt, wenn die Nuß trocken, aber völlig leer ist. Um die Nüsse von ihrer äußern Schaale zu befreien, bedient man sich der sonderbaren Methode, sie dem Hornvieh vorzuwerfen, und wenn dasselbe sie verschluckt hat, so verdaut es die faserige Substanz jener Schaale und giebt die Nuß selbst, von jener befreit, wieder durch den bekannten Weg von sich! Alle Nüsse, die auf den Markt gebracht werden, haben diese Procedur erleiden müssen. Uebrigens trägt dieser Baum selten Früchte, bevor er hundert Jahre alt ist. Ob er in Chile einheimisch, oder das Product der hierher verpflanzten tropischen Cocosnuß, konnte ich nicht mit Bestimmtheit erfahren. Die

Eingeborenen machen aus feinen Blättern Körbe, oder decken manchmal ihre Hütten mit ihnen. Auch Wallnüsse wachsen hier, und werden zugleich mit den Cocosnüssen nach Lima, Guayaquil u. s. w. ausgeführt. Der Gevuin, von den Spaniern Avellano genannt, ist eine andere Art von Nuß, die an Geschmack der Haselnuß gleicht. Dieser Baum wird funfzehn Fuß hoch; die Frucht ist rund, hat etwa dreiviertel Zoll im Durchmesser, und ist mit einer lederartigen Schaale umgeben, welche zuerst grün, dann orangefarben, endlich, wenn die Frucht reift, dunkelbraun ist; der Kern wird gemeiniglich erst geröstet, ehe man ihn verspeis't. Der Molle kann füglich unter die Obstbäume gerechnet werden, da die Indianer aus seinen schwarzen, bohnengroßen Beeren eine Art rothen und recht wohlschmeckenden Weines machen, Chica oder Molle genannt. Frasier sagt von ihm in seiner Reisebeschreibung, daß er so angenehm und stark wie eigentlicher Wein, wo nicht noch besser sey. In der That ist sein Geschmack sehr lieblich, und sein Geruch ausnehmend aromatisch.

Der Maqui ist ein anderer Baum, der eine Art Guind oder wilde Kirsche trägt, aus welcher ein beliebtes geistiges Getränk, Theca genannt, zubereitet wird. Das Volk ist sehr lüstern nach dieser Frucht, und geht haufenweise in die Wälder, um selbige einzusammeln. Bei einer solchen Gelegenheit sah einstmals, wie mir ein Freund erzählte, ein Knabe, der ebenfalls um Maqui zu suchen in einen Wald gegangen war, eine Frau oben auf einem Baum, deren Gesicht ganz purpurroth aussah; er glaubte, sie hätte sich mit Beerensaft ge-

färbt, um ihn fürchten zu machen, und erstieg daher, um seinen Muth zu zeigen, den Baum, woselbst er aber zu seinem wirklichen Schrecken und Erstaunen fand, daß die Frau, eine Wahnsinnige aus dem benachbarten Orte, sich mit ihrem Schnupftuche an einem der höchsten Aeste selbst aufgehängt hatte. — Myrthenbeeren (murtillas) giebt es in großer Menge; sie schmecken köstlich, und man bereitet aus ihnen mittelst Branntwein und Zucker einen trefflichen Likör, der einen leichten Geruch wie Ambra und Moschus hat, aber selbst solchen Personen nicht unangenehm ist, die diese Düfte sonst nicht leiden können. Das gewöhnliche geistige Getränk, das man in Valdivia und Araucanien aus diesen Myrthenbeeren destillirt, heißt Chicha de murtilla, und schmeckt sehr angenehm. Der Arrayan, eine Myrthenart, wächst zu einer Höhe von siebzig Fuß; seine Frucht, von der Größe einer großen Erbse, wird gegessen, so wie auch zur Zubereitung eines wohlschmeckenden Likörs verbraucht; sein Holz wird sehr geschätzt.

Der vornehmste Baum in der Provinz Conception ist der Canelo oder Baghi, welcher funfzig Fuß hoch wird, und gutes Schiffbauholz giebt. Er hat eine doppelte Rinde; die innere ist weißlich, nimmt aber, wenn getrocknet, eine Zimmtfarbe an, und riecht auch diesem Gewürz ähnlich. Die Araucanier hegen vor diesem Baum so viel Ehrfurcht, daß ein Zweig desselben stets als das Zeichen des Friedens gilt, und, wie schon früherhin erwähnt worden, bei'm Abschlusse eines Tractats auf die Spitze der Streitaxt des Toqui's oder des Stabes des Apo-Ulmenes gesteckt wird. Der Luma wird

vierzig bis funfzig Fuß hoch; sein Holz ist zähe und wird zu kleinen Sparren, Wagnerarbeit und Rudern verbraucht, ist aber zu schwer für Masten. Große Ladungen davon werden jährlich nach Lima gesendet. In gutem Boden erreicht der Espino die Größe einer Eiche. Sein Holz ist sehr fest, dunkelbraun mit schwarzen und gelben Adern, und einer trefflichen Politur fähig. Es wird seiner Schwere und Dauerhaftigkeit wegen zu Wagenrädern gebraucht, ist ein treffliches Brennmaterial und giebt die härtesten und besten Kohlen. Der Pehuen, oder die pina de la sierra, wächst in dem südlichen Theil dieser Provinz, gedeiht aber noch besser in Araucanien. Dieser Baum wird siebzig bis achtzig Fuß hoch und hat acht im Umfang. Sein Holz wird sehr geschätzt, eben so seine Frucht, Pinones genannt, welche den Fichtenkernen ähnelt, und theils gekocht, theils zwischen Steinen zu einer Art Paste zerstoßen wird, woraus man ein sehr wohlschmeckendes Backwerk bereitet. Das aus ihm gewonnene Harz, Incienso genannt, wird von den Chileanern als Räucherwerk gebraucht. Dieser Pehuen oder Pino ist fast der einzige Baum, auf dessen Pflege die Eingeborenen einige Sorgfalt verwenden.

Die Ufer des Bio-bio sind dicht mit rothen und weißen Cedern bedeckt, von denen einige siebzig Fuß hoch, und zwanzig im Umfange sind. Sie werden in dünne Planken oder Breter für leichtes Zimmerwerk zertheilt; ihre Ausfuhr aus der Provinz Valdivia ist aber nicht bedeutend, da man dergleichen Dielen in Chiloe viel wohlfeiler kaufen kann, woselbst, wie mir glaubwürdige Personen versicherten, es Cedern giebt, aus de-

nen acht bis neunhundert Breter, jedes zwanzig Fuß lang, zwölf Zoll breit und einen dick, geschnitten werden. Wie man behauptet, hält sich das Wasser zur See besser in Fässern von rothem Cedernholz, als in allen andern. Der Floripondio wird sechs Fuß hoch, und hat eine Menge lieblich duftender, glockenförmiger Blumen von weißer Farbe, deren Geruch dem der Lilie ähnelt; ein einziger solcher Baum reicht hin, einen ganzen Garten mit Wohlgerüchen zu erfüllen. Der Floripondio kommt aber noch besser auf den Küsten von Peru fort, wo man ihn in den Zäunen anzupflanzen pflegt.

Es giebt eine große Menge von Stauden in den Wäldern von Conception, von denen mehrere sehr aromatisch sind. Diejenigen, welche vorzugsweise zum Färben gebraucht werden, sind die Diu, Thila und Uthin; der Saft der Beeren der Tara und der Mayu wird zu Dinte, so wie ebenfalls zum Färben verbraucht. Die Blätter des Culen, einer andern Staude, haben im Geschmack einige Aehnlichkeit mit dem Thee, als dessen Surrogat sie oft dienen. Die Sennespflanze wächst üppig in der Nähe des Maule; sie ist ganz so vorzüglich wie die der Levante, und ein Aufguß auf ihre Blätter wird besonders bei Steinschmerzen mit Nutzen angewendet. Gegen Entzündungen soll die Staude Palqui, in Peru das heilige Kraut (yerba santa) genannt, wirksam seyn. Verschiedene wildwachsende Pflanzen geben glänzende und dauerhafte Farben. Roth wird gewonnen aus der Relbun, einer Art Krapp (madder); gelb aus der Contra yerba, einer Art Mennig (agrimony),

und aus der Paquil; violet aus der Culli und Rosoli, und schwarz aus der Panqui.

Ich traf fast mit keiner Person in dieser Provinz zusammen, die mich nicht versichert hätte, daß es hier an zahllosen Orten Goldminen gäbe. Ich sahe zwar nie eine solche, die wirklich bearbeitet worden wäre; allein die allgemein übereinstimmende Aussage der Einwohner, so wie das, was Molina, Frasier und andere glaubwürdige Personen hierüber geschrieben haben, läßt an der Existenz jener nicht zweifeln.

Unter den gefiederten Bewohnern der Luft fiel mir ein Vogel von der Größe eines jungen Huhns auf, mit schwarzen und weißen Federn, einem dicken Hals, großem Kopf, starkem, etwas gekrümmten Schnabel und zwei röthlichen Sporen an dem Vordertheil der Flügel, gleich denen eines jungen Mistfinkenhahns. Er ist sehr scheu, und wird des Geschreis wegen, das er über den ihn beunruhigenden Gegenstand kreisend macht, und welches wahrscheinlich das Signal einer Gefahr für die anderen Vögel ist, von den Eingeborenen Tero-tero genannt; auch führt er den Namen Despertador, der Wecker. Finken, Gilgueros, und die Thili, eine Art Drossel, finden sich in Menge, so wie auch die grauen und rothen Repphühner, welche zwei letztgenannten Vogelarten sehr geschätzt werden. Ich ziehe jedoch die großen Holztauben, Torcasas, vor, von denen einige die Größe eines jungen Huhns erreichen; sie nähren sich besonders gern von den Blättern der Rüben, und erscheinen in solcher Menge, daß sie in einem einzigen Tage ein ganzes Feld abfressen. Ihr Fleisch ist dunkelfarbig,

aber saftig und wohlschmeckend. Von den größern Reihern sah ich drei verschiedene Arten, von denen die eine den Europäischen Reihern an Gestalt und Größe völlig gleich, die andere von milchweißer Farbe und einem über zwei Fuß langen Hals und eben so langen rothen Beinen, und die dritte nicht ganz so groß, aber mit einem sehr schönen Busche von weißen Federn auf dem Kopf versehen war. An mehrern Stellen der Küste bemerkte ich Flamingo's, und erfreute mich an ihrem schönen blaßrothen Gefieder; sie werden von den Eingeborenen nicht gegessen. Es giebt verschiedene Arten wilder Tauben und wilder Gänse. Der wilde Schwan ist so groß wie der Europäische, aber nicht so schön; er hat einen schwarzen Schnabel und Fuß, schwarzes und weißes Gefieder, und gleicht in seiner Gestalt mehr den Gänsen, wird aber niemals verspeis't. Ich besaß einen zahmen Adler, der von dem Ende des einen Fittigs bis zu dem des andern zehn Fuß maß; seine Brust war weiß mit schwarz gesprenkelt, der Hals und Rücken schwarz und der Schweif und die Flügel braun mit schwarzen Streifen. Ich sahe mehrere dieser Art, so wie andere noch kleinere in den Wäldern. Papageien giebt es in Menge, sie sind aber nicht schön, da ihr Gefieder ein schmuzig Grau ist; auch sind sie dem Obst und Mais sehr verderblich.

In Villavicencio, wohin ich von Conception aus eine Ausflucht machte, ward ich sehr durch eine daselbst angestellte Jagd eines Pagi oder Chileanischen Löwen unterhalten. Bei unserer Ankunft waren schon die nöthigen Anstalten und Vorbereitungen getroffen, um

diesen Feind des dortigen Viehstandes, der besonders unter den Pferden viel Unheil angerichtet, aus dem Wege zu räumen. Vornehmlich hatte man sich von den Landgütern in der Umgegend mit Hunden versorgt, und die jungen Männer waren in großer Hoffnung, mittelst ihrer Laso's den Löwen lebendig zu fangen, und ihn nachher in Villavicencio zur Belustigung der Damen zu hezzen, während Andere bei dieser Gelegenheit die Trefflichkeit ihrer Lieblingshunde zu erproben wünschten. An einem Sonntag ganz in der Frühe zogen die Jäger, über zwanzig an der Zahl und jeder mit einem Hund und einem Laso versehen, zu der Jagd aus. Eine Meile von dem Dorfe trennten wir uns in fünf oder sechs Trupps, schlugen verschiedene Fußpfade ein, und nahmen die Hunde auf die Pferde, damit der Pagi nichts durch die Witterung oder Fährte von der Annäherung seiner Feinde gewahrte. Die Parthie, zu der ich gehörte, ritt dann mit möglichster Stille und Vorsicht (selbst das Cigarrenrauchen wurde unterlassen) etwa vier Meilen weit bis zu einem kleinen Bach, woselbst ein zu diesem Ende mitgenommenes Füllen an einem Baum festgebunden wurde. Wir zogen uns dann etwa dreihundert Ellen von diesem Orte zurück, und das Füllen begann alsbald, als es sich allein sah, zu wiehern, was auch den gewünschten Erfolg hatte; denn noch vor Sonnenuntergang ließ einer von unserer Gesellschaft, der am weitesten vorwärts postirt stand, plötzlich seinen Hund los und pfiff, auf welches Signal sofort drei andere Hunde losgekoppelt wurden und nach dem Platze zu rannten, woselbst das Füllen angebunden war. Wir

folgten sogleich nach, und fanden bald den Pagi, mit dem Rücken gegen einen Baum gestemmt sich gegen seine Verfolger vertheidigend. Bei unserer Erscheinung schien er geneigt zu seyn, sich durch die Flucht zu retten, weßwegen man auch sogleich die Laso's in Bereitschaft hielt; allein vier neu hinzukommende Hunde, denen ihre Herren bald darauf folgten, verrannten ihm den Weg. Der Pagi behauptete übrigens tapfer sich vertheidigend seinen Posten, und tödtete drei unserer Hunde, worüber der Eigenthümer des einen so wild wurde, daß er jenem seinen Laso über den Nacken warf, worauf dann die Hunde vereint über denselben herfielen und ihn überwältigten; er war übrigens so schrecklich verwundet und zerfleischt, daß man seinem Leben ein Ende machen mußte. Die Länge dieses Thiers von der Nase bis zur Spitze des Schweifs betrug fünf Fuß vier Zoll, und seine Höhe von der Spitze des Fußes bis zur Schulter ein und dreißig Zolle. Sein Kopf war rund und glich sehr dem einer Katze; die Oberlippe war ungetheilt und mit einem Bart bedeckt; die Nase platt; die Augen groß, braunfarbig und stark mit Blut unterlaufen; die Ohren kurz und gespitzt. Er hatte übrigens keine Mähne. Der Nacken, Rücken und die Seiten waren aschgrau mit einigen gelben Streifen; das Bauchfell schmutzig weiß; das Haar an der Kruppe lang und zottig; jede Kinnlade mit vier Schneide=, vier Hunds= und sechszehn Backenzähnen bewehrt; der Vorder= und Hinterfuß mit fünf Zehen und sehr starken Klauen versehen. Mittelst vier an dem Sattelgurte zweier Pferde befestigten Laso's wurde er in's Dorf geschleift, woselbst wir von

der gesammten Einwohnerschaft mit Schießen und andern Freudenbezeigungen empfangen, und der Rest der Nacht mit Spielen und Tänzen verbracht wurde.

Wie man mir sagte, ist das Lieblingsfressen des Pagi Pferdefleisch; er ersieht sich die Gelegenheit ab, auf den Rücken seines Raubes zu springen, und denselben zu erwürgen, indem er ihn mit seinen Tatzen zerfleischt. Wenn er eine Rinderheerde anfällt, so bilden die Ochsen und Kühe sogleich einen Kreis, in dessen Mitte sie die Kälber und das junge Vieh stellen; sodann bieten sie dem Pagi kühn die Stirn und treiben ihn häufig zurück, wobei die Bullen ihn dann verfolgen und ihn sogar oft tödten. Es scheint sonach, als wäre es mehr Furcht, als Sache der Wahl, daß er vorzüglich mit Pferdefleisch sich zu nähren sucht. Menschen fällt er niemals an, sondern fürchtet sich im Gegentheil so sehr vor ihnen, daß er bei der Erscheinung eines Kindes flieht.

Eine Art Fuchs, Culpen genannt, von röthlichbrauner Farbe, mit einem langen zottigen Schwanze und zwei Fuß hoch, ist dem Hühnergeflügel und den Lämmern sehr verderblich. Um diese letzteren gegen ihn zu schützen, richten die Eingeborenen die Hunde mit großer Sorgfalt und gutem Erfolge zur Beschirmung der Schaafheerden ab; zu welchem Ende sie auch die sonderbare Sitte beobachten, die jungen Hunde, wenn sie noch blind sind, von einer Schaafmutter so lange säugen lassen, bis sie der Heerde folgen können, welche sie auch nachher niemals verlassen. Bei dieser Gelegenheit muß ich auch noch die auffallende Sitte er-

wähnen, daß man dort den Kapaunen die Erziehung der jungen Brut überlassen oder eingelernt hat. Wenn eine oder mehrere Hennen ihre Küchlein ausgebrütet haben, so nimmt man ihnen selbige weg, und steckt sie mit einem Kapaun, nachdem ihm einige Federn an der Brust und an der Innenseite der Dickbeine ausgerupft, und er mit Nesseln gepeitscht worden, unter einen Korb; dieß geschieht gewöhnlich Abends, und am andern Morgen sieht man den alten Kapaun, der die ganze Nacht über den Küchlein gebrütet, mit seiner adoptirten Familie einherstolziren, indem er mit nicht minderem Eifer als die mütterlichste alte Henne glucks't und Nahrung sucht. Diese Kapaunen sollen wirklich auch zur Auferziehung der Küchlein, deren einer oft an dreißig hat, besser seyn, als die Hennen, welche letztere, von der Sorge für ihre Brut befreit, bald wieder neue Eier zu legen beginnt, was denn ein großer wirthschaftlicher Vortheil ist.

Nach einer Abwesenheit von drei Wochen, kehrte ich nach Conception in Gesellschaft meines Freundes Don Santjago Dias zurück, an den mir mein gütiger Wirth in Arauco, Don Nicolas del Rio, ein Empfehlungsschreiben gegeben hatte, und dessen Güte ich es verdankte, daß meine Detention als Kriegsgefangener in einer ergötzlichen Reihe von Excursionen in die Umgegend, oder von Lustparthien in der Stadt bestand.

Sechstes Capitel.

Talcahuano. Callao.

Nach einem Aufenthalt einiger Tage in Conception, wurde ich von dem Gouverneur nach Talcahuano geschickt, da gerade dort ein Schiff seegelfertig nach Lima lag. Ich bekam ein Schreiben an einen Residenten in jenem Haven mit, der mich auf das Zuvorkommendste aufnahm und in dessen Haus ich blieb, bis das Schiff unter Seegel ging.

Der Weg von Conception nach Talcahuano beträgt sechs Meilen; die Gegend ist nicht für den Feldbau geeignet und bietet nur einen traurigen Anblick dar. Der Boden enthält eine halbe Elle tief eine ganze Lage von Seemuscheln oder Schalen, die mehrentheils zwölf bis funfzehn Fuß dick ist; und in den Bergen findet sich eine ähnliche dreihundert Fuß hoch über der Meeresfläche. Dieß Phänomen rührt zweifelsohne von einem großen Erdbeben her, welches hier stattfand, ehe diese Gegend der alten Welt bekannt wurde; so viel

ist wenigstens gewiß, daß das gegenwärtige Thal von Conception oder Penco in einer früheren Periode von einem Theil des stillen Oceans bedeckt worden.

Die Bai von Talcahuano ist eine der größten auf der Westküste von Südamerica; ihre Länge beträgt von Norden nach Süden etwa zehn Meilen, ihre Breite von Osten nach Westen sieben. In ihrer Mündung liegt die Insel Quiriquina, welche auf diese Weise einen doppelten Eingang in jene bildet, von denen der östlichere mehr Sicherheit darbietet; er ist zwei Meilen breit, mit dreißig Faden Wasser, die allmälig nach dem gewöhnlichen Ankerplatz zu, eine halbe Meile von der Küste, bis auf zehn Faden abnehmen. Die Bai ist gegen den Nordwind gut geschützt; dennoch ist bei dem Wehen eines solchen die See so aufgeregt und wogt so ungestüm, daß es fast unmöglich ist, zu landen, obgleich zu jeder andern Zeit die Landung an jeder Stelle der Bucht leicht und sicher von Statten geht.

Es giebt in Talcahuano eine Mauth und die nöthigen Beamten, um die Einfuhr- und Ausfuhrzölle einzusammeln; ferner Baraken für die zu einer kleinen Batterie gehörige Garnison, ein Haus für den commandirenden Officier, eine Pfarrkirche und etwa hundert Häuser mit einigen großen Niederlagen, Bodegas, für Korn, Wein und andere Kaufmannsgüter. Die Einwohnerschaft beläuft sich etwa auf fünfhundert Personen, meistens Maulthiertreiber, Lastträger oder Fischer.

Die Bai hat einen Ueberfluß an Fischen, unter denen der Robelo, wegen seines trefflichen Geschmacks,

der geschätzteste ist. Dieser Fisch ist zwei bis drei Fuß lang, beinahe cylinderförmig gestaltet, mit winklichten Schuppen; auf dem Rücken goldfarbig, nach dem Bauchfell zu in ein schönes durchsichtiges Weiß hinüberspielend und mit einem bläulichen, auf beiden Seiten dunkelgelb eingefaßten Streife auf dem Rücken. Der Corbina gleicht dem Robelo mehrentheils an Größe, doch übertrifft er ihn auch hierin manchmal; sein Körper hat eine ovale Form mit breiten, halbdurchsichtigen, weißen Schuppen, auf welchen sich einige dunkle Stellen zeigen, und mit einer Menge bräunlicher Streifen umzirkelt; sein Schwanz ist gespalten und der Kopf klein, sein Fleisch ist weiß und sehr wohlschmeckend. Der Lisa ist eine Art Barbe (mullet); er wird in Flüssen und im Meere gefunden, in letzterem ist er jedoch vorzuziehen; er ist etwa einen Fuß lang, sein Rücken schmuzig-grau, seine Seiten und Bauchfell weiß, mit großen Schuppen. Der Peje rey ist dem Stint oder Spiering (smelt) sehr ähnlich, wird jedoch so groß wie ein Häring; er hat nicht denselben Geruch, wie der Stint, schmeckt aber gekocht ebenfalls köstlich.

In der Nähe von Talcahuano findet sich der Goldfisch, etwa zehn Zoll lang, von ovaler Form, mit kleinen Schuppen; er hat eine hellglänzende Goldfarbe und fünf Gürtel oder Ringe um seinen Leib; der um den Nacken laufende ist schwarz, zwei andere um die Mitte grau, der nach dem Schwanze zu schwarz und der letzte am Anfang des Schwanzes grau; sein Fleisch ist sehr köstlich. Der Chalgua Achagual, von den Spaniern Peje gallo (Hahnfisch) genannt, ist etwa drei Fuß lang;

rund, in der Mitte dicker wie am Halse oder Schwanze, mit einer weißen Haut umzogen, aber ohne Schuppen, und mit einem knorpeligen Kamm, etwa drei Viertelzoll stark auf dem Kopfe; sein Fleisch taugt nichts. Der Tollo, eine Art Seehund, ist etwa drei Fuß lang und hat zwei dreieckige Rückgrate, sonst aber keine Gräten; er wird meistens eingesalzen und nach Lima versendet, obwohl er frisch auch sehr gut schmeckt. Uebrigens fangen die Eingebornen an der Küste eine Menge von Fischarten, die auch andern Meeren gemein sind, z. B. den Meeraal, Sägefisch, Seehund, Stockfisch, die Meerbutte, den Weißfisch, Platteis, die Makrele, Roche, Sardelle, Barbe, den Pilscher u. s. w. Unter den Molusken zeichnet sich die Muschel (muscle) durch ihren Wohlgeschmack aus; sie wird eingesalzen und in großen Quantitäten versandt. Die Pico ist eine Art Entenmuschel (barnacle), sehr zart und schmackhaft, die sich auf steilen Felsen im Wasser findet und von denen zehn bis zwanzig eben so viel besondere Zellen in pyramidaler Form, mit einer kleinen Oeffnung oben an jeder Zelle, bewohnen; sie empfangen ihre Nahrung durch die Höhlung, aus der eine Art Schnabel hervorragt, wovon diese Molluske ihren Namen Pico (Schnabel) erhalten hat. Die Piuri, eine, in Hinsicht des Geschmacks, der Hummer (lobster) ähnliche Molluske, hat die Größe einer großen Kirsche und gleicht überhaupt dieser so sehr, daß, wie erzählt wird, einstmals ein nach Conception gereis'ter Chileaner, der früher niemals Kirschen gesehen hatte, sich höchlich über das wundersame Land verwunderte, in welchem die Piuri's auf den Bäumen wuch-

sen. Von gelenkschaligten (crustaceous) Fischen giebt es verschiedene Arten Krebse, z. B. die Xaiva und Apancora, die beide, gesotten, roth werden und gut schmekken. Die Bachkrebse, dort Camarones genannt, werden dort oft von dem ungeheuern Gewicht von acht oder neun Pfunden gefangen und sind sehr gut.

Der Haupthandel zwischen dem Haven Talcahuano und einigen der andern Spanischen Colonien, besteht in der Ausfuhr von Waizen, mit welchem Artikel etwa sechs Schiffe, jedes von nicht weniger als vierhundert Tonnen Ladung, jährlich, und zwar meistens nach Lima geschickt werden. Von Pöckelfleisch (jerked beef), dort Charqui genannt, werden jährlich etwa sechstausend Centner, nebst einer verhältnißmäßigen Quantität von Talg und Schmeer, ausgeführt; von Wein jährlich im Durchschnitt zweitausend Jars, jede zu achtzehn Gallonen. Die Einfuhr besteht in einer kleinen Quantität Europäischer Fabricate, Zucker, Salz und Taback; die Zölle davon belaufen sich auf etwa hundertundfünftausend Dollars jährlich. Sehr vortheilhaft würde die Anlegung einer Seifenfabrik seyn, da dieser Artikel in Peru, so wie fast überall in der dortigen Gegend, zu einem hohen Preise steht (der Centner gewöhnlich zu vierzig Dollars), und Leim und das nöthige Feuermaterial im Ueberfluß vorhanden, so wie das Kupfer zu den Gefäßen aus den Minen von Coquimbo und Copiapo sehr wohlfeil zu erhalten ist. Noch einträglicher würde aber die Anlegung einer Schneidemühle, entweder an dem Bio-bio, oder dem Maule seyn, welche beide Flüsse dazu mit genugsamem Wasser

und Fall desselben, und auf ihren Ufern mit einem Ueberfluß von trefflichem Schiffbauholz versehen sind. Bis jetzt ist Guayaquil das große Schiffswerft von Südamerica, auf welchem Schiffe von achthundert Tonnen Ladung vom Stapel gelassen wurden; aber eben deßwegen ist dort theils das Baumaterial, theils der Arbeitslohn so theuer geworden, daß ein anderwärts angelegtes Etablissement (wozu sich die Stellen an den genannten Flüssen aus vielen Gründen am besten passen würden), einen sehr beträchtlichen Vortheil abwerfen würde. —

Da das Schiff Dolores de la Tierra jetzt fertig und bereit war, um nach Lima zu seegeln, so mußte ich mich an den Bord desselben begeben, nicht ohne Bedauern ein Land verlassend, das mich durch die Reize seiner Naturschönheit so sehr entzückt hatte und von dessen Bewohnern ich mit so unbegränzter Gastfreiheit und Güte behandelt worden war. Mein gefälliger Wirth in Talcahuano, Don Manuel Serrano, trug Sorge dafür, mich dem Schiffscapitän besonders zu empfehlen, und schickte mir mehr Lebensmittel an Bord, als ich zu drei solchen Reisen hätte verbrauchen können.

Das Schiff, auf dem ich mich befand, hatte achttausend Fanegas Waizen, nebst einigen andern Chileanischen Producten und einer Menge Hühnergeflügel, für den Markt zu Lima, am Bord; es war zu Ferrol im J. 1632 aus Spanischen Eichen gebaut und das älteste aller Fahrzeuge im stillen Ocean; daher es auch durch sein hohes Hintertheil und seine ganze plumpe Gestalt nicht wenig gegen die Spanischen, oder neuerdings in

Guayaquil erbauten abstach. Das Benehmen des Capitäns, so wie der Deckofficiere und Passagiere, war ausnehmend gefällig und wir brachten die eilf Tage unserer Ueberfahrt nach Callao auf die angenehmste und fröhlichste Weise hin, wozu das weibliche Personal einer Familie, die sich in Lima niederlassen wollte, nicht wenig beitrug.

Am eilften Tage (den 21sten August 1803) nach unserer Abfahrt von Talcahuana bekamen wir die Insel San Lorenzo zu Gesicht, welche einen Theil der Bai von Callao bildet. Sie bietet einen sehr traurigen Anblick dar, indem sich nicht ein einziger Baum oder Strauch, ja nicht einmal ein Grashalm auf ihr zeigt, und sie aus nichts, als aus einem Haufen Sand und Fels besteht. Nachdem wir um das Vorgebirge herumgesegelt, so boten sich unsern Blicken die Fahrzeuge auf der hohen See, die Stadt und die Festungswerke des Havens auf einmal dar. Das bedeutendste Castell, Real Felipe (König Philipp), hat ein imponirendes Aeußere, obwohl es unvortheilhaft angelegt ist, da es mit der Meeresfläche gleich liegt und hinter ihm sich verschiedene Reihen von Hügeln in allmäliger Gradation erheben, welche sich in der Ferne in die, zum Theil über die Wolken emporragenden Gebirge der Andes verlieren. Bei der Annäherung an den Ankerplatz zeigten sich die Thürme und Kuppeln von Lima zur Linken der Stadt Callao. Ehe wir landeten, wurde unser Schiff von dem Mauthboot und einigen andern visitirt, und ich in dem des Havencapitäns an's Ufer gebracht. Ich ward unmittelbar nach dem Castell und vor den Gouverneur, ei-

nen Spanischen Obersten, geführt, der mich zuerst in das Caloboso, ein Gefängniß für Verbrecher, die zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt worden, bald darauf aber nach dem Wachthause bringen ließ, woselbst ich in der Officierstube verschiedene artige und einige wohlunterrichtete junge Männer fand. Die Südamericaner haben im Allgemeinen einen sehr offenen und freien Character, und es verging keine Stunde, so war ich mit einem jungen Officier und seinem Bruder auf einem so vertrauten Fuße, als wären wir alte Bekannte gewesen. Sie waren beide aus Lima gebürtig und in der Hauptschule zu San-Carlos erzogen worden; sie beklagten beide sich darüber, daß die nützlichsten Zweige der Wissenschaften in den Spanischen Schulen nicht in der Ausdehnung und mit der Sorgfalt, wie in England, betrieben würden, weil die Rectoren und Lehrer derselben Geistliche wären und die Lehrgegenstände deßhalb hauptsächlich auf die theologischen und moralischen Disciplinen beschränkten. Indessen sind, wie sie hinzufügten, die Bibliotheken nicht von guten Büchern aus dem Fache der philosophischen und mathematischen Wissenschaften entblößt, und es finden sich immer einige junge Leute, die sich auf das Studium derselben legen und dann ihren Freunden willig darin Unterricht ertheilen. Ich brachte meine Zeit auf eine sehr angenehme Weise im Geplauder mit meinen neuen Bekannten hin, bis Abends um zehn Uhr der Lieutenant uns verließ, um bei dem Gouverneur el santo (die Parole) und die Befehle für die bevorstehende Nacht zu holen. Eine halbe Stunde darauf kehrte er mit der Nachricht zurück, daß

der Gouverneur Befehl gegeben habe, mich am folgenden Morgen nach Lima zu schaffen; er fügte hinzu, daß, da er an dem folgenden Tage, als dem ersten des Monats (September 1803), mit einer Parthei der Garnison von Callao abgelöst und nach Lima zurückkehren würde, er mich in seiner Valencia dahin mitnehmen wollte. Demgemäß ließ ich mein Bette und mein Gepäcke nach seinem Schlafzimmer bringen, in welchem wir die Nacht mit Gesprächen zubrachten; gegen Tagesanbruch legten wir uns nieder, schliefen eine Stunde und gingen dann zum Frühstück, welches in einer Tasse trefflicher Chocolade, einigen gerösteten Brodtschnitten und einem Glas Wasser bestand. Um eilf Uhr langte das Detaschement an und wir verließen Callao in einer Valencia, einer Art zweirädigen Cabriolets, von zwei hintereinandergespannten Pferden gezogen, auf deren vorderem der Postillon reitet.

Die Häuser von Callao sehen sehr düster aus; meistens sind sie zwanzig Fuß hoch, die Wände von Lehm, die Dächer platt und sie selbst in zwei Stockwerke getheilt. Das alte Callao, welches im Jahr 1746 durch ein Erdbeben zerstört und vom Meere verschlungen ward, lag eine Strecke weiter südwärts von der gegenwärtigen Stadt. Wenn die See ganz ruhig ist, kann man die Ruinen unter'm Wasser, in der Gegend der Bai, die den Namen Mar braba (rauhes Meer) führt, gewahr werden, und eine Schildwache findet sich beständig in der Bai, um alle Sachen von Werth zu „bergen", die etwa von den Wogen an's Land gespült werden sollten, was nicht selten der Fall ist. Bei je-

ner schrecklichen Convulsion der Natur kamen über drei-tausend Menschen um's Leben. Ich lernte späterhin einen alten Mulatten kennen, der einer von den drei oder vier Einwohnern war, die gerettet wurden. Er erzählte mir, daß er als kleiner Knabe gerade auf einem Stück Bauholz, das von einem Schiff in der Bai ausgeladen war, saß, als die ungeheure Meereswoge sich über die Stadt stürzte und sie begrub, und daß er selbst, sich an den Balken anklammernd, bis zu der Capelle, eine Entfernung von drei Meilen, getrieben ward.

Von Callao nach Lima ist es sechs Meilen; die Straße ist gut und man verdankt sie dem schon früher erwähnten Don Ambrose Higgins, einem gebornen Irländer, dem es gelungen war, zum Generalcapitán von Chile und zum Vicekönig von Peru sich aufzuschwingen. Leider starb er nach einer dreijährigen Verwaltung dieses letztern Postens und konnte so dieß nützliche Werk nicht ganz so vollenden, wie er es gewollt hatte. Der fertiggewordene Theil erstreckt sich von dem Thore von Lima aus zwei Meilen nach Callao zu und hat auf beiden Seiten eine doppelte Reihe hoher Weiden, um den, alle hundert Schritte weit mit schönen steinernen Bänken versehenen Fußweg zu beschatten; an jeder Seite dieses Fußweges fließt ein kleiner Bach, welcher die Weiden bewässert und zahllose Blumen und üppiges Unkraut nährt. Von dem übrigen Theil ist bloß der Fahrweg vollendet. Wenn man auf diesem Wege von Callao herauskommt, so sieht man rechter Hand die Ruinen eines Indianischen Dorfes aus der Periode vor

der Entdeckung von Südamerica. Es sind noch einige Mauern, aus Thon oder Lehm gebildet, zwei Fuß dick und sechs Fuß hoch, vorhanden, welche ihre gegenwärtige Existenz wohl nur der völligen Abwesenheit des Regens in diesen Gegenden verdanken. Ebenfalls rechter Hand von dieser Straße liegt die Stadt Bellavista, in welche Callao, als dessen „annexo", eingepfarrt ist. Es giebt hier ein Hospital für Seeleute und die ärmeren Classen unter den Einwohnern. In der Hälfte des Wegs zwischen dem Haven und der Hauptstadt steht eine sehr hübsch gebaute Capelle, mit welcher ein kleines, der Jungfrau vom Berg Carmel geweihtes Kloster verbunden ist; dasselbe wird von Vielen besucht, die ein auf dem Meere dieser Madonna, der Schutzheiligen der Seeleute, gethanes Gelübde hier erfüllen wollen. Auch findet sich nahe bei der Capelle eine gute Branntwein- und Weinschenke, und man kann hiernach leicht ermessen, nach welchem von beiden Gebäuden am meisten „gewallfahrtet" wird. Bei der Annäherung an die Hauptstadt schien die Qualität des Bodens sehr gut zu seyn; es zeigen sich Klee- und Maisfelder und große Gärten mit üppig wachsenden Gemüse- und andern zum Verkauf bestimmten Gewächsen, und dicht bei der Stadtmauer giebt es große Baumgärten, mit tropischen Obstbäumen bepflanzt und alle mittelst Canäle aus dem Fluß Rimac bewässert. Das Thor ist aus Backsteinen und mit Stuckaturarbeit, Karnießen u. s. w. verziert; es hat drei Bogen, von denen der mittelste für Fuhrwerk, die beiden andern für die Fußgänger bestimmt sind.

Ein Reisender pflegt geneigt zu seyn, das Innere einer Stadt nach dem, wie sie sich von außen ausnimmt, zu beurtheilen und zwischen beiden eine Aehnlichkeit oder Gleichheit zu präsumiren; allein in Hinsicht auf Lima wird er sich getäuscht sehen. Ihre, in weiter Ferne sichtbaren Kuppeln und Zinnen, der treffliche Steinweg, die schattigen Weidenalleen und das schöne Thor stehen, sobald man durch letzteres hindurch ist, in einem grellen Contrast mit einer langen Straße von niedrigen Häusern mit ihren Vorhallen und Patios; statt reicher Waarenvorräthe sieht man nur kleine Schoppen oder Buden mit ihren Handelsartikeln auf Tischen an der Thür ausgelegt; die Häuser haben keine Glasfenster; und eine zahlreiche Volksmenge von allen Farben, von dem schwarzen Africaner an durch alle mögliche Schattirungen hindurch, bis auf den Biscayer, mit dem Gesicht wie „Milch und Blut", und den kupferfarbigen Americaner, und mit einer nicht minder großen Mannichfaltigkeit in den Nüancirungen der verschiedensten Gesichtszüge, — Alles dieß macht bei'm ersten Anblick den Eindruck einer wahrhaft chaotischen Verwirrung.

Als ein Kriegsgefangener, obwohl unsere beiderseitigen Nationen in der That noch im friedlichsten Verhältnisse mit einander waren, wurde ich in das Stadtgefängniß Carcel de la Ciudad gebracht, woselbst ich acht Monate lang mit etwa hundert der verworfensten Verbrecher zubringen mußte. Der Empfehlung und thätigen Verwendung meines Freundes, des Lieutenants, verdankte ich es jedoch, daß mich der Alcalde in ein Zimmer bei'm Eingang des Kerkers logirte, das für

Personen aus achtbaren Familien, oder für solche, die Mittel hatten, für diesen Vorzug zu bezahlen, bestimmt war.

Ich war so glücklich, hier einen Officier, aus Lima gebürtig, zu finden, der wegen Verdachts einer Verfälschung gefangen saß. Er war ein sehr wackerer Mann und betrug sich, in Hinsicht meiner, auf eine Weise, die nicht allein mir während meiner Gefangenschaft sehr zum Troste gereichte, sondern auch zu meiner endlichen Befreiung beitrug. Mein Hauptgeschäft während dieser Periode war, mich der Spanischen Sprache vollkommen Meister zu machen und einige Kenntniß des Quichua zu erlangen, der Hofsprache der Indianischen Incas, die übrigens nicht allein da, wo diese letztern noch herrschen, sondern in dem Innern von Peru von allen Volksclassen gesprochen wird, obwohl die angesehenern Einwohner sämmtlich auch Spanisch reden.

Siebentes Capitel.

Das Thal von Lima.

Lima ist die Hauptstadt von Peru und hat seinen Namen von dem Altindianischen Rimac, welches auch noch gegenwärtig der Name seines Flusses ist und ursprünglich so viel wie Hexe bedeutet. Die Ureinwohner dieses Landes hatten nämlich, sowohl vor, als während dem Bestehen der von den Incas errichteten Theokratie, die Sitte, alle der Zauberei verdächtige Personen in jenen District zu verbannen, welcher deßwegen Rimac Malca, oder das Hexenthal genannt wurde. Dieses Schicksal soll auch, der Sage nach, den berühmten Manco Capac und seine Schwester Mama Ocollo betroffen haben, welche von ihrem Großvater den Indianern zu Couzcou als die Kinder der Sonne, ihres Gottes, vorgestellt, von ihnen aber, ihrer schönen Gesichtsfarbe und blonden Haare wegen, als Zauberer betrachtet und nach Rimac Malca, dem gegenwärtigen Thal von Lima, verbannt wurden.

Im September 1533 war Don Francisco Pizarro

nach Pachacamac, einer der Hauptstädte der Indianer, gekommen und hatte den daselbst von dem zehnten Inca von Peru, Pachaculee, dem Gotte Pachacamac, (unter welchem Namen der Schöpfer und Erhalter des Universums verehrt wurde), erbauten Tempel geplündert, die, dem Altardienst geweihten Jungfrauen durch seine Soldaten schänden und das ganze Gebäude niederreißen lassen; doch sind von demselben, wie ich selbst im Jahr 1817 sah, noch immer einige Trümmer übrig geblieben, gleichsam zum schmachvollen Vorwurf für die Nachkommen jener fanatischen und unmenschlichen Ungeheuer, die den Namen des Christenthums brandmarkten. Pizarro, der eine Stadt in der Nähe der Seeküste gründen wollte, sandte von Pachacamac einige seiner Officiere aus, um im Norden oder Süden einen passenden Haven auszukundschaften. Sie besuchten zuerst den Haven von Chilca, der aber, obgleich an und für sich gut und in der Nähe von Pachacamac gelegen, doch nicht gewählt ward, weil seine Küste eine sandige Wüstenei war und die armen Indianer, die sich des Fischfangs wegen dort aufhalten, ihre Wohnsitze, wegen des Austrocknens ihrer ohnehin salzigen Brunnen, oft verändern mußten. Die Commissäre mußten demnach sich noch anderwärts umsehen und fanden bei Callao eine Bai von sehr bedeutendem Umfange, in deren nördlichen Theil sich der Strom Rimac mündete, und weiterhin ein Thal, welches durch die reichen Gaben der Natur sich als sehr anmuthig und einladend zu dem bestimmten Zwecke darstellte. Auf den von ihnen erstatteten Bericht kam Pizarro selbst an Ort und Stelle, genehmigte die Wahl dieses Thales und

legte zwei Wegstunden von der Küste südlich von dem Flusse Rimac den Grund zu der Stadt Lima, nach welcher er am 8. Januar 1534 diejenigen Spanier versetzte, welche er zur Erbauung der Stadt Jauja zurückgelassen hatte. Lima heißt bei den Spaniern la Ciudad de los Reyes, weil sie gerade an dem Tage gegründet ward, an welchem die Römische Kirche das Fest der heiligen drei Könige, oder der Weisen aus Morgenland feierte. Ihr Wappen sind drei goldne Kronen im asurnen Felde, mit dem Morgenstern; zu Schildhaltern dienen die Buchstaben J. und C. (Johanna und Carl), mit der Devise: „Hoc signum vere Regum est". Dieß Wappen, so wie der Titel einer „königlichen" Stadt, ward Lima im J. 1537 vom Kaiser Carl V. ertheilt. Pizarro baute sich einen eigenen Palast, etwa zweihundert Ellen von dem Flusse, dem großen Markt, Plasa mayor, woselbst jetzt der Palast des Vicekönigs steht, gerade gegenüber; die Trümmer desselben kann man noch in der Callejon de Petateros, oder der Wattenmacher-Gasse, sehen. Pizarro wurde hier am 26. Juni 1541 ermordet.

Der Angabe verschiedener Spanischer Autoritäten zufolge, liegt Lima unter'm 12° 2′ 51″ s. Br. und unter'm 70° 50′ 51″ westl. L. von Cadix. Im Norden und Osten von der Stadt erheben sich hinter einander Hügel, welche zuletzt mit der großen Gebirgskette der Andes zusammenhängen, oder, genauer genommen, Theile der hohen Berge sind, welche sich im Norden und Süden etwa zwanzig Meilen östlich von Lima hinziehen. Diese Berge platten sich allmälig nach der

Seeküſte zu ab und bilden zwiſchen jeder Reihe ſchöne und fruchtbare Thäler, deren eines das Rimac Malca iſt. Die Kette, die ſich im Rücken von Lima öffnet, bildet das Thal Lurigancho, welches dicht an ſeine Vorſtadt gränzt. Die beiden höchſten Bergreihen, die die Stadt unmittelbar umgeben, führen den Namen San Criſtobal und Amancaes; jene iſt 1302, dieſe 2652 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Im Südweſten liegt die Inſel San Lorenzo; noch weiter ſüdlich, etwa acht Meilen entfernt, liegt Morro Solar, woſelbſt man große Sandhügel ſieht, welche, ſich oſtwärts allmälig erhebend, mit dem Amancaes einen Halbmond bilden, der das maleriſche Thal Rimac einſchließt, durch welches der Strom gleichen Namens majeſtätiſch fließt, daſſelbe mit den Schönheiten der Flora und den Gaben der Ceres auf das Reichlichſte ausſtattend.

Die Grundfläche (size) von Lima neigt ſich allmälig nach Weſten zu, während der große Markt, plasa major, 480 Fuß über der Meeresfläche erhaben liegt. Alle Straßen in dieſer Richtung, ſo wie viele von denen, die jene unter rechten Winkeln durchſchneiden, haben kleine Waſſerleitungen, welche ſehr zur Reinlichkeit und Geſundheit der Stadt und ihrer Bewohner beitragen. Das Waſſer, welches durch die Straßen fließt, ſo wie das, welches die Springbrunnen und die Canäle, zur Bewäſſerung der Gärten und Pflanzungen, überall in dem ganzen Thale verſorgt, wird aus dem Rimac ausgeleitet. Dieſer Fluß entſpringt in der Provinz Huarochiri und nimmt in ſeinem Lauf verſchiedene kleinere Flüſſe auf, welche ſich theils durch den geſchmol-

zenen Schnee auf den Gipfeln der Andes, theils durch Regengüsse im Innern des Landes bilden. Das Wasser in Lima soll mit vieler fixen Luft geschwängert seyn und eine Menge Selenit in sich aufgelöst enthalten, welchem man die häufigen Indigestionen und andere Unterleibsbeschwerden zuschreibt; wiewohl der Dr. Unanue mit mehr Recht fragt, ob diese Krankheiten nicht vielmehr vom Cupido und der Ceres herrühren möchten? So viel ist aber gewiß, daß das dortige Wasser nichts weniger als rein ist; der Artaxea, welcher die Stadtbrunnen, und der Pugios, der die Vorstadt, San Lazaro, versorgt, sind beides stehende Teiche, oft mit Wasserpflanzen, die mit ihnen verfaulen, angefüllt, und enthalten überdieß Wasser, welches schon zur Bewässerung der Pflanzungen oder Landgüter jenseits der Stadt gedient hat und in welchem nicht selten Thiere ertränkt worden sind.

Das Clima von Lima ist außerordentlich angenehm. Die Hitze, die man, der Natur der Sache nach, unter einer so geringen Breite vermuthen sollte, wird selten gespürt, und diejenigen, welche an die stechenden Sonnenstrahlen und die erstickende Hitze von Bahia auf der entgegengesetzten Seite des Continents, oder an die von Carthagena, das unter demselben Breitegrade liegt, gewöhnt sind, können nicht genug über das milde, fast immer sich gleichbleibende Clima von Lima erstaunen. Die folgende Thermometertabelle, die in den Jahren 1805 und 1810 in Lima aufgezeichnet wurde, wird das Gesagte beweisen.

Beobachtungen am Thermometer, das um Mittag im Schatten hing.

	1805. Max.	1805. Min.	1810. Max.	1810. Min.
Januar	77	74¾	76	73¾
Februar	79½	76	77	74¾
März	78½	74¾	77	74¾
April	74¾	72	74¾	71¼
Mai	73¾	67	71¼	67
Juni	65¾	65	66	64
Juli	65	63	64¾	61
August	63½	62¾	63¾	61
September	65	63½	64¾	64
October	65¾	63½	65¾	63½
November	69½	65¾	69½	65½
December	73¾	69½	71½	70
Mittl. Hitze im ganzen Jahr	79½	62¾	77	61

Die Kühle des dortigen Clima's wird durch den Wind und einen besondern Zustand der Atmosphäre veranlaßt. Der Wind weht meistens von den verschiedenen Ecken des Compasses zwischen Südwest und Südost. Im erstern Fall streicht er über einen großen Theil des stillen Oceans, im letztern Fall nicht etwa über sandige Wüsten, oder verbrannte Ebenen, sondern über die ungeheure Strecke der waldigen Länder, die zwischen Brasilien und Peru liegen, sodann über die mit Schnee und Eis bedeckten Gipfel der Cordilleras, die etwa zwanzig Meilen von Lima entfernt sind; so daß er also in dem einen, wie in dem andern Fall, kühl und erfrischend ist. Ein Nordwind kommt selten in Li-

Staats-
Bibliothek
Bamberg

ma vor, wenn er aber einmal zufällig aus dieser Gegend wehen sollte, so ist die Hitze sehr drückend. Am 6. März 1811, als gerade der Wind aus Norden wehte, machte ich mit einem Fahrenheit'schen Thermometer um 1 Uhr Nachmittags folgende Beobachtungen:

Im Schatten in einem offenen Zimmer .	80°
In freier Luft, 5 Ellen von den Sonnenstrahlen	87°
In der Sonne	106°
Wasser im Schatten	74°
Wasser in einem Brunnen, zwanzig Ellen unterhalb der Oberfläche . . .	70°
Seewasser in Callao, um 4 Uhr p. m. .	64°
Hitze des schwitzenden Körpers . .	98°
Dieselbe nach Abkühlung in dem Schatten	94°.

Im Sommer wird die Sonnenhitze durch einen Baldachin von Wolken gemildert, der beständig über Lima hängt und, obwohl nicht von der Stadt aus, doch von jeder Anhöhe auf den jene umgränzenden Hügeln oder Bergen gesehen werden kann. Diese Wolken gleichen dem Rauche, der über großen Städten, wo Steinkohlen gebrannt werden, zu schweben pflegt; da man aber dieß Material in Lima nicht verbraucht, so muß dieß Phänomen eine andere Ursache haben. Diese besteht, meiner unmaaßgeblichen Meinung nach, darin, daß die von der Küste oder See aufsteigenden Dünste zu einer genugsamen Höhe durch die Kraft der Sonnenstrahlen emporgezogen werden, um in den Strom des Windes von Süden oder Westen zu gelangen und in demselben landeinwärts getrieben zu werden, während

die Ausdünstungen aus der Stadt und Vorstadt nur zu einer niedrigeren Luftschicht sich erheben und nicht in den Strom des Windes kommen, sondern in einem beständigen Zustand eines Gleichgewichts über der Stadt den Tag hindurch hängend verharren, und des Nachts als Thau wieder herabfallen, wie man jeden Morgen an den Pflanzen sieht.

Man kann mit Recht behaupten, daß Lima eines der schönsten Clima's der Welt sich erfreut; es giebt dort nur eine Aufeinanderfolge von Frühling und Sommer, auf gleiche Weise frei von aller Winterkälte, so wie von der schwülen Hitze des Herbstes; dergestalt, daß sich eigentlich hier gar keine vier Jahreszeiten unterscheiden lassen, obwohl dieß einige Schriftsteller, wohl mehr ihrer Theorie zu Liebe, als der Erfahrung gemäß, behauptet haben. Peralta hat im achten Gesange seines berühmten Gedichts das herrliche Clima dieser Stadt recht artig geschildert:

„En su orisonto el sol toto es aurora
Eterna, el tiempo todo es primavera
Solo es risa del cielo cada hora
Cada mes solo es cuenta del esfera.
Son cada aliento, un halito de Flora
Cada arroyo una Musa lisongera;
Y los vergeles, que el confin le debe
Nubes fragantes con que el cielo llueve.“

Als eine besonders merkwürdige Eigenthümlichkeit sowohl der dortigen Witterung, als der auf der Küste von Peru, von Arica bis zum Cape Blanco, eine Entfernung von etwa sechzehn Breitegraden, ist es an-

zusehen, daß es dort beinahe gar nicht regnet. Um diese Anomalie der Natur zu erklären, hat man bereits verschiedene Hypothesen und Theorien aufgestellt; vielleicht können die folgenden Thatsachen und Erläuterungen dazu dienen, die Schwierigkeiten, die sich bei der Erklärung dieses Phänomens zeigen, zu heben.

Im April oder Mai beginnen die Nebel (garuas dort genannt) regelmäßig aufzusteigen und dauern mit kleiner Unterbrechung bis zum November, in welchen Monat gewöhnlich der Eintritt des Wintersolstitiums fällt. Die sanften Lüfte, welche des Morgens von Westen und Nachmittags von Süden her wehen, erfüllen die Luft mit Wasserdünsten, welche eine sehr dichte Wolke oder Nebel bilden; weil aber die Sonnenstrahlen in dieser Jahreszeit schief auffallen, so wird diese Ausdünstung nicht genugsam verdünnt, um sich über die Gipfel der benachbarten Berge erheben zu können und muß deßwegen auf die nach Norden sich neigende Strecke des platten Landes zwischen den Bergen und der See eingeschränkt bleiben. Auf diese Weise also bleiben die von den Winden herbeigetriebenen wässerigen Dünste über dieser Küste beständig schwebend, bis die Sonne ihren Lauf wieder südwärts nimmt, durch deren dann vertical auffallende Hitze jene in die Höhe gehoben und über die gedachten Berge hinweg in das Innere des Continents geführt werden, woselbst sie sich verdichten und in reichlichen Regengüssen herabfallen. Daß sich auf dieser Küste aus diesen Nebeln kein Regen bildet, rührt theils daher, daß es an von der entgegengesetzten Seite her wehenden Winden fehlt, um die Partikeln

aufzuregeu und zu verdichten, theils von ihrer Nähe an der Erde, welche sie bei ihrem Niedersenken erreichen, bevor eine hinlängliche Menge von ihnen coalesciren und sich zu Tropfen bilden kann.

Die Figur der Küste trägt ebenfalls zu dem freien Zuströmen des Wassers bei, welches sich vor seiner Rückkehr nach den Aequatorgegenden am Südpole abgekühlt hat. Vom Cap Pilares bis zum 18° der Breite ist die Richtung der Küste so ziemlich von Norden nach Süden, und von 18° bis 5° wendet sie sich westwärts; auf diese Weise kann das vom Südpol heranströmende kalte Wasser an das Ufer gelangen und eine Kühlung der Atmosphäre bewirken, welche an andern Orten nicht stattfindet, woselbst die Küsten mit hervorragenden, jene Strömung aufhaltenden Vorgebirgen und tiefen, von der Sonne erhitzten Buchten begränzt und überfüllt sind. Die Hitze nimmt mit erstaunlicher Geschwindigkeit von dem 1° südlicher Breite bis zum 10° nördlicher zu, indem der Golf von Choco im Süden durch das Cap San Francisco und im Norden durch das Cap Blanco an der Aufnahme kühlenden Wassers verhindert wird. Wegen der Menge solcher Buchten und Vorgebirge sind auch die östlichen Küsten des südlichen Continents von America viel wärmer, als die westlichen, welche letztere nicht allein durch jenes Anströmen des Wassers vom Südpol, sondern auch durch die kühlen Winde, die über die Cordilleras herwehen, abgekühlt werden. Ueberhaupt ist die südliche Hemisphäre im Ganzen viel kälter, als die nördliche; vielleicht in dem näm-

lichen Verhältniß, in welchem die letztere die erstere an Landoberfläche übertrifft.

Während der Monate Februar und März ereignet es sich in Lima manchmal, daß einzelne große Regentropfen Nachmittags etwa gegen fünf Uhr herabfallen. Dieß läßt sich leicht erklären. Die Ausdünstungen von der See werden von der Hitze der in jener Zeit im Zenith stehenden Sonne emporgehoben und durch die am Morgen wehenden sanften Winde nach dem Innern und gebirgigen Theil des Continents getrieben, dabei aber manchmal durch einen Ostwind aufgehalten, der wegen seines Zuges über die Andes kälter als jener Westwind vom Meere ist; treffen nun beide Luftströme auf einander, so verdichten sich die wässerigen Partikeln, fallen, zu schwer für die obere Atmosphäre geworden, niederwärts und bilden, sich mit den in der untern Luftschicht bereits vorhandenen vereinigend, jene einzelnen großen Tropfen.

Zur anschaulichen Einsicht in die Witterungsbeschaffenheit von Lima, füge ich hierüber eine Tabelle bei, in welcher unter der Rubrik „Sonne" die Tage verstanden werden, an denen die Sonne durchaus nicht durch Wolken verhüllt wurde, unter „bewölkt" dagegen die, an welchen die Sonne nicht sichtbar war, und unter „abwechselnd" die, an denen die Sonne meistens des Morgens durch Wolken verhüllt, nachher aber sichtbar wurde.

	1805.			1810.		
	Sonne.	Bewölkt.	Abwechselnd.	Sonne.	Bewölkt.	Abwechselnd.
Jan.	5 Tage	10 Tage	16 Tage	6 Tage	12 Tage	13 Tage
Febr.	8 —	5 —	15 —	7 —	4 —	17 —
März	12 —	2 —	17 —	13 —	2 —	16 —
April	7 —	9 —	14 —	6 —	10 —	14 —
Mai	— —	17 —	14 —	1 —	15 —	15 —
Juni	— —	21 —	9 —	— —	24 —	6 —
Juli	— —	28 —	3 —	— —	31 —	— —
Aug.	— —	27 —	4 —	— —	30 —	1 —
Sept.	3 —	20 —	7 —	2 —	21 —	7 —
Oct.	2 —	21 —	8 —	2 —	19 —	10 —
Nov.	4 —	16 —	10 —	5 —	15 —	10 —
Dec.	4 —	18 —	9 —	4 —	7 —	20 —
Im ganzen J.	45 —	184 —	136 —	46 —	190 —	129 —

Es ergiebt sich schon aus den angegebenen Erörterungen, daß die trockene Jahreszeit im Innern zu derselben Epoche stattfinden muß, wenn die Nebel oder Wolken auf der Küste vorherrschen, und umgekehrt; dieß ist auch wirklich so der Fall. Die Flüsse an den Küsten sind während des nebligten Wetters beinahe ganz vertrocknet; aber während der Sonnenhitze sind sie oft wegen des Anschwellens ihrer Wasser von dem geschmolzenen Gebirgsschnee oder den Regengüssen im Innern gar nicht zu passiren. Die Chimbadores oder Badeadores (so werden die Fährleute genannt, die Reisende und Güter über die großen Flüsse zu schaffen pflegen), ha-

ben durch Erfahrung und genaue Beobachtung gelernt, aus der Zeit, zu welcher das Anschwellen beginnt, den Ort zu bestimmen, an welchem der Regen gefallen ist.

Es scheint hier eine passende Gelegenheit zu seyn, auf ein Phänomen aufmerksam zu machen, welches bisher unbeachtet geblieben ist. Die starken Regen, welche auf der Cordillera der Andes fallen, sind ein Product der Ausdünstung des stillen Oceans, und eben diese Regen sind es, welche die ungeheuern Ströme mit Wasser versorgen, die sich in den Atlantischen Ocean ergießen. Hieraus ergiebt sich, daß das Atlantische Weltmeer aus dem stillen mit Wasser versehen wird; und wenn es in der That, wie von mehrern Schriftstellern behauptet wird, eine Insel Atlantis zwischen Africa und America gegeben hat, und ihr westliches Ufer somit der Mündung des Amazonenstromes gerade gegenüber lag, so ließe es sich denken, daß ihre Ueberschwemmung durch außerordentlich starke Regengüsse in den Andes veranlaßt worden wäre.

Die Frucht- oder Dammerde im Thal von Lima ist etwa zwei Fuß tief, ausnehmend kräftig und reichlich die Mühe der Bebauung vergeltend. Unter derselben liegt eine Schicht von Sand und Kiesel, die sich etwa drei Wegstunden von der Seeküste landeinwärts erstreckt, und unter welcher sich dann weiter eine Schicht von verhärtetem Thon findet, die sich augenscheinlich im Wasser niedergeschlagen hat, und vielleicht einstmals der Meeresgrund selbst gewesen, aber durch irgend eine große Erschütterung über die Meeresfläche emporgehoben worden ist. Wenigstens scheint mir diese Hypothese wahr-

scheinlicher, als die Behauptung Moreno's, Unanue's, u. A., der zufolge das Wasser von dieser Küste sich so weit zurückgezogen haben soll, um in perpendiculärer Höhe einen Fall von mehr als vierhundert Fuß zu bewirken; denn um so viel ist die Sand- und Kieselschicht in ihrer weitesten Entfernung von der Küste über dem Meeresspiegel erhaben.

Sollten nicht vielleicht die nämlichen Principien in Hinsicht der allgemeinen Meinung in Betracht kommen müssen, daß die Fläche des Atlantischen Oceans auf der östlichen Küste der Neuen Welt über der des stillen Meers an der Westküste sey, ungeachtet des anscheinenden Widerspruchs der Ströme, die um das Cap Horn herum in das Atlantische sich ergießen? Vielleicht rühren die angeblichen Wirkungen dieser behaupteten Erhöhung, in'sbesondere in dem Golf von Mexico, von heftigen Winden her, welche das obere Wasser in den Golf treiben, während sein freier Ausfluß durch einen Gegenstrom (sub-current) durch die Reihe der Antillen, deren Basis sich wohl viel weiter als ihre Oberfläche erstreckt, oder auch durch die Existenz von Felsen unter'm Wasser gehemmt wird.

Obgleich Lima die oft so furchtbaren Folgen der Gewitter nicht kennt, so ist es dagegen schrecklichen Erschütterungen unterworfen, welche noch weit zerstörender und verderblicher wirken. Erdbeben kommen jedes Jahr vor, besonders in der Zeit, wenn die Nebel verschwinden und die Sommersonne die Erde zu erhitzen beginnt. Gewöhnlich ereignen sie sich in der Nacht, einige Stunden nach Sonnenuntergang, oder des Morgens bei'm

Sonnenaufgang. Ihre Richtung ist meistens von Süden nach Norden, und man hat die Beobachtung gemacht, daß von dem Aequator an bis zu dem Wendekreis des Steinbocks die heftigsten Erderschütterungen ungefähr einmal in jeden funfzig Jahren sich ereignet haben. Seit der Eroberung Südamerica's sind die in folgender Tabelle verzeichneten Erdbeben, die zu Arequipa, Lima und Quito stattfanden, die heftigsten gewesen.

Arequipa	Lima	Quito
1582	1586	1587
1604	1630	1645
1687	1687	1698
1715	1746	1757
1784	1806	1797
1819	—	—

Man hat auch die Bemerkung gemacht, daß die Pflanzenwelt durch einen heftigen Erdstoß sehr viel leidet. Dieß war für Lima besonders durch den von 1687 der Fall, wobei die Aerndte von Waizen, Mais und anderm Getraide gänzlich vernichtet und der Boden auf mehrere Jahre nachher völlig unbrauchbar wurde. In dieser Periode ward zuerst Waizen aus Chile hier eingeführt, welches Land seitdem immer als die Kornkammer für Lima, Guayaquil und Panama angesehen worden ist. Feijo erzählt in seiner Beschreibung der Provinz Truxillo, daß einige der Thäler, welche vor dem Erdbeben von 1687 zweihunbertfältige Waizenärndten gaben, nach demselben über zwanzig Jahre hindurch gar nichts trugen; und den neuesten Nachrichten aus

Chile zufolge, sind seit dem Erdbeben im J. 1822 die Aerndten ebenfalls ausgeblieben. In Lima wurden in den Jahren 1805 und 1810 folgende Erschütterungen gespürt:

1805.				1810.			
Januar	9	um $7\frac{1}{2}$	P. M.	Januar	7	um 9	A. M.
—	10	— 5	A. M.	—	11	— 5	P. M.
—	27	— 9	P. M.	Mai	3	— $7\frac{1}{2}$	A. M.
Februar	17	— 6	P. M.	—	15	— 5	A. M.
—	21	— $4\frac{1}{2}$	P. M.	—	16	— 7	P. M.
März	1	— 5	A. M.	Juni	15	— $5\frac{1}{2}$	A. M.
Juni	4	— $4\frac{1}{2}$	P. M.	Novbr.	17	— 5	A. M.
Juli	1	— 5	A. M.	—	21	— $7\frac{1}{2}$	A. M.
Novbr.	7	— 8	P. M.	—	24	— 5	P. M.
—	9	— $8\frac{1}{2}$	P. M.	—	26	— $5\frac{1}{2}$	P. M.
Decbr.	5	— $7\frac{1}{2}$	P. M.				
—	14	— 4	P. M.				

Die vornehmsten Producte des Thals von Lima sind Zuckerrohr, Klee (lucern), dort Alfalfa genannt, Mais, Waizen, Bohnen, so wie tropische und Europäische Obstarten und Küchengewächse.

Aus dem Zuckerrohr wird selten eine feine Art Zukker bereitet, sondern gewöhnlich nur eine gröbere, Chancaca genannt; der größte Theil des Rohrs wird aber zu einer Art Branntwein, Guarapo, verbraucht, welcher aus dem ausgepreßten, in Gährung versetzten Saft jenes bereitet wird und das hauptsächlichste Getränk der farbigen Bevölkerung ist. Es ist berauschend und wegen seiner Wohlfeilheit wird man oft diese Wirkung ge-

wahr; besonders unter den Indianern, welche aus dem Innern des Landes herbeikommen und um einen niedrigen Preis dieß leidige Laster sich erkaufen können. Die Weißen nehmen den Guarapo nur selten zu sich, weil er bei ihnen Hautausschläge veranlassen soll; vielleicht auch, weil er ein zu gemeines oder plebejes Getränk ist. Ich für meine Person fand es sehr wohlschmeckend, und zog es, durstig oder erhitzt, jedem andern vor.

Die Zubereitung von Rum war in Peru sowohl von dem König von Spanien, als auch von dem Papste ausdrücklich verboten, indem der Erstere die schwersten Strafen hierauf setzte, und der Letztere über Alle, die hierin dem Willen des Königs zuwider seyn sollten, ein Anathema! aussprach. Diese seltsame Verordnung war zu Gunsten der Weinbergsbesitzer erlassen, die das ausschließliche Monopol der Zubereitung geistiger Getränke hatten, wofür sie über sechszig tausend Dollars zahlen mußten.

Vom Alfalfa oder Klee wird eine große Menge gebaut, um die Pferde und Maulthiere von Lima mit Futter zu versehen; und nicht weniger als zwölfhundert Esel werden dort gehalten, um den Alfalfa von den Chacras, oder kleinen Meiereien in dem Thale, in die Stadt zu bringen. Er wächst gewöhnlich bis zu einer Höhe von drei Fuß und wird fünfmal des Jahrs gehauen; er gedeiht vorzüglich bei dem nebligten Wetter, aber im Sommer oder in der heißen Jahreszeit ist oft großer Mangel daran, weil er keine künstliche Bewässerung verträgt, sondern bei einer solchen seine Wurzeln verfaulen. Man pflegt den Klee nicht zu trocknen, weil

derselbe auf diese Weise so dürr und unschmackhaft wird, daß ihn die Pferde nicht fressen mögen, und die Stängel ein dem Schnupftabak ähnliches Pulver enthalten, welches den Thieren schädlich ist, und eine Art von Dumpfsinn, wo nicht gar den Tod, bei ihnen hervorbringt. Da übrigens das nach Lima gebrachte Mastvieh immer erst einige Tage vor dem Schlachten mit Klee gefüttert wird, so sind die Pachter sehr beflissen, diese nützliche und einträgliche Pflanze anzubauen. Guinea-Gras wurde von dem Don Pedro Abadia in der Nähe der Stadt angepflanzt, gedieh aber nicht; vielleicht nicht sowohl des Clima's wegen, als weil man sich nicht recht auf die nöthige Behandlungsart dieser Pflanze verstand.

Waizen wird ebenfalls gebaut, allein hierbei läßt sich keine sichere Rechnung auf eine Aerndte machen, obgleich die Qualität dieser Getraideart dort in günstigen Jahren sehr gut ist. Es ereignet sich nämlich oft, daß dort die Strahlen der Sonne, welche vertical auf die kleinen, auf den Aehren sitzenden Thaukügelchen auffallen, durch dieselben, gleichwie durch convexe Linsen oder Brenngläser, die Körner verbrennen, so daß der um seine Hoffnung betrogene Landmann nichts als einen dunkelbraunen Staub vorfindet. Manchmal sah ich auch an einem Abend ein grünes Waizen- oder anderes Getraidefeld im schönsten Wuchse stehen, und am andern Tage war es vertrocknet und verdorrt; eine Erscheinung, welche die Landleute einem Frost zuschreiben, veranlaßt durch einen die Nacht hindurch wehenden Ostwind, der in einer kurzen Entfernung von den Andes

herkommt. Oefters begiebt es sich auch, daß die nebligte Jahreszeit eine lange Periode hindurch fortdauert, oder daß nach dem Eintritt des heitern Wetters die Nebel wieder zurückkehren, in welchen Fällen dann der Waizen zu sehr in's Stroh schießt, und dieses letztere allein geärndtet werden kann; doch pflegt man dann, diesen Erfolg vorausfehend, das Getraide, ehe es noch reif geworden, zum Futter für das Vieh zu schneiden oder letzteres auf die Felder zu treiben.

Mais wird stark gebaut, und eine beträchtliche Menge davon jährlich in Lima als Speise von den ärmern Volksclassen oder zur Mästung der Schweine verbraucht, welche letztere durch diese Getraideart in weit kürzerer Zeit und viel fetter als durch jede andere werden. Es giebt hier drei verschiedene Arten, von denen jede ihre besondern Eigenthümlichkeiten und Verbrauchsweisen hat. Der Mais scheint bereits vor der Ankunft der Spanier unter den Indianern sehr üblich gewesen zu seyn; denn bei'm Oeffnen der Huacas oder altindianischen Gräber in einer Entfernung von vierzig Wegstunden von Lima fand ich oft große Quantitäten in denselben. Auf einem Pachthofe Namens Vinto, wurde vor einiger Zeit eine sehr große Niederlage desselben in einer Art von Cisternen oder unterirdischen Gewölben aus sonn-gebrannten Backsteinen, entdeckt. Dieß war offenbar eine Art von öffentlichem Magazin, vielleicht, wie Einige vermuthen, von Huaina Capac bei seinem Kriegszuge gegen Chimu, einen König der Küstenländer, um das J. 1420 angelegt. Das Getraide war noch ganz gut erhalten, obgleich es, der gedachten Hypothese zufolge, an

vierhundert Jahre unter der Erde gelegen hat; diese Erhaltung verdankt es wahrscheinlich dem Umstand, daß es vier Fuß tief in einer Reihe von Sandhügeln vergraben war, und keine Feuchtigkeit in die Cisterne gelangen konnte, da sie 700 Fuß über der Meeresfläche und 600 Fuß über der des nächsten Stroms erhaben lag. Ich säete einiges davon aus, allein es wuchs nicht; seine nährenden Eigenschaften waren dagegen nicht verloren gegangen, und die benachbarten Pachter und Einwohner zogen von dieser Entdeckung vielen Vortheil.

Für die Beköstigung der Sclaven auf den Landgütern und Plantagen wird in dem Thal von Lima eine große Menge Bohnen gezogen; allein der dortige Markt wird doch hauptsächlich in dieser Hinsicht von den Valles, oder den nordwärts an der Küste gelegenen Thälern, versorgt.

Was die tropischen und Europäischen Obstarten betrifft, die im Ueberfluß in den Gärten der Meiereien oder der Quintas (Landsitze) in dem Thal gepflanzt werden, so verspare ich ihre Nahmhaftmachung auf meine Beschreibung der Gärten in und um die Stadt.

Auch Küchengewächse, theils eine große Anzahl solcher, die in Europa bekannt sind, theils den heißen Climaten eigenthümliche, giebt es hier im Ueberfluß. Die Yuca (casava) verdient wegen ihrer nährenden Eigenschaften, ihres trefflichen Geschmacks und ergiebigen Ertrags besondere Aufmerksamkeit; sie wird etwa fünf Fuß hoch, ihre Blätter sind in sieben fingerähnliche Streifen von einer schönen grünen Farbe getheilt, und jede Pflanze hat etwa acht Wurzeln von der Gestalt

großer Möhren (carrots) von weißer Farbe und unter einer harten borkigen Rinde. Roh genossen, schmeckt sie den Kastanien etwas ähnlich, und gekocht oder geröstet nicht minder angenehm; die jungen Knospen und Blätter werden ebenfalls gekocht, und sind so gut, wie Spinat. Man pflanzt sie fort, indem man die Stängel oder Stämme der alten Pflanze dicht am Boden abschneidet, und etwa vier Zoll tief in die Dammerde, welche leicht und sandig seyn muß, einsetzt. Es giebt zwei Arten derselben, von denen die erstere in drei Monaten, die zweite, bessere, aber erst in sechs Monaten zur völligen Reife gedeiht; sie unterscheiden sich beide auch durch ihre Farbe, welche bei jener die weiße, bei dieser die gelbe ist. Ein großer Uebelstand bei diesen Wurzeln ist aber, daß sie sich nicht über fünf bis sechs Tage halten, ohne schwarz und dann ungenießbar zu werden. Man macht auch aus ihnen Stärke in großer Menge. Der Mandioc, eine Nebenart dieser Pflanze, findet sich nicht auf dem westlichen Theil des Südamericanischen Festlandes; übrigens ist die angebliche Gefahr seiner giftigen Bestandtheile keineswegs vorhanden.

Von Kartoffeln werden verschiedene Arten hier gebaut und geben reichliche Aerndten. Sie scheinen ebenfalls hier vor der Ankunft der Spanier in der Neuen Welt bekannt, und nicht auf Chile, ihr eigentliches Vaterland, beschränkt gewesen zu seyn. Wenigstens ist dieß um deswillen wahrscheinlich, weil sie in der schon früher erwähnten Quichua-Sprache einen eigenthümlichen Namen führen, während die von den Spa-

niern eingeführten Pflanzen auch unter den Indianern noch ihre Spanischen Benennungen behalten haben.

Camotes, oder auch süße Kartoffeln, von den Spaniern Batatas genannt, giebt es sowohl von der gelben als purpurfarbigen Art in großem Ueberfluß. Ich habe dergleichen gesehen, von denen das Stück zehn Pfund wog. Geröstet oder gesotten schmecken sie noch süßer als Kastanien, und werden von allen Volksclassen verspeis't. Wenn man sie, nachdem sie aus dem Boden genommen sind, einige Zeit in die Sonne legt, so werden sie viel mehligter; trocken aufbewahrt halten sie sich sechs Monate lang. Zu ihrer Fortpflanzung nimmt man Stücke der Zweige oder Stängel der alten Pflanzen, und öfters wird die Camote bloß zu diesem Zwecke angepflanzt.

Obgleich die Arracacha, welche in dem Thal von Lima wächst, weder so groß noch so schmackhaft ist, als die in einem kälteren Clima, so ist sie dennoch ein ausnehmend treffliches Lebensmittel. Sie wird in einem reichen, lockern Boden gebaut und hat gemeiniglich sechs Wurzeln, an Gestalt ähnlich den Pastinaken, aber von anderem Geschmack; sie sind nicht sehr mehligt, lassen sich leicht kochen und sind ungemein leicht verdaulich, daher man sie den Kranken und Genesenden giebt; die Blätter gleichen sehr denen des Sellerie. Wenn man sie wie die Kartoffeln mittelst abgeschnittener Stängel anpflanzt, so gedeihen die Wurzeln binnen drei Monaten zur völligen Reife; zieht man sie aber aus dem Saamen, so bedarf es dazu nicht weniger als fünf Monate; läßt man die Wurzeln doppelt

so lang in der Erde, so nehmen sie noch an Umfang zu, ohne in Hinsicht des Geschmacks etwas zu verlieren. Man macht manchmal aus den Wurzeln Stärke, und verbraucht sie überhaupt auf gleiche Weise wie die Pfeilwurz in anderen Ländern. Bloß die weiße Arracacha wird dort gebaut. Diese Pflanze verdient übrigens die Aufmerksamkeit der Europäer, und würde namentlich in England gut fortkommen, da die angemessenste Temperatur, unter welcher sie am besten gedeiht, etwa 60° Fahrenheit ist.

Der Tomate, oder Liebesapfel, wird häufig gepflanzt, und sowohl in der Küche, als zu Zuckerbäckereien verbraucht; er hat eine sehr angenehme Säure.

Von dem Cayenne-Pfeffer (capsicum), dort Aji genannt, kenne ich neun verschiedene Arten, von denen die größte Rocotos, Körner von der Größe eines Truthuhnei's, die kleinste, aber zugleich beißendste, deren nicht stärker als die Spitze (quill) einer Taubenfeder hat. Von dieser letzteren Art wird in America eine ungeheuere Menge consumirt; ich sah öfters eine einzige Person, besonders unter den Indianern, als Imbiß oder Vesperbrodt zwanzig oder dreißig Schoten (pods) mit ein wenig Salz und einem Stück Brodt verzehren. Von der einen Art, pimiento dulce genannt, wird ein trefflicher Salat bereitet, indem man die Schoten auf heißer Asche röstet, sie ihrer Körner und äußern Haut beraubt, und sie mit Salz, Oel und Weinessig anmacht.

Bemerkenswerth ist der Umstand, daß auf den Landgütern und Pflanzungen niemals Dünger gebraucht wird.

Die erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens, der doch über dreihundert Jahre hindurch bebaut worden, und jedes Jahr üppige Aerndten getragen hat, scheint mittelst des trüben Wassers von den Bergen während der Regenzeit, womit das Erdreich bewässert wird, sich fortwährend zu erhalten. Dieß Wasser läßt, gleich dem Nile, auf dem Boden eine schlammige Cruste zurück, welche eine beträchtliche Menge thierischer Bestandtheile enthalten soll.

Achtes Capitel.

Politische, kirchliche und Finanz-Verfassung von Lima unter der Spanischen Regierung.

Lima ist eine Metropolitanstadt, und die reichste unter allen Hauptstädten Südamerica's. Unter der Spanischen Regierung war sie die Residenz von drei und vierzig Vicekönigen, von Don Francisco Pizarro an gerechnet bis auf Don Jose de la Serna, der im Jahr 1821 die Hauptstadt verließ, worauf die Armee der Patrioten in dieselbe einrückte. Ferner zählt sie neunzehn Bischöfe von Don Pater Geronimo de Loaisa an, der im J. 1540 hier anlangte, bis zu Don Bartolome Maria de las Heras, welcher von dem General San Martin im J. 1821 genöthigt wurde, sich zu entfernen.

In der Liste dieser Vicekönige finden sich vier Spanische Granden, zwei Titularfürsten, ein Erzbischof, ein Bischof und drei Licenciaten; die übrigen waren Officiere der Spanischen Armee, aber kein einziger unter allen war ein Americaner. Unter den Erzbischöfen zeichnete sich Sanct Thoribio de Magroviejo, der im Jahr 1578 investirt ward, durch seinen unermüdlichen Bekeh-

rungseifer aus; er durchreis'te seine so ausgedehnte Diöces dreimal, und confirmirte über eine Million Menschen. Er starb 1606 und ward 1727 von Benedict XIII. heilig gesprochen.

Das Vicekönigreich von Peru erstreckte sich früherhin von den südlichen Gränzen Mexico's bis zu denen von Chile, und umfaßte alle Spanischen Besitzungen in Südamerica und was die Spanier das mittägliche (meridional) America nennen. Das Vicekönigreich von Santa Fé de Bogota war aber von Peru getrennt, und im J. 1718 als ein selbstständiges organisirt; das von Buenos Ayres im J. 1777.

Der Titel des Vicekönigs von Peru war: Seine Excellenz Don ....., Vicekönig und Generalcapitän von Peru, Präsident der königlichen Obertribunale (Audience), bevollmächtigter Oberaufseher der königlichen Finanzen, Posten und weltlichen Besitzungen, General-Director des Bergbaugerichts; Gouverneur von Callao, königlicher Vicepatron u. s. w.

Als Vicekönig war er unmittelbarer Repräsentant des Königs, und ihm allein als Präsident des Gerichtshofs der Indien, Consejo de Indias, verantwortlich. An ihn wurden alle Bittschriften gerichtet, zu deren Expedirung ihm ein Rechtsconsulent, Asesor general, als Gehülfe beigegeben war. Es war Sitte, daß der Vicekönig eine Stunde früh und eine Nachmittags dazu bestimmte, um persönlich die an ihn gerichteten Bittschriften in Empfang zu nehmen, welche übrigens auch zu jeder Zeit in der Expedition des Secretariats abgegeben werden konnten.

Als Generalcapitän war ihm die Verwaltung aller politischen oder die auswärtigen Angelegenheiten betreffenden Geschäfte übertragen, in'sbesondere alles das was zum See = und Kriegswesen gehörte. In seinem Namen wurden die Kriegsgerichte gehalten, deren Aussprüche seine Bestätigung erheischten, bevor sie vollzogen werden konnten. In wichtigen Fällen berief er selbst gewöhnlich einen Kriegsrath, junta de guerra, zusammen; doch konnte er auch die ganze Sache der Revision des consejo de guerra permanente in Spanien unterwerfen.

In seiner Eigenschaft als Präsident des königlichen Obergerichtshofs konnte er nach Belieben den Sitzungen desselben beiwohnen; er hatte jedoch weder eine berathende noch entscheidende Stimme, nur mußten die Urtheilssprüche ebenfalls von ihm unterzeichnet seyn, bevor sie rechtskräftig werden konnten. Er stattete übrigens jährlich mittelst des Consejo de Indias an den König einen Bericht über den öffentlichen, so wie auch über den Privatcharacter der Mitglieder dieses Tribunals ab, und konnte über die ihm Verdächtigen unter denselben geheime Untersuchungen anstellen. Auch waren alle Präsidenten, so wie die Mitglieder der Obergerichte (andiences) verpflichtet, innerhalb des Sprengels ihrer Gerichtsbarkeit ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs sich nicht zu verheirathen, noch Handelsangelegenheiten zu betreiben, Ländereien als Privateigenthum zu erwerben, Pathenstellen bei Kindern zu vertreten, noch selbst mit Privatfamilien Umgang zu pfle-

gen *). Nach Verlauf der für die Stellen der Vicekönige, Gouverneurs u. s. w. festgesetzten Periode von fünf Jahren, und bei der Ankunft des Nachfolgers, wurde ein Commissär, gewöhnlich ein Richter, von dem Könige ernannt, um die sogenannten residencia zu halten. Es war nämlich innerhalb sechs Monate Jedermann, der sich für beeinträchtigt hielt, gestattet, seine Beschwerden bei diesem Commissär einzureichen, der nach Verlauf dieser Zeit alle ihm zugefertigten Papiere an den Gerichtshof der Indien zur Einsicht befördert.

Als bevollmächtigter Oberaufseher der Finanzen u. s. w., welches mehr eine bloße Ehrenstelle war, präsidirte der Vicekönig vierteljährig bei der allgemeinen Rechnungsablage und der Inspection der Schatzkammer; auch ernannte er die Oberbeamten, die jedoch vom König bestätigt werden mußten, oder bestätigte die Unterbeamten, die von jenen gewählt worden waren. Als königlicher Vicepatron mußte er alle übertragenen geistlichen Pfründen (benefices) genehmigen. Der Erzbischof schlug ihm dazu jedesmal drei Individuen vor, unter denen er einen nach seinem Belieben, gewöhnlich den zuerst auf der Liste Genannten, wählte; ein Prärogativ, welches häufig Anlaß zu heftigen Streitigkeiten zwischen ihm

---

*) Der Marquis von Aviles, Vicekönig von Lima, war vor seiner Anstellung mit einer Limanerin verheirathet; aber man sah ihn nie einen der Verwandten seiner Frau besuchen. Der Marquis von Concordia dagegen, Abascal, hielt es in den neuern stürmischen Zeiten für rathsam, diese Schranken zu durchbrechen, und besuchte und gab Feste.

und dem Erzbischof gab. Als Generalgouverneur von Callao visitirte er zweimal jährlich die Festungswerke, wofür er tausend Dollars Diäten oder Reisekosten empfing. Seine gesammte Besoldung belief sich auf ein und sechszig tausend Dollars. Bei der Ankunft eines neuen Vicekönigs fanden sehr viele Festlichkeiten, unter andern fünf Tage hindurch Stiergefechte, Reden des Rectors und der Professoren der Universität, feierliche Aufzüge u. s. w. statt; die Stadt ward auf das Festlichste geschmückt, die Thürme der Kirchen mit Fahnen geschmückt, und alle Glocken ertönten. Als der Marquis de la Palata im J. 1682 seinen Einzug als Vicekönig in Lima hielt, waren alle Straßen, durch welche die Procession kam, mit Silberbarren gepflastert.

Das königliche Obertribunal (royal audience) von Lima, war im J. 1541 eingesetzt, und bestand aus einem Präsidenten, einem Director (Regent), acht Oidores oder Richtern, zwei Fiscalen (der eine für die Civil-, der andere für die Criminal-Justiz), ferner aus Relatores oder Referendären, Escribanos oder Secretären, Thürhütern, einem Alguacil Mayor oder Stadtvogt, und zwei Alcaldes de Corte. Die Sitzungen desselben wurden täglich, die Feiertage ausgenommen, von neun Uhr des Morgens bis zwölf gehalten, und hier entweder in pleno oder durch Ausschüsse alle Civil- oder Criminalsachen in letzter Instanz entschieden, nur mit Ausnahme einiger wenigen, in denen eine Appellation an das Consejo de Indias erlaubt war.

Der Cabildo von Lima bestand aus zwei Alcaldes Ordinarios, zwölf Regidores, einem Sindico Procura-

dor, einem Alguacil Mayor, einem Secretär und einem Asesor oder Rechtsconsulenten. Der Cabildo setzte aus seinen Gliedern einen Policei-Gerichtshof, Jues de Policia, nieder; ferner einen Jues de Agnas, der über alle die Wasserleitungen u. s. w. betreffenden Gegenstände entschied, und einen Fiel Executor zur Aufsicht über Maaß und Gewicht. Der Alferes Real oder königliche Fähnrich, war ebenfalls ein ex officio dem Cabildo beigegebenes Mitglied, welches der König ernannte, und das die königliche Fahne (dieselbe, welche Pizarro mitbrachte) in Verwahrung hatte, die an jedem 8. Januar, als dem Jahrestage der Gründung Lima's, in feierlicher Procession durch die Hauptstraßen getragen ward. Der Vicekönig war der Präsident des Cabildo. Von den Aussprüchen der Alcalden oder Oberrichter galt Berufung auf das Obertribunal.

Der Rechtsgang in den Spanischen Gerichtshöfen war sehr verwickelt, langweilig und kostspielig. Die Escribanos schrieben alle Aussagen, Anklagen und Eingeständnisse nieder, und die Richter entschieden nach demjenigen, was ihnen der Relator aus den vorgelegten Papieren vorlas; der Client oder Inculpat durfte, wenn er bereits gefänglich eingezogen war, nicht dem Gericht, das seinen Proceß entschied, beiwohnen. Todesurtheile wurden allerdings nur selten und mit Widerstreben von den Richtern ausgesprochen; allein letztere hatten keine Achtung vor persönlicher Freiheit, und ein bloßer Verdacht reichte hin, eine Person, vielleicht auf Jahre, einzukerkern, ohne daß diese während dieser Zeit ihre Unschuld zu beweisen vermochte. Wegen dieser Leichtigkeit

der Einkerkerung galt diese auch nicht für etwas Entehrendes, und ein Gefangener empfing von seinen Freunden in einem Gefängnißzimmer Besuche, die er nach seiner Befreiung als Höflichkeitsbezeigung erwiderte. Ich sah hier Gefangene, die schon seit zwanzig Jahren saßen, und deren Proceß wahrscheinlich bloß ihr natürlicher Tod zu Ende gebracht haben mag. Der Vicekönig besuchte alle Gefängnisse am Freitag vor Ostern, und zwei Tage vor dem Christfest, wobei er einige Personen, die sich nur leichte Vergehungen zu Schulden kommen lassen, in Freiheit setzte. Ein Wundarzt und einer der Alcalden untersuchte die Gefängnisse jeden Tag, welche Einrichtung viel Gutes stiftete; der Alcalde de Corte untersuchte wöchentlich zwei oder dreimal die Kost, und gab allen Klagen oder Beschwerden über den Alcaiden oder Stockmeister, Gehör.

Was das Militär betrifft, so stand dasselbe unter seinen eigenen Gesetzen oder den Kriegsgerichten, und zwar bezog sich diese Exemtion von dem gewöhnlichen Gerichtsstand, dort Fuero genannt, nicht allein auf das wirklich dienstthuende Personal, sondern auch auf die Miliz und auf solche Personen, die früherhin gedient, aber dann ihren Abschied genommen hatten. Zur Vollstreckung des Urtheilspruchs über einen Officier bedurfte es übrigens der Bestätigung des Generalcapitäns, und in einigen Fällen der Genehmigung des Königs.

Die Römische katholische Kirche war hier auf dieselbe Weise, wie in allen Spanischen Ländern als die allein herrschende Staatsreligion anerkannt, und alle Secten ausgeschlossen. Das unerbittliche Tribunal für die

Beschirmung der erstern und die Verfolgung der letztern hielt seine Sitzungen in Lima, und war eines von den drei für Südamerica errichteten; die beiden andern befanden sich zu Carthagena und Mexico. Dieß Glaubensgericht, Tribunal de la Fe, über welches trotz des Spanischen Sprichworts: del Rey y la Inquisicion, chiton! (vom König und der Inquisition muß man schweigen) schon genug geschrieben und noch mehr gesprochen worden ist, bestand aus drei Inquisitoren, zwei Secretären, ferner aus Gerichtsdienern, Thürhütern, Bütteln, (welche Stelle von Laienbrüdern der Dominicaner versehen ward), und einer großen Menge Officianten, deren Amt es war, überall Ketzereien auszuspähen und dann anzugeben. Es hat seit seiner Errichtung im Jahr 1540 vierzig Individuen, das letzte im Jahr 1761, dem Flammentode übergeben; die übrigen Strafen bestanden in Geldbußen, Confiscation des Vermögens, Einkerkerung und Verbannung, von denen die zwei erstgenannten den Hauptbestandtheil der Einkünfte der Inquisitoren machten. Diese letztern waren Weltpriester, und unterschieden sich von den übrigen dadurch, daß sie einen hellblauen silbergestickten Aufschlag (cuff) über ihrem Gewande trugen. Wenn sie von sich auch nur individueller Weise redeten, so bedienten sie sich doch immer des Plurals: wir. Die Indianer und Neger waren als Neophyten der Gewalt der Inquisition nicht unterworfen; sonst aber standen alle übrigen Einwohner, selbst der Erzbischof und Vicekönig, unter ihrer fast allmächtigen Autorität.

Lima war von 1539 bis 1541 der Sitz eines Bi-

schofs, worauf hier durch Carl IV. ein Erzbisthum errichtet ward, das bis zum J 1571 unter der Mitra von Sevilla stand. Hierauf wurde Lima zu einer Metropolitanstadt erhoben, und unter ihr stehen die Bisthümer von Panama (errichtet 1533), Cuzco (1534), Quito (1545), Santjago (1561), Conception (1564), Truxillo (1577), Guamanga (1611), Arequipa (1611), Cuenca (1786), Maynas (1806)

Da der König das Recht des Patronats hatte, so wurden alle Erzbischöfe, Bischöfe u. s. f. von ihm eingesetzt; die Bestallung der Vicare, Capläne, Pfarrer u. s. w. stand dem Vicekönig als Vicepatron zu. Alle Streitigkeiten über die Wirksamkeit der delegirten Vollmacht dieses letztern entschied der Gerichtshof der Indien, und nicht der Papst, dessen Autorität überhaupt sich in der Neuen Welt auf die Erlassung von Bullen, Hirtenbriefen u. s. w. beschränkt, die ihrerseits erst an den König von Spanien gesendet, und von dem gedachten Gerichtshof genehmigt seyn mußten, aber auch von demselben zurückgewiesen werden konnten.

Alle Bischöfe und bepfründete Priester mußten dem Könige, als ihrem Patron, das völlige Einkommen ihrer Pfründen auf ein Jahr abtreten; dieß hieß die Annata, und wurde in sechs jährlichen Fristen abgetragen. Das Einkommen der Bischöfe bestand in dem Zehnten, von welchem zwei Neuntel dem König zukamen, ein Viertel dem Bischof, und das übrige den andern Geistlichen.

Der Erzbischof hatte, so wie jeder Bischof in den Spanischen Colonien, sein geistliches Gericht, vor dessen Forum alle geistlichen Angelegenheiten, z. B. Ehen,

Scheidungen, Legitimationen, fromme Vermächtnisse, Streitigkeiten der Geistlichen unter einander oder mit Laien, u. s. w. gehörten. Alle, welche die heiligen Weihen erhalten hatten, genossen den privilegirten fuero ecclesiastico, und alle Criminalklagen gegen Geistliche mußten vor dem geistlichen Gericht angebracht werden, von welchem indessen durch ein recurso de fuersa eine Appellation an das königliche Obertribunal stattfinden konnte.

Das Capitel, oder Cabildo ecclesiastico von Lima hat einen Decan, einen Subdecan, einen Bußpriester, zwei graduirte Canonici, einen Schatzmeister, sechs Stiftsherren, vier Canonici und sechs Halb-Pfründener, medio racioneros, ferner für den Chordienst vier königliche Capläne, zwei Chorherren, einen Ceremonienmeister, sodann Sänger, Musiker, Monacillos, die den Altardienst versehen, Thürhüter u. s. w. Die Stiftsherren und Canonici zeichnen sich von den übrigen Geistlichen dadurch aus, daß sie weiße Schnüre (lace) oder Aufschläge von Kammertuch (cambric cuffs) tragen.

In den Spanischen Colonien war die Seelsorge eigentlichen Pfarrern (rectoral curates) in solchen Kirchspielen anvertraut, deren Einwohner vornehmlich Spanier oder weiße Creolen waren; sie empfingen eine Besoldung von dem Zehnten, und von jedem ihrer Pfarrkinder die primicias oder Erstlinge, die in einem Scheffel Getraide jeder Art bestanden, wenn die ganze Aerndte über sieben Scheffel betrug; übrigens wurde nicht mehr als ein Scheffel gegeben, mochte die Aerndte auch noch so viel betragen. Hinsichtlich des Obstes und der Thiere

verglichen sie sich gewöhnlich mit ihren Pfarrkindern, von denen sie auch noch für Ehen, Taufen, Leichenbegängnisse, Messen u. s. w. Sporteln erhielten. Für die Städte oder Kirchspiele, deren Bevölkerung hauptsächlich aus Indianern bestand, waren graduirte Vicare (doctoral curates) bestimmt. Diese hatten weniger Accidenzen, erhielten nichts für Taufen, Hochzeiten oder Leichen, sondern nur eine von der Synode festgesetzte, ziemlich geringe Besoldung. Doch hatten sie auch ein Stipendium aus dem königlichen Schatze zu beziehen, welches jedoch selten über 500 Dollars betrug. Des Missionsgeschäfts, welches früherhin die Jesuiten mit so bedeutendem Erfolge besorgt hatten, hat sich nach der Vertreibung jener der Franciscanerorden unterzogen.

Das Asylrecht oder die Immunität der Kirche gegen den weltlichen Arm der Gerechtigkeit, bestand in dem bigotten Spanien noch bis auf die neuern Zeiten so ziemlich auf demselben Fuße, wie es Carl der Große im achten Jahrhundert in Frankreich eingeführt hatte. Auf eine Forderung des Königs von Spanien ward aber im J. 1772 vom Papst eine Bulle erlassen, welche jene Immunität in dem Spanischen Gebiete auf eine einzige Kirche in jeder kleinern, und auf zwei in den größern Städten einschränkte. In Lima genießen die Kirchen Sagrario und San Lazaro dieß Privilegium. Die Kirche schützt übrigens einen Mann, der einen andern umgebracht hat, nur wenn dieß durch Zufall oder in der Nothwehr geschehen ist; keineswegs bei absichtlichem Mord. Ferner gilt dieß Asylrecht nicht für Hochverräther, Ketzer, der Ketzerei Verdächtige, Juden, Ver-

fälscher königlicher oder apostolischer Briefe, Falschmünzer, entsprungene Gefangene, Diebe und Schuldner u. s. w. Indessen pflegten doch auch eigentliche Mörder, wenn sie nicht sogleich überführt werden konnten, sich mittelst dieses Asylrechts durch die Flucht zu retten, und das Nämliche kann man von den meisten Fällen behaupten, in denen der gesetzlichen Bestimmung zufolge eigentlich keine Immunität stattfinden sollte; nur wenige erlitten, wie Joab, noch ihre Strafe, nachdem sie einmal die Hörner eines Altars erfaßt hatten.

Die übrigen Tribunale oder Dicasterien in Lima sind folgende: el Consulado, oder das Handelsgericht, welches aus einem Director, zwei Consuln, einem Asesor oder Rechtsconsulenten, Secretär, Notar und Thürhütern besteht, seit 1613 errichtet ist, und über alle Handelssachen entscheidet. Ferner das Tribunal des heiligen Kreuzzugs, im J. 1574 für die Promulgation der päpstlichen Bullen, und die Einsammlung der aus denselben fließenden Einnahmen des Königs eingesetzt; die königliche Schatzkammer, seit 1607, für die Empfangnahme aller Kroneinkünfte und die Bezahlung aller angestellten Kronbeamten; das Tribunal der öffentlichen Einnahmen (General Accompts); das der weltlichen Güter (temporalities) zur Wiedererlangung des Werths oder der Renten der Besitzungen und des Vermögens der Exjesuiten; und endlich das aus einem Präsidenten, einem Fiscale und zwei Examinatoren bestehende Protomedicato oder Obermedicinalcollegium für das Examen der Studenten, die sich der Arzneiwissenschaft oder Wundarzneikunst gewidmet haben.

Das Besteurungs- oder Finanzsystem in den Spanischen Colonien war eben so verwickelt und weitläufig, als die Proceduren in den Gerichtshöfen. Die älteste und einträglichste Steuer war die Alcavala, welche im J. 1342 von den Cortes dem Könige von Spanien zur Bestreitung der Kriegskosten gegen die Mauren verwilligt wurde; damals belief sie sich auf fünf Procent, im Jahr 1366 aber wuchs sie auf zehn Procent. In Peru wurde sie im Jahr 1591 eingeführt, und zuerst auf zwei Procent gesetzt; nachmals stieg sie im Verhältniß der Zunahme der Staatsbedürfnisse und der Unterwürfigkeit des Volks auf siebenthalb Procent. Sie wurde von jedem Verkauf aus der ersten und zweiten Hand jeder beweglichen oder unbeweglichen Sache erhoben, und war auf alle Waaren, Manufacturproducte, Thiere, Gebäude, kurz auf alles in dem Augenblick gelegt, wo dasselbe auf den Markt gebracht wurde. Kleinhändler wurden nach Verhältniß ihrer Vorräthe und muthmaßlichen Verkäufe besteuert.

Diejenigen Indianer, welche dem Eroberungsrecht heimgefallen waren, d. h. alle, deren Vorältern sich nicht freiwillig der Spanischen Oberherrschaft unterworfen und sich einen Pfarrer erbeten hatten, mußten von dem achtzehnten bis zum funfzigsten Jahre einen jährlichen Tribut erlegen, welcher in den verschiedenen Provinzen verschieden war, und in einigen achtehalb, in andern nur drittehalb Dollars betrug. Dieser Tribut wurde durch die Subdelegados, oder Präfecte der Districte, erhoben, denen sechs Procent von dem Gesammterlös zukamen; die Besteurungsliste wurde alle fünf Jahr von

einem Commissär, dem Visitador, erneuert. Diese directe Steuer war für das Volk drückender als irgend eine andere, und veranlaßte viel allgemeine Unzufriedenheit, obgleich diejenigen, welche sie bezahlten, dafür Privilegien genossen, die den Betrag jener am Werth übertrafen.

Alle Metalle mußten dem Könige ein Fünftel abgeben, für dessen Einsammlung besondere Beamte angestellt waren. Alles noch unverarbeitete Gold wurde in die königliche Gießerei, casa real de fundicion, geschafft, daselbst in Barren gegossen, von denen jeder gewogen, wardirt, mit einem Gepräge versehen, und sodann nach Abzug des Fünftels zum Verkauf ausgestellt ward. Mit dem gediegenen Silber, pina, geschah dasselbe, und es wurde als Contrebande betrachtet, dasselbe zu verkaufen, bevor es in die königliche Gießerei eingebracht gewesen war. Die unedlen Metalle waren einer gleichen Abgabe eines Fünftels unterworfen, doch wurden sie gleich von den Bergleuten selbst in Barren gegossen.

Von Titeln zog der König eine jährliche Abgabe von fünfhundert Dollars für jeden; doch konnte man durch eine Summe von zehn Tausend Dollars sich einfür allemal von dieser Taxe loskaufen. Diese Steuer war, wenn auch nicht überall, so doch in Lima ziemlich beträchtlich, da es daselbst drei und sechzig betitelte Personen, Marquis, Grafen und Vicomten, gab.

Alle Rechtsverhandlungen in den verschiedenen Civil-, Criminal-, Militär- und geistlichen Gerichten, ferner alle Zeugnisse, Contracte, Erlaubnißscheine, Testa-

mente u. s. w., mußten, einer königlichen Verordnung vom J. 1638 zufolge, auf Stempelpapier geschrieben seyn. Dieß Papier wurde in Spanien gestempelt und galt nur auf zwei Jahr; übrigens gab es nach Maaßgabe des Inhalts oder Gegenstands der darauf zu verzeichnenden Verhandlungen vier verschiedene Arten, oder vielmehr Preise desselben, nämlich den Bogen zu sechs Dollars, zu anderthalb, zu einem halben, und zu dem Sechszehntel eines Dollars. Erforderten die Verhandlungen mehrere Bogen, so brauchte nur der erste gestempelt zu seyn.

Der Handel mit Tabak war ein königliches Monopol. Die Regierung setzte einen Preis nach der verschiedenen Qualität dieses Artikels in den verschiedenen Provinzen fest, um welchen derselbe aufgekauft, sodann nach Lima in das allgemeine Magazin, den Estanco, gebracht, und dann aus demselben um einen festgesetzten Preis verkauft ward. Wenn Jemand ohne Licenz Tabak kaufte oder verkaufte, so wurde nicht allein der Artikel selbst confiscirt, sondern auch noch eine schwere Geldstrafe aufgelegt, und manchmal das ganze Vermögen des Gesetzübertreters eingezogen. Im Durchschnitt kaufte der König den Tabak das Pfund zu drei Realen, oder drei Achteln eines Dollars, und verkaufte ihn dann das Pfund zu zwei Dollars; aber trotz diesem bedeutenden Profit brachte dieses tyrannische, dem Volke unter allen Abgaben am meisten gehäßige, Monopol nicht sehr viel ein, weil eine zu große Anzahl von Beamten deßwegen angestellt war, um den Schmuggel mit diesem Artikel zu verhindern, und den Einkauf und Verkauf desselben

zu betreiben. Schnupftabak durfte in Peru nicht fabricirt werden; eine Art deſſelben, polvillo, wurde aus Sevilla gebracht, ſo wie Rappee aus Havannah; beide waren übrigens in dem königlichen Monopole mit inbegriffen.

Die Media anata, oder Hälfte des jährlichen Einkommens aller von der Regierung beſetzten Stellen, wurde in den königlichen Schatz gezahlt, oder vielmehr in demſelben durch Abzug der Beſoldung zurückbehalten. Dieſe Hälfte wurde aber nur von dem erſten Amtsjahre erhoben, und wenn Jemand einen einträglichern Poſten erhielt, ſo bezahlte er bloß die Hälfte des Ueberſchuſſes ſeiner nunmehrigen Beſoldung auf ein Jahr.

Die Aprovechamientos (Profit) wurden ebenfalls in den königlichen Schatz gezahlt, und beſtanden in dem Ueberſchuſſe, der ſich aus dem Verkauf confiscirter Güter ergab, ſo daß der König hierbei dieſe letztern zu dem von ſeinen Beamten taxirten Werthe annahm, und ſich ſelbſt den Vortheil aus ihrem öffentlichen Verkauf zueignete.

Das königliche Neuntel, novenos reales, beſtand in dem, in den Schatz gelieferten neunten Theil von allen erhobenen Zehnten. Dieſe letztern, von Carl V. im J. 1501 in America eingeführt, waren anfangs nur für die Erhaltung der Kirche beſtimmt; im J. 1541 aber wurde verordnet, daß ſie in vier Theile getheilt werden ſollten. Der eine ſollte dem Biſchofe der Diöces zufallen, der zweite dem Capitel, und von dem Ueberreſt ſollten zwei Neuntel der Krone, drei der Gründung

von Hospitälern und Kirchen, und vier Neuntel zum Unterhalt der Pfarrer und übrigen Kirchenbeamten gewidmet seyn. Diese Vertheilung ward späterhin geändert, und sieben Neuntel der Hälfte zu dem letztgenannten Zwecke verwendet. Der Zehnte von Zucker, Cacao, Caffee und andern Erzeugnissen, welche kostspielige Zubereitungen erforderten, bevor sie auf den Markt gebracht werden konnten, betrug nur fünf Procent, von allen übrigen Producten aber, bei denen dieß nicht der Fall war, zehn Procent. Tabak als königliches Monopol zahlte keinen Zehnten.

Für alle Stellen in den Cabildos, die der zwei Alcalden ausgenommen, ferner für die der Notare, Escribanos, Referendäre bei dem Obertribunal u. s. w. erhielt der König eine dem Werth des Amts angemessene Geldsumme bei der Bestallung; doch konnte der Bestallte sein Amt unter gewissen gesetzlichen Bedingungen verkaufen, welche letztere indessen so geeigenschaftet waren, daß fast Niemand jenes kaufen konnte.

Alle gefundenen Schätze oder sonstige Sachen wurden in die Schatzkammer eingeliefert, und verblieben der Krone, wenn sich binnen Jahresfrist Niemand fand, der seine Ansprüche daran nachweisen konnte. Das Vermögen eines Jeden, der ohne Testament starb, gehörte dem Könige. In den Schatz desselben wurden auch die von den verschiedenen Gerichtshöfen als Strafe zuerkannten Geldbußen gezahlt.

Die sehr beträchtlichen Mercantilabgaben wurden nach Spanischer Sitte gleich den übrigen nach einem höchst verwickelten System erhoben, welches einzig auf

die Anstellung einer großen Menge von Officianten und auf die Verminderung der Finanzen berechnet zu seyn schien. Der Almoxarifasgo wurde von allem, was ein- oder ausgeschifft ward, entrichtet; dieser Eingangzoll in einen Spanischen Hafen betrug fünf Procent, die Ausfuhr zwei. Ein zweiter bei der Ein- und Ausfuhr entrichteten Zoll war der Corso, welcher sich auf zwei Procent belief und eigentlich nur für sicheres Geleit in Kriegszeiten, so wie die vierprocentige Armada-Steuer für den Schutz gegen Seeräuber bezahlt wurde; beide Steuern wurden übrigens, wenn es gleich weder Piraten noch einen Krieg gab, nichtsdestoweniger beständig erhoben. Außerdem mußte auch noch ein Procent bei der Ein- und Ausfuhr auf dem Zollhause entrichtet werden.

Außer diesen Taxen gab es noch Impoststeuern für ausländische Waaren, deren Tarif zu weitläufig ist, um hier mitgetheilt werden zu können. Im J. 1810 erließ der Vicekönig Abascal eine Verordnung, zufolge welcher Britische Manufacturwaaren über den Isthmus von Panama und dann nach Callao gegen einen Zoll von sieben und dreißig und ein halb Procent (el derecho de cirquito, der Umschweif-Zoll genannt), außer den übrigen Zöllen eingebracht werden durften. Ein Kaufmann in Lima versicherte mir, daß er für dreißigtausend Dollars Baumwollenwaaren auf Jamaica eingekauft, die Ausgaben für Fracht, Landung und die sämmtlichen Zölle aber, bis diese Waaren in Lima in dem Magazin anlangten, zwei und vierzig tausend dreihundert und fünf und siebzig Dollars betragen hätten.

Die Mesada ecclesiastica war der Betrag des er-

sten Monats, oder ein Zwölftel des jährlichen Einkommens, welches ein Pfarrer (rector) bei seiner Bestallung mit einem neuen Kirchenamte in den königlichen Schatz zahlen mußte; die Media anata ecclesiastica dagegen die Hälfte des Einkommens der Canonici und Stiftsherren in den Capiteln während des ersten Jahres. In den königlichen Schatz wurde auch unter dem Titel einer Restitution alles das Geld von den Beichtvätern eingeliefert, was diesen reuige Sünder als dasjenige einhändigten, um welches sie durch Schmuggel oder andere unerlaubte Kunstgriffe, die Krone betrogen hatten. Ueber den Namen der Restitutionisten wurde das tiefste Stillschweigen behauptet, und der Beichtvater that nichts weiter, als das empfangene Geld dem königlichen Schatzmeister einzuliefern. So ward denn dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist.

Die bedeutendsten Einkünfte, die der König von der Kirche zog, rührten von dem Verkaufe der päpstlichen Bullen her, deren es verschiedene Arten gab, und von welchen Jovellanos sagt: „sie wären periodisch erscheinende Publicationen von dem theuersten Preis, dem geringsten Werth, mit den schlechtesten Buchstaben und auf dem elendesten Papier gedruckt, welche von Allen gekauft, von Wenigen gelesen, und von Niemanden verstanden würden.“ Diese Bullen oder Ablaßbriefe, welche die ungewöhnlichsten Dispensationen und Indulgenzen für diese und die zweite Welt enthielten, waren ursprünglich von den Päpsten als eine Art Paß zum Himmelreich für diejenigen erlassen worden, die in den Kriegen gegen die Ungläubigen um's Leben kamen; aber

obgleich die Kreuzzüge u. s. w. längst aufgehört hatten, so ließ man doch eine für die Casse des Königs, der jene im Namen des Papstes verkaufte, so einträgliche Sache nicht abkommen, sondern richtete es damit so ein, daß man dieselben auch im Frieden, und ohne jene Gefahren und Mühen, brauchen und erhalten konnte.

In Südamerica wurden vier Arten dieser päpstlichen Indulgenzbriefe verkauft: die Bulle des heiligen Kreuzzuges oder die allgemeine Bulle für die Lebendigen, die Bulle der Lacticinios oder der Milchspeisen, die Bulle der Composicion oder Accommodation, und die Bulle für die Todten. Wer die erstgenannte sich verschafft hatte, war aller gethanen Gelübde, außer wenn sie zum Vortheil der Kirche gereichten, los und ledig, durfte alles, außer Fleisch, am Fasttagen essen, erhielt Vergebung für alle Blasphemien, und Ein von ihm beobachteter Fasttag oder Ein Gebet und Ein gutes Werk galt funfzehn Mal so viel, als die Fasttage, Gebete und guten Werke der Unglückseeligen, die nicht im Besitz dieser Bulle waren; ja, wer zwei derselben kaufte, erfreute sich einer doppelten Zahl dieser Privilegien. Der Preis dieses kostbaren Papiers, (welches übrigens nach Verlauf von zwei Jahren renovirt, d. h. durch ein neues ersetzt werden mußte, um nicht seine beseeligende Kraft zu verlieren,) war nach dem Rang des sündigen Käufers oder kaufenden Sünders verschieden; ein Vicekönig, Generalcapitän einer Provinz, Generallieutenant der Armee und ihre Weiber mußten für jede Bulle fünfzehn Dollars bezahlen; Erzbischöfe, Bischöfe, Inquisitoren, Domherren, Herzöge, Marquis, so wie alle Edelleute, Ma-

gistratspersonen, und noch viele andere, zahlten fünf Dollars; alle Individuen, die über 6,000 Dollars Vermögen besaßen, zahlten anderthalb Dollars, und alle Aermern anderthalb Realen, oder fünf Sechszehntel eines Dollars. Die Lacticiniosbulle war eigentlich zum Besten des Clerus erlassen, der dadurch die Erlaubniß erhielt, an Fasttagen Milchspeisen zu genießen; da aber der Absatz derselben den Erwartungen der Krone nicht entsprach, so empfahl der Generalcommissär, dieselbe als ein Mittel zur Beruhigung gegen Gewissensscrupel zu verkaufen. Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten der Klöster zahlten dafür sechs Dollars; Domherren, Pfründner und Inquisitoren drei; Ober- und Unterpfarrer anderthalb, und alle Weltpriester einen Dollar für das Stück. Die Composicionsbulle ist monströs; sie giebt dem Räuber und Besitzer gestohlnen Eigenthums ein gutes Gewissen, und bestätigt seinen Besitz unter der Bedingung, daß er sich des fremden Gutes unter Entgehung der gesetzlichen Strafe bemächtigt hat und die Person nicht kennt, die er bestohlen oder betrogen, so wie sein Verbrechen nicht in Kenntniß und im Vertrauen auf diese Accommodationsbulle verübt hat. Der Besitzer solches unredlich erworbenen Eigenthums taxirte den Werth desselben nach seinem Ermessen, und erkaufte sich dann jene Bulle (von der übrigens nur funfzig in einem Jahr von demselben Individuum erkauft werden konnten) um fünf Procent jenes Werths. Die Bulle für die Todten war eine Art Geleitsbrief in das Paradies, das Freimaurerzeichen für Sanct Peter zum Einlaß der Seele in den Himmel, oder ein Entlassungsschein aus dem Fegfeuer, wo-

fern die Seele des Verstorbenen vor dem Kauf der Bulle an diesen Platz gelangt war u. s. w. Diese Bulle mußte ein Jeder nothwendig sich verschafft haben, um seelig zu sterben; doch konnte man auch mehrere derselben sich kaufen, und dieselben zur Erlösung guter Freunde aus dem Fegfeuer zu jeder Zeit nach deren Tode brauchen: denn eine Frömmigkeit, die mit gehörigem Gelde sich thätig erweis't, thut Wunder! Diese Bulle kostete, wenn der Todte der reichsten Classe angehört hatte, sechs Realen, außerdem nur zwei. —

Ich kann mich nicht unterfangen, den Gesammtbetrag der Steuereinnahme anzugeben, da die Eifersucht der Spanier gegen Ausländer so groß ist, daß ich mich ohne Gefahr nicht einmal darnach hätte erkundigen können. Nur gelegentlich erfuhr ich, daß der Ertrag jener Bullen in dem Commissariat für das Vicekönigreich Peru im J. 1805 91,021 Dollars und im J. 1810 97,340 Dollars, so wie die Einnahme auf dem Zollhause in Lima im erstgenannten Jahr 1,592,837 Doll. im letztern 1,640,324 Doll. betragen habe.

Neuntes Capitel.

Die Hauptstadt Lima.

Die Figur von Lima nähert sich der eines Halbcirkels, dessen Diameter der Fluß Rimac bildet; sie ist von Osten nach Westen zwei Meilen lang, und von der Brücke bis zur Stadtmauer anderthalb Meilen breit. Sie ist vornehmlich in Vierecke (squares) getheilt, von denen jede Seite 130 Ellen lang ist; ihre Straßen sind sämmtlich grade und in der Regel 25 Fuß breit; im Ganzen zählt sie 157 Quadras, die entweder Vierecke oder Parallelogrammen sind, mit einigen wenigen diagonalen Durchschnitten nach dem Ende der Stadt zu.

Die Mauer, welche Lima von drei Seiten umschließt (auf der vierten macht der Fluß die Gränze), ist von Adobes oder sonn-gebrannten Backsteinen gebaut, deren jeder zwanzig Zoll lang, vierzehn breit und vier dick ist: diese Backsteine sind aus Lehm gemacht und enthalten eine bedeutende Menge zerhacktes Stroh; sie sind der Erdbeben wegen vorzüglicher als Steine, und würden nöthigen Falls ihrer Elasticität wegen einer Kanonade ziemlich gut widerstehen können. Die Mauer,

von dem Vicekönig Herzog de la Palata im J. 1685 erbaut, und von dem Vicekönig Marquis de la Concordia im J. 1808 völlig restaurirt, ist im Durchschnitt zwölf Fuß hoch, unten zehn, oben acht Fuß dick, an der äußern Seite mit einer drei Fuß hohen Brustwehr versehen, und bildet einen sehr angenehmen Spaziergang um zwei Drittel der Stadt herum. Sie ist mit vier und dreißig Bastionen flankirt, aber ohne Schießscharten; ihre sieben großen Thore und drei Pförtchen werden jeden Abend um elf Uhr geschlossen und des Morgens um vier Uhr wieder geöffnet. Die Thorwege sind sämmtlich von Stein und von verschiedener Bauart; der de Maravellas genannte, welcher zu dem Pantheon führt, ist mit vieler Stuccaturarbeit verziert.

An dem südöstlichen Ende der Stadt steht die kleine Citadelle Santa Catalina, in welcher sich das Zeughaus, die militärischen Magazine und Baracken für die Artillerie befinden. Sie ist mit Wällen umgeben und durch zwei, mit kleinen Feldstücken bespickte Bastionen beschirmt.

Die von der Stadt nach der Vorstadt, San Lazaro genannt, leitende Brücke ist von Stein; sie hat fünf runde Bogen und an jeder Seite Brückenpfeiler; auf ihr befinden sich steinerne Sitze, und sie selbst dient einer Menge anständiger (fashionable) Personen an schönen Sommerabenden, zwischen acht bis elf Uhr und noch später, zu einem Spaziergange, den die Mannichfaltigkeit und der bunte Wechsel der Kommenden und Gehenden, so wie das Rauschen des in dieser Jahreszeit voll strömenden Flusses und die dort herrschende Kühle der At-

mosphäre in einem tropischen Clima, zu einem höchst angenehmen und sehr besuchten Ort macht.

Der allgemeine Anblick der Häuser in Lima hat für einen eben erst anlangenden Fremden etwas Auffallendes und nichts sehr Einnehmendes. Die Häuser der ärmern Volksclasse haben nur ein Geschoß, und keines der übrigen hat deren über zwei; das Aeußere der niedrigen Häuser nimmt sich um so weniger vortheilhaft aus, als sie vorn heraus keine Fenster, sondern nur eine Thür haben, die aus dem Hause oder dem Patio (Hofraum), wenn jenes einen solchen hat, auf die Straße führt. Einige der Häuser der Reichen haben zwar ebenfalls nur ein Erdgeschoß, aber einen Patio vor dem Hause, in welches eine hochgewölbte Thorfahrt mit einer Wagenremise an der einen Seite führt; über derselben ist ein kleines Zimmer mit einem Balkon und Gitterfenstern auf die Straße heraus. Ueberhaupt bieten diese Häuser zum Theil durch ihre geräumigen Patios, große Thore, verzierte, aber nur selten mit Glas versehene, Gitterfenster, schöne Balkons und Corridors einen sehr anmuthigen Anblick dar, welcher bei einigen durch einen Prospect in den Garten durch die Glasthüren von zwei oder drei Zimmern noch mehr belebt wird. Ueber den Patios werden im Sommer große Zelte gespannt, welche einen angenehmen Schatten machen. Die aus Sparrwerk mit darüber gelegtem Rohrgeflechte und einer Schicht Lehm gemachten Dächer sind platt und gewöhnlich nicht in der Fronte verziert, daher sie auch, so wie die einförmigen todten Mauern der Klöster in mehrern Straßen, keinen gefälligen Eindruck machen;

doch sind sie in mehrern der bessern Gebäude mit breiten dünnen Backsteinen belegt, auf denen man herumgehen kann; diese Azoteas, wie man sie dort nennt, sind sehr nützlich und oft mit Blumen und Pflanzen in Aeschen bedeckt. Der Erdbeben wegen findet sich in allen großen Gebäuden eine verhältnißmäßig sehr beträchtliche Menge Holzwerk, wodurch die feste Verbindung von dem Grunde an bis zu dem Dache besser erhalten wird, als wenn das Ganze mehr von Backsteinen oder andern soliden Materialien erbaut wäre; denn da bei einem Erdstoß sich das Ganze bewegt, so wird es weniger leicht aus seinen Fugen gehoben, weil vermöge jener Verbindung zwischen dem Grund und Dache alle Theile sich zu gleicher Zeit in derselben Richtung bewegen.

Die Hauptkirchen haben eine geschmackvolle Vorderseite und ihre Kuppeln oder Thürme sind zahlreicher und höher, als man es in einem Lande erwarten sollte, das, wie Peru, den Erdbeben so sehr ausgesetzt ist. Die in den Façaden dieser Kirchen angewandte Architectur weicht zwar von dem gewöhnlichen regelmäßigen Styl ab; allein in den meisten Fällen macht diese Eigenthümlichkeit einen recht gefälligen Eindruck.

Die Stadt ist in vier Kirchspiele getheilt, nämlich in das Sagrario mit drei Oberpfarrern (rectors), Sancta Anna, mit zwei, Sanct Sebastian, mit zwei, Sanct Marcello, mit einem. Zu dem Kirchspiel Sancta Anna gehört die Filialkirche Sanct Salvador, und zu dem Sagrario die Filialkirche der Waisen. Ueber der Brücke liegt die Vorstadt Sanct Lazaro, mit einem Oberpfarrer, einem Unterpfarrer (curate) bei den Cabe-

sas und einem andern zu Carabaillo, fünf Wegstunden von der Stadt; außerdem finden sich auch noch mehrere Capellen in den verschiedenen Pflanzungen.

Die Klöster sind zahlreich, wie sich aus folgender Liste ergiebt:

San Francisco 3.	La casa grande Nuestra Sennora de Guadalupe Recoleto de San Diego	in der Vorstadt
Santo Domingo 4.	La casa grande Recoleto de la Magdalena Santo Tomas (ein Collegium oder höhere Lehranstalt) Santa Rora (eine Einsiedelei)	
San Agustin 4.	Casa grande San Ildefonso (Lehranstalt) Nuestra Sennora de quia (für Novizen) Cercado (Lehranstalt, früherhin der Jesuiten)	
La Merced 3.	Casa grande San Pedro Nolarco (Lehranstalt) Recoleto de Belen	
San Pedro 1.	San Pedro (früherhin das colegio maximo der Jesuiten, jetzt das Oratorio de San Felipe Neri)	
Desamparados 1.	Nuestra Sennora de los Desamparados (früherhin den Jesuiten, jetzt dem Oratorio de San Felipe Neri zugehörig)	

San Camilo 2.	Angonizantes, buena muerto Recoleto (in der Vorſtadt San Lazaro)
San Francisco de Paula 2.	San Francisco de Paula, das neue, und ein gleichnamiges altes; beide in der Vorſtadt.
San Bendito 1.	Nuestra Sennora de Monserrat, ein hospicio der Benedictinermönche.
San Juan de Dios 2.	Convalecencia de San Rafael Nuestra Sennora del Carmen, (an der Straße nach Callao).
Bethlemitas 2.	Casa grande (für Genesende; außerhalb der Stadtmauer). Incurables.

Die Nonnenklöſter in Lima ſind folgende: La Encarnacion, La Concepcion, Santa Catalina, Santa Clara, Los Trinitarias, El Carmen Alto, Santa Teresa oder Carmen Baxo, Descalos de San Jose, Capuchinas de Jesus Maria, Nasarenas, Mercedarias, Santa Rosa, Trinitarias descalsas, El Praso, und Nuestra Sennora de Copacavana für Indianiſche Frauen.

Die folgenden ſind Beaterios oder Häuſer für ſolche Perſonen, welche ſich einem abgeſchiedenen beſchaulichen Leben widmen, ohne das Kloſtergelübde zu thun: Santa Rosa de Viterbo, Nuestra Sennora del Patrocinio, San Jose für geſchiedene Ehefrauen, und die Recogidas für arme Weiber, ähnlich dem Magdalenenhoſpital in London.

Jedes dieſer geiſtlichen Gebäude hat eine Kirche oder Kapelle, und die Anzahl der Pfarrkirchen beträgt 6, die

der Filialkirchen 2, und die der Klosterkirchen und Capellen 44; zusammen also 52. Außerdem hat noch jedes der Hospitäler eine Capelle, desgleichen ferner gehört zu manchem Kloster noch eine Capelle (zu dem von San Francisco gehören die Capellen Los Dolores und El Milagro), und mehrere der vornehmen Einwohner haben ihre Privatoratorien oder Hauscapellen, so daß die Gesammtzahl der gottesdienstlichen Gebäude über Hundert beträgt, zu denen über acht Hundert Weltpriester und Ordensgeistliche, und etwa drei Hundert Nonnen, sammt einer großen Anzahl von Laien-Brüdern und Schwestern gehören.

Lima hat außer den drei schon genannten noch folgende Hospitäler, deren jedes einem besondern frommen Zwecke gewidmet ist: San Andres, für Spanier und Wahnsinnige; Santa Ana für Indianer; San Bartolome, für Neger und Africaner überhaupt; San Pedro, für arme Geistliche; El Espiritu Santo, für Seeleute; San Pedro Alcantara, für Weiber; La Caridad, und Bethlemitas, beide ebenfalls für Weiber; San Lazaro, für Aussätzige.

Die Collegien oder Lehranstalten in Lima sind folgende: Santo Toricio, ein geistliches Seminar; San Martin (späterhin San Carlos, jetzt wieder San Martin genannt), für weltliche Studien; Colegio del Principe, für Lateinischen Sprachunterricht und für die Söhne der Indianischen Caziken; die Klosterschulen ungerechnet, in denen Viele aus der ärmern Volksclasse im Lateinischen und einigen andern Wissenschaften von den Mönchen umsonst unterrichtet werden.

Der Plasa mayor, oder Hauptmarkt, steht so ziemlich gerade in dem Mittelpunct der Stadt, wenn man die Vorstadt San Lazaro mit einrechnet, etwa 150 Ellen von der Brücke. Auf der nördlichen Seite, deren Fronte etwa 480 Fuß lang ist, steht der vicekönigliche Palast; auf der östlichen die Cathedrale, neben dieser die Kirche Sagrario, und der erzbischöfliche Palast, welcher an Pracht alle übrigen Gebäude auf dem Markt übertrifft; der gute Eindruck wird aber dadurch gestört, daß auf dieser Seite, wie auf den übrigen die Zwischenräume zwischen den stattlichen Gebäuden durch kleine Krämerbuden entstellt werden, und dicht an der Sagrario sich eine Pulqueria, oder Branntweinschenke, findet! Eine dieser Buden gehörte übrigens früherhin dem schon mehrmals erwähnten Don Ambrosio Higgins, der, aus Irland gebürtig, sich hier als Krämer niedergelassen, aber Banquerott gemacht, hierauf nach Chile sich begeben und Dienste in der Armee genommen hatte, in welcher er von Grad zu Grad stieg, und endlich zum Marquis von Dsorno ernannt wurde. Im J. 1786 kehrte er als Vicekönig nach Lima zurück, woselbst er durch eine höchst seltsame Fügung des Schicksals seinen alten Freund und Krämer-Collegen, La Reguera, der bald nach ihm ebenfalls Lima verlassen und in Spanien sich den Studien und dem geistlichen Stande gewidmet hatte, als Erzbischof fand.

Auf der Süd- und Westseite des Hauptmarktes steht eine Reihe Privathäuser mit Balconen und Gitterfenstern versehen; auf der Nordseite ist die Casa consistorial oder das Rathhaus, neben diesem der Stadtkerker, in dessen

Fronte die Rathshalle (conncil hall) sich befindet. Hier war es, wo vor einigen Jahren der junge Graf von San Donas als Alcalde den Kutscher des Obertribunalraths Nunnes, wegen Tragung verbotener Waffen, zu hundert Geißelhieben verurtheilte; als der Büttel demselben fünf und zwanzig aufgezählt, und ihn an eine andere Ecke bringen wollte, um ihm eine gleiche Zahl zu ertheilen, erschien der hiervon benachrichtigte Don Nunnes, der die Sitzung verlassen hatte, um seinen Diener zu schützen und zu befreien, was aber der Alcalde nicht zugab; und da jener in dem darüber entstandenen Wortwechsel den Alcalden beleidigte, so ließ der letztere ihn von seinen Alguazils arretiren, brachte ihn in einen Kerker des Stadtgefängnisses, nahm den Schlüssel selbst zu sich, ging nach Hause, forderte sein Pferd und verließ die Stadt. Als er Abends zurückkehrte, begab er sich zu dem Vicekönig Castelforte, der sich dringend für den Tribunalrath verwendete; aber der Alcalde entließ ihn nicht eher aus dem Gefängniß, bis er wegen seines ungebührlichen Eingriffs in die Handhabung der Rechtspflege einer Magistratsperson um Verzeihung gebeten hatte.

In der Mitte des Marktes steht ein schöner Springbrunnen von Erz, den der Vicekönig Graf von Salvatierra im J. 1653 errichtet hatte. In der Mitte des sehr geräumigen Hauptbassins erhebt sich eine eiserne Säule zwei und zwanzig Fuß hoch, auf deren Gipfel eine kleine von vier Säulen getragene Kuppel sich befindet, auf welcher eine Statue der Fama steht, aus deren Trompete ein Theil des Wassers herabfällt; der

übrige wird aus dem Rachen von vier Löwen, die über einem der untern Bassins stehen, gespieen; auch sind noch vier kleinere Fontainen an den Winkeln der großen angebracht. Dieß Wasser ist das beste in Lima, und zu allen Stunden des Tages sind Wasserträger beschäftigt, dasselbe in großen Fässern auf Maulthieren in alle Quartiere der Stadt zu schaffen; die gewöhnliche Ladung von zwanzig Gallonen kostet einen Real.

Auf diesem Plasa Mayor wird zugleich der Hauptmarkt gehalten, der so reichlich mit allen möglichen Artikeln versehen wird, daß es ein wahrer Augenschmaus ist, denselben des Morgens zwischen fünf bis sechs Uhr zu besuchen, wenn das zum Verkauf bestimmte hier ausgelegt wird. Er ist durch mehrere Reihen große Kiesel in verschiedene Abtheilungen getheilt, welche den Verkäufern als Schranken dienen, und wodurch das zu große Gedränge auf den Straßenwegen verhindert wird Der Fleischmarkt ist in der Regel sehr reichlich mit trefflichem Rind- und Schöpsenfleisch versehen; Kälber und Lämmer aber werden, einem alten auf die Beförderung der Viehzucht berechneten Gesetze zufolge, niemals geschlachtet. Der Fischmarkt ist ebenfalls wohl bestellt, und die Fische sind in der Regel wohlfeil, ausgenommen in der Fastenzeit und besonders in der Passionswoche; denn die Indianer, welche das ausschließliche Privilegium zur Fischerei haben, sind zu dieser Jahreszeit zu sehr mit ihren religiösen Angelegenheiten beschäftigt, um sich mit ihren gewöhnlichen irdischen Geschäften abgeben zu können; besonders in der zweiten Hälfte der Charwoche wird kein Indianer einen Fisch fangen, und ich weiß

es aus eigener Erfahrung, daß an diesen Tagen ein Fisch zu zwanzig bis fünf und zwanzig Dollars verkauft worden ist, der sonst kaum einen einzigen Dollar kostete. Das Hühnergeflügel ist gemeiniglich theuer; ein Truthahn kostet drei bis fünf Dollars; ein Huhn und eine Ente einen bis zwei; eine Taube einen halben; Gänse sieht man selten, weil die Indianer sie nicht essen. Hülsenfrüchte und Gemüse aller Arten, sowohl der Europäischen als der tropischen, sind in Menge vorhanden und sehr wohlfeil. Vorzüglich glänzend versorgt ist der Obstmarkt; man findet daselbst verschiedene Arten Weintrauben, Apricosen, Nectarinen, Aepfel, Birnen, Quitten, Erdbeeren u. s. w., so wie die vorzüglichsten der tropischen Obstarten, Melonen, Ananas, süße und bittere Drangen, Limonen, Citronen, Pomeranzen, Badeas, Lucumas, Nioneros, Guavas, Baltas, Guanabanas, Bananas, und vor allen die Chirinoya, die Königin aller tropischen Obstarten. Der Theil des Marktes, der den Blumenverkäufern zugewiesen ist, führt den characteristischen Namen calle del peligro, d. h. gefährliche Straße; denn hier finden sich die schönen Damen ein, und ihre galanten Liebhaber benutzen die günstige Gelegenheit, ihnen die ausgewählteſten Gaben der Flora zu verehren. In der Nähe steht eine Fresquera, in der man Limonade, Mandelmilch u. s. w. erhalten kann, was ebenfalls zu Galanterien Gelegenheit giebt. Dieser Theil des Marktes ist, besonders am frühen Morgen, wahrhaft bezaubernd; die Wohlgerüche der Blumen, welche die Atmosphäre mit ihren lieblichen Düften anfüllen, ihre Schönheit und Menge, und der Zu-

sammenfluß so vieler liebenswürdigen Frauenzimmer, — alles dieß könnte einen Fremden glauben machen, daß er die Musen und Huldgöttinnen in paradiesischen Gärten herumwandern sähe. Es ist in der That keine Uebertreibung, wenn die Bürger von Lima behaupten, daß sie einen der schönsten Märkte in der Welt haben; denn Kunst und Natur wetteifern, ihn zu versorgen, und das schöne Clima in der Nähe der Küste, so wie die Nachbarschaft der Gebirge, wo sämmtliche Climate von dem ewigen Schnee an, bis zum immerwährenden Sonnenschein sich finden, tragen beide dazu bei, über diesen Ort ein wahres Füllhorn der reichsten und herrlichsten Gaben der Ceres und Pomona auszuschütten.

Das Innere des Viceköniglichen Palastes sieht schlecht aus; doch soll derselbe vor dem Erdbeben am 20. Oct. 1687, durch welches er zerstört wurde, ein prachtvolles Gebäude gewesen seyn. Der Haupteingang befindet sich auf der Westseite in einer engen Straße, welche von der Brücke nach dem Palast führt; rechter Hand vom Eingang ist das Wachthaus, in welchem eine Compagnie Infanterie, nebst Capitän, Lieutenant und Fähnrich, stationirt ist; zur Linken führen vier Treppenreihen zu dem Sala de los Vireys, so genannt, weil in demselben die Bildnisse sämmtlicher Vicekönige, von Pizarro bis auf Pezuela, in Lebensgröße hängen *). Dieser Saal

*) Es ist doch ein seltsamer Zufall, daß diese Halle gerade vollkommen zu der Zeit mit jenen Bildern angefüllt war, als die Befreiungsarmee in Lima einrückte, und daß das Bild keines neuen Vicekönigs mehr hätte Platz finden können, ohne ein

ward übrigens bloß bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht, wobei der Vicekönig, unter einem goldbefranzten Baldachin von hochrothem Sammt stehend, die Reden oder Glückswünsche der höchsten Staats- und Kirchenbeamten, des Rectors der Universität u. s. w., anhörte. Diese Levers oder Courtage hießen dias de besa manos, welche Ceremonie in Madrid de facto, oder im eigentlichen Sinne des Worts stattfindet, indem der ganze Hof dem Könige die Hand küßt; und sie mochte wohl der einzige Theil der Hofetiquette seyn, welche der königliche Stellvertreter in Lima seinem Hofstaat erließ. Rechter Hand von dieser Halle ist ein enger Corridor, der nach einem kleinen Garten führt, und zur Linken eine Folge von Gemächern hat, die an Gallatagen als Versammlungszimmer dienten. Der Speisesaal ist auf der Ostseite des Gartens; er ist niedrig, dunkel und sieht überhaupt schlecht aus. In allen den bei öffentlichen Feierlichkeiten gebrauchten Zimmern befindet sich ein Baldachin von carmosinrothem Sammt, unter welchem die Bildnisse des regierenden Königs und der Königin hängen; außerdem finden sich noch einige zum Palast gehörige alte Prunkmöbel, Kronleuchter u. s. w.; das Ganze aber sah sehr armseelig für einen Vicekönig von Peru aus. Uebrigens befanden sich in diesem Pallast auch noch die königliche Schatzkammer, die Säle des Obertribunals,

---

anderes herauszuschaffen. (Dasselbe Spiel des Zufalls fand sich, wie Jean Paul einmal bemerklich macht, in dem Saal in Frankfurt, wo die Bilder der Deutschen Kaiser hängen, und der ebenfalls mit dem Bilde Franz II. völlig ausgefüllt ward.)

die vicekönigliche Capelle, ein Gefängniß, und die Expeditionen der Secretäre und einiger anderer Officianten. Jede Fronte desselben wurde durch armseelige Krämer- und Schuhmacherbuden entstellt, und dicht bei dem Haupteingang war eine Pulqueria, wahrscheinlich damit sich die Kutscher und diensthuenden Soldaten recht bequem mit Grog oder Branntwein versehen konnten. Die Nord- und Südseite dieses Gebäudes sind vier hundert und achtzig Fuß breit, die beiden andern vier hundert und zehn.

Der erzbischöfliche Palast ist im Innern nur klein; eine Treppe führt dem Eingang gegenüber zu einem Corridor, der rund um den Hofraum läuft; auf der Nordseite sind die Speise- und Ankleidezimmer, auf der Westseite, welche auf den Plasa mayor herausgeht, befinden sich die Prunkgemächer, welche sehr schön verziert und ausmöblirt sind; auf den beiden andern Seiten die Expeditionen des Secretariats und die Stuben für die Bedienten.

Das Innere der Sagrario, welche man als die bedeutendste der Pfarrkirchen ansehen kann, ist mehr glänzend als reich. Das Dach ist schön geformt und hat eine Kuppel in der Mitte, getragen von den vier Pfeilern des Kreuzgewölbes der Kirche; sie ist hoch, und mehrere Altäre sind prachtvoll mit Sculptur-Arbeit ausgelegt und vergoldet. Ein großer Theil des Hochaltars ist mit Silber überzogen; das Sacrarium ist ausnehmend kunstvoll gearbeitet, das Custodium von Gold und reichlich mit Diamanten und andern Edelsteinen geschmückt. Der ganze Meßdienst ist äußerst kostbar, sowohl in Hin-

sicht der Silbergeschirre als der Gewänder. Das Taufbecken befindet sich in einer kleinen Capelle seitwärts; es ist sehr groß und mit einem dicken Deckel von purem Silber versehen.

Die Cathedrale wird, wie alle übrigen Kirchen, durch das Chor in der Mitte entstellt, welches die Aussicht auf den Hochaltar verdeckt, der sonst von der Mittelthüre aus, einen höchst imposanten Anblick gewähren würde. Er ist von corinthischer Ordnung, und seine Säulen, Karnieße, Piedestals u. s. w. mit purem Silber überdeckt; über ihm befindet sich eine Himmelskrone von vergoldetem Silber, und in seiner Mitte das reich mit Silberarbeit verzierte Sacrarium. Das Custodium ist von Gold, trefflich gearbeitet und mit einer reichlichen Menge von Diamanten und andern kostbaren Steinen verziert; von den Piedestals bis zu den Spitzen der Strahlen mißt es sieben Fuß, und wiegt mehr, als ein Mann von gewöhnlicher Stärke aufheben kann. Auch die Seitenaltäre sind, zum Theil wenigstens, reich wenn auch keiner eben sehr geschmackvoll ausgeschmückt. An großen Festen bietet diese Kirche einen überaus prachtvollen Anblick dar. Der Hochalter ist dann mit mehr denn tausend Wachskerzen erleuchtet; die großen silbernen Candelabers, jeder über hundert Pfund wiegend, die herrlichen silbernen Arme und Lampen, und die Menge kostbarer Silbergeschirre zur Linken des Altars machen einen bewunderungerregenden Effect. Der Erzbischof zeigt sich in seinem reichgeschmückten Pontifikalgewand knieend unter einem Baldachin von carmosinrothem Sammt; eine Menge Priester, ebenfalls in ih-

rem Festornat, füllen das Presbyterium, von welchem aus bis zu dem Chor eine Reihe sammtbeschlagener Sessel von den Staatsbeamten und Oberrichtern eingenommen werden. In der Mitte, dem Altar gegenüber, ist ein reichverzierter Staatssessel mit Kissen und einem Reclinatorium für den Vicekönig, welcher auf jeder Seite drei Hellebardiere seiner Leibwache, und hinter sich seinen Caplan, Kammerherrn, Kammerdiener, Hauptmann der Leibwache und vier Pagen hat. Wenn eine Ceremonie der Eitelkeit eines Menschen schmeicheln kann, so ist es wohl die, daß dem Vicekönige an diesem Orte Weihrauch dargebracht wird; dreimal während der Messe kommt einer der Acolithen oder Meßgehülfen von dem Presbyterium herab mit einem Räucherbecken, und beugt sich vor jenem, welcher, von einer Wolke von Rauch umgeben, aufsteht, und sodann nach Entfernung des Acolithen wiederum niederknieet. Der Gold- und Silberbrocat, die Seiden- und andere Stoffe, die Stickereien auf den Gewändern u. s. w. sind so kostbar, wie man sie nur aufzutreiben vermag; die geweihten Gefäße, Kelche, Hostiarien u. s. w. sind oft von Gold, und mit einer solchen Menge von den seltensten Edelsteinen verziert, daß wohl schwerlich irgendwo eine größere Pracht als hier gesehen werden kann', woselbst man den Gottesdienst an hohen Festen mit einem alle Vorstellung übertreffenden Pompe begeht.

Die Pfarrkirchen von Lima haben nichts, was die Aufmerksamkeit eines Fremden besonders auf sich ziehen könnte; doch hat die von San Lazaro eine schöne Façade und nimmt sich, von der Brücke gesehen, sehr gut

aus; auch ist ihr Inneres geschmackvoll geschmückt, und die verschiedenen Altäre sind glänzend verziert und vergoldet. Die Pfarrstelle soll jährlich an dreißig tausend Dollars einbringen, und wird oft das kleine Bisthum genannt.

Von den Klosterkirchen sind bloß die Casa's grande's sehr reich. Santo Domingo, etwa hundert Ellen von dem Plasa mayor, ist wahrhaft prachtvoll, und ihr Thurm von ein und sechzig Ellen Höhe, der höchste in der Stadt. Der außer dem Hochaltar in ihr befindliche, „Unsrer lieben Frau von dem Rosenkranz" gewidmete und mit purem Silber überdeckte, in ionischer Ordnung erbaute Altar übertrifft ebenfalls alle übrigen durch die Pracht und den Reichthum seiner Verzierungen. Die Renten dieses Klosters betragen jährlich etwa achtzigtausend Dollars, und die Zahl der Mönche beläuft sich auf hundert und vierzig. Die Provincial-Prälaten werden jedes Jahr von dem Capitel gewählt, und dieß Amt wechselt zwischen den Spaniern und den Creolen; die Streitigkeiten bei dieser Wahl sind aber öfters so heftig gewesen, daß man das Militär zu Hülfe nehmen mußte, um Blutvergießen zu verhüten. Diesem Orden gehört auch das Sanctuarium der heiligen Rosa, in welchem unter andern Reliquien der Heiligen, als da sind Gebeine, Haare u. s. w. auch ein Paar Würfel gezeigt werden, mit welchen, wie man erzählt, Christus mit der heiligen Rosa, wenn sie durch Beten und Kasteiungen erschöpft war, zu ihrer Unterhaltung oder Aufheiterung ein Spielchen machte. Neuerdings scheinen die frommen Brüder indessen sich dieses Mährchens zu

schämen und diese Würfel nicht mehr vorzeigen zu wollen; indessen wurden sie mir noch im J. 1805 gewiesen, und ich küßte dieselben mit derselben frommen Inbrunst, wie ich jedes andere Paar auch geküßt haben würde.

Die Kirche, Capellen und Klöster des San Francisco, die zu der Casa grande gehören, stehen etwa zwei hundert Ellen von dem Marktplatz, und sind die größten und geschmackvollsten in Lima; und wenn gleich die erstere nicht die Reichthümer der von Santo Domingo besitzt, so ist ihr Aeußeres doch feierlicher und imposanter. Die Capelle del Milagro, in welcher jede halbe Stunde von fünf Uhr des Morgens bis Mittag Messe gehalten wird, ist sehr elegant und reich geschmückt; sie besitzt mehrere gute Gemälde von Don Matias Maestre, und in der Sacristei befinden sich Apostelköpfe von Rubens, oder, wie Einige behaupten, von Morillo; wer sie übrigens auch gemalt haben mag, so sind sie zweifelsohne ausnehmend treffliche Kunstwerke. Den Namen del Milagro (von dem Mirakel) hat diese Capelle von der von gar mancher frommen Seele geglaubten Legende oder Sage, zufolge welcher bei dem heftigen Erdbeben am 27. November 1630 das Bild der Madonna, welches über dem Portal der Kirche stand, bei dem ersten Stoß sich nach dem Hochaltar umgedreht, die Hände in einer flehenden Stellung emporgehoben und so die Stadt von dem Untergang gerettet haben soll. In einer andern Capelle im Innern der Casa grande dieses Klosters befinden sich fünf schöne Gemälde der Leidensgeschichte Christi von Titian; sie gehören dem Grafen von Lurigancho, der sie dem Kloster geliehen hat. Dieses letz-

tere hat etwa dreihundert Mönche; da sie zu den Bettlerorden gehören und kein Eigenthum besitzen dürfen, so werden sie von Almosen unterhalten, so wie durch das Privilegium des ausschließlichen Verkaufs von Sterbekleidern, welches sehr viel einbringt, da sich fast Niemand ohne das heilige Franciscanergewand begraben läßt. Die Leichenkleider werden ganz in der nämlichen Form wie die Kutten der Mönche dieses Ordens gemacht, und dieß gab zu der seltsamen Aeußernng eines Reisenden Anlaß, „wie er bemerkt habe, daß in dieser Stadt bloß Mönche stürben"!

Den Franciscanern gehört auch die Klausnerei (recluse) St. Diego. Die Mönche dieses kleinen Klosters tragen die übliche grobe graue Kutte und gehen barfuß; sie führen ein höchst exemplarisches Leben, verlassen ihre Zellen fast niemals, außer um ihre Amtspflichten zu erfüllen, und gehen selbst dann nicht allein, sondern, wenn ein junger Mönch ausgeht, so begleitet ihn stets ein alter, und umgekehrt. Das feierliche Stillschweigen, welches in den kleinen, aber ausnehmend sauber gehaltenen Zellen herrscht, scheint den besuchenden Fremdling zu einer religiösen Zurückgezogenheit einzuladen, und, wie man oft gesagt hat, selbst die Wände athmen Heiligkeit. Es giebt hier auch eine Capelle für gottesdienstliche Gebräuche und eine Abtheilung kleiner Zellen, wohin sich Jedermann eine Woche lang aus dem Geräusch und Wirrwarr der irdischen Beschäftigungen in der Stadt zurückziehen und diese Zeit bloß religiöser Contemplation widmen kann. Während der Fastenzeit ist die Anzahl solcher Personen, die auf diese Weise sich zu dem Genusse

des Abendmahls vorbereiten, sehr groß, und sie finden hier jede Beihülfe, welche Lehre oder Beispiel ihnen zu ihrem Entzwecke verleihen kann.

Die Kirche von San Agustin ist klein, leicht gebaut, aber mit Sculptur und Vergoldung verziert. Das dazu gehörige Kloster gehört zur zweiten Classe; aber der Orden ist reich und sein Collegium oder Gymnasium San Ildefonso wird für die beste Klosterschule in Lima gehalten.

Die Kirche Nuestra Sennora de la Merced ist groß, aber nicht reich. Dieser Orden, der zur Loskaufung gefangener Christen Allmosen sammelt, wählt, so wie der der Augustiner, seine Provincialprälaten jedes Jahr, und zwar lediglich aus Eingebornen, mit Ausschluß der Spanier, denen sogar die Ordenstracht nicht gestattet wird.

In den Kirchen die zu den Nonnenklöstern gehören, findet sich eine Menge geschmackvoller Verzierungen, aber nichts ausnehmend Kostbares, obgleich das Einkommen des einen Nonnenklosters, Concepcion, jährlich über hundert tausend Dollars beträgt, und man als die vier einträglichsten Aemter in Lima neben dem des Prälaten von Santo Domingo, des Erzbischofs und des Vicekönigs, das der Mutter Aebtissin dieses Klosters nennt. Ueberhaupt übersteigen die ungeheuren Summen, welche diese Nonnenklöster zu verschiedenen Zeiten erhalten haben, allen Glauben; die einzelnen Donationen und Stiftungen abgerechnet, beläuft sich die Mitgift jeder Nonne, wenn sie den Schleier nimmt, auf dreitausend Dollars, und viele reiche Frauen haben ihr ganzes Vermögen zu ihrer Mitgift erklärt und auf diese Weise oft ihre An-

verwandten um die gehoffte reiche Erbschaft gebracht. So viel man übrigens auch über und gegen die Nonnen und Nonnenklöster geschrieben, und so stark man sich gegen die Ursachen und Wirkungen des Schleiernehmens ausgesprochen hat, so muß ich doch nach dem, was ich aus eigener Erfahrung weiß, erklären, daß jene Behauptungen meistens eben so falsch als lieblos sind. Mir ist noch keine Nonne vorgekommen, die ihr Gelübde bereut hätte, und ich habe mit Hunderten derselben mich unterhalten; und sollten auch unter ihnen einige Opfer der Tyrannei seyn, so muß man doch auch nicht vergessen, wie viele an dem Altar der Habsucht oder dem Eigennutze durch das Band der Ehe aufgeopfert werden, deren Gelübde auf gleiche Weise unauflöslich und deren Wirkung oft weit schrecklicher ist. Anders verhält sich freilich die Sache mit dem Mönchthum, welches mit Recht als ein böser Schaden der bürgerlichen Gesellschaft angesehen werden kann, zumal es meistens aus dem Auswurf derselben besteht. Wenn ein Vater nichts mit seinem liederlichen Sohne anzufangen weiß, so schickt er ihn in das Kloster, worauf derselbe nach seinem ein Jahr dauernden Noviciat Profeß thut, und von nun an eine Drohne für den Staat, eine Last für seinen Orden, und ein schädliches Glied der moralischen Gemeinschaft der Menschen wird. Treffend sagt Jovellanos: daß Mönche in ihr Kloster eintreten, ohne einander zu kennen, mit einander leben, ohne sich zu lieben, und sterben, ohne einander zu beweinen. Ich habe übrigens nichtsdestoweniger manche tugendhafte und gelehrte Männer unter den Mönchen getroffen, aber fast

nie einen, der nicht den feierlichen Eid bereut hätte, der ihn an das Kloster band, und ihn in eine Brüderschaft brachte, mit welcher unzufrieden zu seyn er sich nicht erwehren konnte. Gemeinhin pflegen die ausgezeichneten Individuen, welche einmal in diesen Stand eingetreten sind, sich den Wissenschaften ausschließlich zu widmen, und indem sie Lehrer werden, oder eine academische Würde auf der Universität erlangen, der Plackerei des gewöhnlichen Mönchslebens zu entgehen, und einen Sitz in dem Capitel des Ordens einzunehmen.

Das Hospital San Andres ist für die Weißen bestimmt; es enthält einige große, gut gelüftete Krankensäle mit reinlichen Betten, die, ungefähr sechshundert an der Zahl, in Alkoven an der Wand des Saals stehen, und so eingerichtet sind, daß im Fall der Noth eine zweite Reihe von Betten über den Alkoven aufgeschlagen, und so jene Zahl verdoppelt werden kann. Zu diesem Hospital gehört ein guter Garten, der botanische genannt, und ein anatomisches Theater. Dicht daneben steht das Collegium San Fernando, welches der Vicekönig Abascal für die Bildung von Aerzten und Wundärzten errichtete; die Studenten benutzen jenes Hospital für ihre clinischen Uebungen. Auch wird die Apothekerkunst hier von öffentlichen Lehrern vorgetragen, und überhaupt darf kein Arzt, Wundarzt oder Apotheker ohne vorgängiges Examen bei der Universität und erhaltene Erlaubniß von derselben practiciren. Kein Arzt oder Wundarzt darf ferner in seinem eigenen Hause Arzneien haben oder selber dispensiren, und selbst die Bar-

biere, welche den Aderlaß besorgen, müssen sich von einem Ausschuß von Wundärzten examiniren lassen.

Das Hospital San Bartolome ist für Neger und Farbige; sind dieselben frei, so werden sie unentgeldlich aufgenommen; für Sclaven müssen die Herren einen halben Dollar jeden Tag der Cur bezahlen. Santa Ana ist für Indianer von einer sehr reichen Indianerin, Catalina Huanca, gegründet worden, welche außer vielen Vermächtnissen für milde Stiftungen seltsamer Weise ein höchst beträchtliches Legat zur Bildung und Erhaltung der viceköniglichen Leibwache hinterließ. Das Hospital del Espiritu Santo ist für Seeleute, und wird zum Theil von einer Abgabe erhalten, welche jeder Seemann bei'm Einlaufen in den Hafen von Callao erlegen muß. Das Hospital San Pedro, früherhin den Jesuiten, jetzt aber der Congregation von San Felipe Neri zugehörig, ist für arme Geistliche bestimmt; San Pedro de Alcantara und la Caridad für Weiber; San Lazaro für Aussätzige. Sowohl für die Darreichung der Medicin und die Bewerkstelligung chirurgischer Operationen, als für die Diät, Reinlichkeit, Lüftung und die Wohlbehäbigkeit (comfort) der Kranken, wird in allen diesen Anstalten viele Sorge getragen. Noch mehr ist dieß aber in den Krankenhäusern Belen und San Juan de Dios der Fall, in welche jedes Individuum für einen halben Dollar täglich aufgenommen, und woselbst man, wie ich aus eigener zweimaliger Erfahrung weiß, auf das Beste gepflegt und abgewartet wird.

Was die Schulen in Lima betrifft, so ist das Collegium Santo Toribio ein Seminar, in welchem junge

Leute von guter Familie vornehmlich für die Kirche erzogen werden, von denen jeden Morgen viere der Messe in der Cathedrale als Gehülfen beiwohnen müssen, um in die Verrichtung ihres künftigen Amtes eingeweiht zu werden. Das Collegium San Carlos, früherhin von den Jesuiten unter dem Namen San Martin gestiftet, ist vornehmlich für wissenschaftliche Ausbildung überhaupt und für die Rechtswissenschaft in'sbesondere bestimmt; doch wird auch Theologie gelehrt. Das Gebäude ist geräumig, hat eine Capelle, ein Refectorium, einen Garten, mehrere Disputirsäle und eine gute Bibliothek, welche viele verbotene Werke von Französischen und andern Schriftstellern enthält. Die Lehrstunden werden von den Pasantes, oder den Schülern der obern Classen, den untern ertheilt, wofür jene eine pecuniäre Vergütung empfangen; die Anstalt selbst, welche auch das königliche Collegium genannt wurde, und jetzt ihren frühern Namen San Martin wieder erhalten hat, wird durch ein Stipendium aus dem königlichen Schatze und durch das Lehrgeld der Zöglinge erhalten. In dem Collegium del Principe werden junge vornehme Indianer für die Kirche erzogen; das von San Fernando ist, wie schon erwähnt worden, für Mediciner bestimmt.

Alle weltlichen Schulen haben einen Rector und Vicerector, welche Weltpriester sind; letzteres sind auch einige der an denselben angestellten Lectoren oder Lehrer, deren Mehrzahl aber aus den genannten Pasantes besteht. In dem viceköniglichen Palaste ist eine Academie für Nautik, in der junge Leute in der Astronomie, Schiffahrtskunst u. s. w. unterrichtet werden, und welche ei-

nen guten Vorrath von Instrumenten, Charten und Rissen hat.

Die Universität steht auf dem Plasa de la inquisicion. Sie ist ein schönes Gebäude und besitzt außer dem großen öffentlichen Disputationssaal mehrere schöne Auditorien, eine hübsche Capelle, ein kleines Kloster und eine sehr reiche Bibliothek. Der Rector zieht eine bedeutende Besoldung und hat viele Privilegien; er wird alle drei Jahre von den Professoren gewählt, und zwar wechselt die Wahl jedesmal zwischen einem Weltgeistlichen und einem Laien. Die Professuren sind Sinecuren; denn die Professoren halten nie Vorlesungen, und wohnen bloß den öffentlichen Disputationen oder den Ertheilungen academischer Würden bei. Den Grad eines Baccalaureus und Magister ertheilt der Rector, gegen die Erlegung der Gebühren; die Doctorwürde in jeder Facultät erfordert aber ein öffentliches Examen und die Mehrheit der Stimmen der Examinatoren und Professoren in der Facultät, in welcher man promoviren will. Vor dem Examen zeigt der Rector dem Doctoranden eine Tabelle von Disputationsthematen, von welchen der letztere eines bezeichnet, welches er den folgenden Tag um dieselbe Stunde vertheidigen muß. Der Actus selbst wird von dem Candidaten mit einer Lateinischen Harangue eröffnet, welche eine Stunde dauert; hierauf wird von demselben und den Examinatoren das gewählte Thema in forma scholastica discutirt, was ebenfalls eine Stunde dauert, nach deren Verlauf der Rector und die Professoren abtreten, um über die Ertheilung oder Versagung des Grades zu votiren. Am folgenden Tage

findet die öffentliche Disputation zwischen dem Doctoranden und den Studenten, welche der Rector dazu auffordert, statt, nach deren glücklicher Beendigung jenem die Doctormütze von dem Rector aufgesetzt wird, welche in den seidnen Streifen vom Mittelpunct aus die unterscheidende Farbe der Facultät trägt; nämlich blau und weiß für Theologie, roth für das canonische Recht, grün für die Jurisprudenz, und gelb für die Medicin. Der junge Doctor nimmt dann seinen Platz auf seiner besondern Bank und wird von dem Senior der Facultät becomplimentirt, worauf dann die ganze Gesellschaft sich zu einem auf Kosten des neuen Graduirten zubereiteten Schmause begiebt.

Diese Universität, welche den Namen San Marcos führt, wurde im J. 1549 durch eine Bulle des Papstes Pius V. mit denselben Privilegien gegründet, welche die von Salamanca in Spanien genoß. Bis 1576 war sie in den Händen der Dominicanermönche, wurde aber durch ein Edict von Philipp III. unter das königliche Patronat gestellt, und an dem Orte erbaut, woselbst sie gegenwärtig steht. Sie hat manche bedeutende Gelehrte hervorgebracht, und die Bildnisse einiger derselben verzieren die Wände des Hauptsaals. Als diejenigen, die sich in den verschiedenen Facultäten durch ihre Talente am meisten hervorgethan haben, sind folgende zu bezeichnen: in der Theologie, Rodrigues, Rector von San Carlos; in der Jurisprudenz, Vivar, Rector des Collegiums der Advocaten; Unanue, Präsident des Obermedicinalcollegiums Protomedico, und Director der Clinik in San Fernando; Valdes, Präsident des Vereins der

Wundärzte, (er ist ein Farbiger, und der erste, der die Doctorwürde auf der hiesigen Universität erhalten); endlich Parades, Professor der Mathematik, und noch viele andere, welche entweder auf der Kanzel, oder vor dem Tribunal oder vor dem Krankenbette sich Ruhm erworben haben.

Auf demselben Platze steht das heilige Tribunal, von welchem er auch den Namen hat, so wie das Hospital la Caridad; er wird deßhalb öfters der Platz der drei Cardinaltugenden genannt, nämlich des Glaubens, wegen der Inquisition, der Hoffnung, wegen der Universität, und der Liebe, wegen des letztgenannten Hospitals.

Was die Inquisition betrifft, so hatte ich selbst Gelegenheit, kurz vor ihrer Auflösung durch die Cortes, sie in meinen eigenen Angelegenheiten näher kennen zu lernen. Ich hatte mich eines Tages in einem Caffeehause mit einem Dominicanermönche, Pater Bustamante, in einen Streit über die angebliche Wunderthätigkeit des in der Klosterkirche von Santo Domingo befindlichen Bildes der Madonna von dem Rosenkranz eingelassen, welche Unterhaltung er aber plötzlich abbrach, indem er mir versicherte, daß ich weiter davon hören sollte. Denselben Abend besuchte ich ein Billardzimmer, in welchem eben der Graf von Montes de Oro spielte. Ich bemerkte, daß er nach mir hinsah, und dann mit einigen Freunden auf der andern Seite der Tafel sprach. Sogleich fiel mir die Drohung des Pater Bustamante ein; denn ich wußte, daß der Graf Alguazil mayor der Inquisition war. Ich ging an ihm vorüber und gab ihm

einen Wink, worauf er mir sogleich auf die Straße folgte. Ich sagte ihm dann, daß ich vermuthete, er habe einen Auftrag an mich; er fragte nach meinem Namen, und bejahte jenes, worauf ich entgegnete, ich sey jeden Augenblick bereit darüber Wort zu stehen. Nachdem er sich eine kurze Zeit besonnen, bemerkte er, die Sache wäre zu ernsthafter Natur, um auf der Straße abgehandelt werden zu können, und begleitete mich demnach in meine Wohnung, woselbst er mir nach einiger Zögerung eröffnete, daß ich ihn am folgenden Morgen vor das heilige Tribunal des Glaubens begleiten müßte. Ich entgegnete, daß ich jeden Augenblick dazu bereit sey, und wollte ihm die ganze Geschichte erzählen, aber indem er seine Ohren mit den Händen zuhielt, rief er aus: „Nein! um Gotteswillen nicht ein Wort! ich bin kein Inquisitor, und es geziemt mir nicht die Geheimnisse des heiligen Hauses kennen zu lernen;" wobei er noch das alte Spanische Sprichwort hinzufügte: del Rey y la inquisicion, chiton! (vom König und der Inquisition, pst!) Er rieth mir nun sehr feierlich an, in meinem Zimmer zu bleiben, weder Jemand zu sehen noch zu sprechen, mich zu Gebeten anzuschicken, und gegen Niemand zu äußern, daß er seine Vorladung meiner Person anticipirt habe, welches eigentlich den Gesetzen des heiligen Hauses zuwider sey. Ich befreite ihn von aller Besorgniß in Hinsicht dieses Punctes, und versicherte ihm, daß ich mit ihm nach dem Caffeehause zurückkehren, und dann zu Hause bleiben wollte, um ihn am andern Morgen zu erwarten. Zu der angesetzten Stunde erschien ein Unter-Alguazil in meinem

Hause, und meldete mir, daß der Alguazil mayor an der Ecke der nächsten Straße meiner harrte. Als ich ihn hier traf, gebot er mir, nichts zu ihm zu sagen, sondern stillschweigend ihn zu der Inquisition zu begleiten. Ich that dieß, und sah jenen Unterbeamten und noch eine Person uns in einiger Entfernung folgen. Nachdem wir durch das Portal in das geheimnißvolle Gebäude eingetreten waren, fragte mich der Graf, ob ich nun bereit sey, und auf meine Bejahung klopfte er an die innere Thüre, welche von dem Pförtner geöffnet wurde. Kein Wort ward gesprochen. Nachdem wir einige Minuten auf einer Bank gesessen, brachte der Hausverwalter die Antwort zurück, ich müßte noch warten. Der alte Graf begab sich nunmehr hinweg, und nahm, jedoch bloß mit Blicken, einen, wie er wohl glauben mochte, langen Abschied von mir. Bald darauf ertönte eine Glocke, und ein Pedell erschien, der mich durch verschiedene Thüren vor das Tribunal brachte, welches klein, aber hoch erbauet war. Ich wandte meine Augen auf das furchtbare Triumvirat, welches auf einem erhöhten Platze unter einem Baldachin von grünem Sammt, hellblau eingefaßt, thronte; hinter demselben hing ein Crucifix in natürlicher Größe, und vor ihm stand ein langer Tisch mit zwei brennenden Wachslichtern, einem Tintefaß, einigen Büchern und Papier. Jovellanos beschreibt das Inquisitionstribunal kürzlich auf folgende Weise: es besteht aus „un Santo Cristo, dos candileros, y tres majderos," d. h. aus Einem Crucifix, zwei Kerzen, und drei Strohköpfen (blockheads). Ich kannte die drei Inquisitoren persönlich, aber wie ganz anders

erschienen sie jetzt, als früherhin an andern Orten, wo ich sie gesehen! Der schwächliche magere Abarca in der Mitte, der seinen Staatssessel kaum zur Hälfte ausfüllte; zu seiner Linken das fette Ungeheuer Zalduegui, dessen Dickbauch kaum von den Armen seines Stuhls umfaßt werden konnte, und welcher durch seine Nüstern wie ein übergemästetes Meerschwein prustete; zur Rechten der Fiscal Sobrino, seine schwarzen Augenbraunen runzelnd, und seinem nichtssagenden Gesichte einen Anstrich von Weisheit zu geben versuchend. An jedem Ende des Tisches stand ein Schreiber; einer derselben gebot mir, heranzutreten, welches ich auch that, indem ich drei Stufen hinaufstieg, wodurch ich der besagten Trinität von Harpyen gerade gegenüber zu stehen kam. Ein kleiner hölzerner Stuhl war für mich hier bereit gehalten, auf welchem ich mich nach einem erhaltenen Winke niederließ.

Der Fiscal fragte mich nun in einem feierlichen Tone, ob ich wüßte, warum ich vor das heilige Tribunal vorgefordert worden sey. Ich bejahte dieß, und wollte gleich zur Sache selbst übergehen, allein er gebot mir Stillschweigen, und sagte mir, ich müßte vorher die Wahrheit meiner zu thuenden Aussage beschwören. Ich entgegnete ihm, ich würde nicht schwören; denn da ich ein Ausländer sey, so wüßte er ja nicht sicher, ob ich ein Katholik sey, und mich durch einen solchen Eid für gebunden hielte. Nach einigen geheimnißvollen Winken zwischen dem Fiscal und dem Oberinquisitor wurde ich wiederum gefragt, ob ich die Wahrheit aussagen wollte, worauf ich mit Ja! antwortete. Nun kam man endlich zur Sache, indem man mir die Frage vorlegte,

ob ich den hochwürdigen Pater Bustamante kennte? Ich entgegnete: ich kenne einen Mönch Bustamante, den ich oft in Caffeehäusern getroffen habe; aber ich vermuthe, daß der hochwürdige Pater, den Ihr meint, eine hochachtbare Person ist, welcher wohl solche Oerter nicht besucht. „„Habt Ihr mit Pater Bustamante irgendwann über Gegenstände der Religion Euch unterhalten?““ „Nein! aber über Gegenstände des Aberglaubens allerdings.“ „„Von solchen Dingen muß man nicht in Caffeehäusern reden,““ sagte Zalduegui. „Gewiß nicht, erwiederte ich, ich sagte dieß auch selbst dem Pater Bustamante. „„Aber dann hättet Ihr selbst schweigen müssen.““ „Ja, und mir die Ohren davon vollschreien lassen von einem Mönche.“ Zalduegui wurde roth, und fragte mich, was ich damit meinte, daß ich das Wort Mönch so stark betonte, worauf ich erwiederte, daß er dieß nehmen könnte, wie er wollte oder daß ich es gerade so meinte, wie er selbst es verstanden hätte. Nach Fragen und Antworten dieser Art, die über eine Stunde dauerten, zog Albarca eine Klingel, worauf der Pedell erschien, und man mir abzutreten gebot. Kurz darauf ward ich nochmals hineingerufen, und mir eröffnet, daß ich mich am folgenden Morgen um acht Uhr in der Behausung des Fiscals Sobrino einzufinden hätte. Ich that dieß und frühstückte mit ihm. Er gab mir auch hier den Rath, künftighin alle Unterhaltungen über religiöse Materien zu vermeiden, besonders mit Personen, die ich nicht kennte, und er fügte hinzu, daß er mich zu sich hätte kommen lassen, weil er auf dem Tribunal nicht mit mir in einer solchen Weise hätte reden können; ich

möchte bedenken, daß ich, so wie alle diejenigen, die in dem Gebiet Seiner katholischen Majestät lebten, dem Glaubensgericht unterworfen sey, u. s. w. Hierauf begab er sich weg, und ließ mich den Weg aus seinem Hause heraus allein finden, den ich auch sofort einschlug. Abends ging ich auf ein Caffeehaus, wo ich meinen guten Freund, Pater Bustamante traf; er erröthete, begrüßte mich aber mit doppelter Höflichkeit und lud mich durch einen Wink ein, sich an seinen Tisch zu setzen. Ich zuckte meine Achseln und gab ihm durch mein Mienenspiel vielleicht etwas zu deutlich meine Verachtung zu erkennen; wenigstens verstand er den Wink und verließ das Zimmer. Bald darauf begegnete ich dem alten Grafen von Montes de Oro, der sich über mein Erscheinen zu verwundern schien, aber nach kurzem Besinnen auf mich zuging und mir die Hand schüttelte, ohne jedoch ein Wort zu sagen.

Die Gelindigkeit, welche das furchtbare Tribunal in diesem Falle zeigte, mochte wohl dem Umstande zuzuschreiben seyn, daß dasselbe von seiner nahe bevorstehenden Auflösung bereits Kunde erhalten haben mochte. Wirklich wurde es durch ein Decret der Cortes förmlich aufgehoben, welches unmittelbar nach jenem Vorfall in Lima publicirt ward. Der Vicekönig Abascal hatte bei dieser Gelegenheit mehrern Personen, unter denen auch ich mich befand, die Erlaubniß ertheilt, das geheimnißvolle Extribunal zu besuchen, und eine noch größere Menge ungebetener Neugieriger drängte sich mit hinein, um das Ungeheuer kennen zu lernen, wie man es jetzt kecklich zu nennen wagte. Man fand in dem Tribunalzimmer,

daß das über den Inquisitoren hängende Crucifix einen beweglichen Kopf hatte, und daß hinter dem Baldachin eine Leiter verborgen stand, wodurch das angebliche Mirakelhafte jener Gestalt erklärt wurde, welche bei den Verhören der Angeklagten manchmal schüttelte oder nickte, und durch dieses Spielwerk wohl in gar manchen Fällen einem Unschuldigen Verbrechen aufgebürdet haben mochte, von denen er keine Ahndung hatte. In einem andern Zimmer befand sich das Archiv, in dessen Papieren ich den Namen und das Leben mancher Freunde aufgezeichnet fand, die es sich wohl nicht hatten träumen lassen, daß das heilige Tribunal ihre Aufführung controlliren ließ. Mehrere der anwesenden Personen erkannten ihren eigenen Namen in den Aufschriften und steckten die Papiere zu sich. Verbotene Bücher fanden sich hier in diesem Zimmer in Menge, und viele derselben bekamen neue Herren. Zu unserm nicht geringen Erstaunen sahen wir hier eine Menge confiscirter baumwollner Schnupftücher; diese hatten den Unwillen der Inquisition auf sich gezogen, weil eine religiöse Gestalt, einen Kelch in der einen Hand und ein Crucifix in der andern haltend, in der Mitte des Tuchs von einem unbedachtsamen Kattundrucker aufgedruckt war, welcher wahrscheinlich durch ein so frommes Muster Käufer anlocken wollte, aber nicht überlegt hatte, wie heil- und gottlos es sey, seine Nase mit einem Kreuz zu säubern oder auf letzteres zu spucken. In andern Zimmern fanden wir einen ziemlich vollständigen Apparat von Marterwerkzeugen, welche von den Anwesenden, die durch die Erinnerung an so manches durch die Tortur un-

schuldig vergossene Blut in heftige Entrüstung versetzt waren, sofort sämmtlich zerstört wurden; ein Schicksal, welches übrigens auch manche andere unschuldige Möbeln, als Tische, Stühle u. s. w. traf, deren Trümmer so wie die Schnupftücher, Papiere u. s. w. zum Andenken mit nach Hause genommen, oder an der Thüre unter den Umstehenden ausgetheilt wurden. Am folgenden Morgen freilich begab sich der Erzbischof in die Cathedrale, und erklärte alle diejenigen für excommunicirt, welche irgend etwas dem Extribunal der Inquisition Zugehöriges an sich genommen und behalten hätten. In Folge dieser Drohungen lieferten auch wirklich viele die mitgenommenen Sachen wieder aus; mit mir aber verhielt sich anders, ich behielt was ich hatte, trotz den flamines infernorum, welche Seine Eminenz gegen alle renitentes und retinentes ausgesprochen hatte.

Man erzählt, daß, als Castel-Forte Vicekönig in Lima war, er einstmals vor die Inquisition gefordert worden und demgemäß auch vor ihr erschienen sey. Er brachte aber seine Leibwache, eine Compagnie Infanterie, und zwei Feldstücke mit bis an das Thor, trat dann in das Tribunalzimmer, und sagte den Inquisitoren, indem er seine Uhr auf den Tisch legte, daß, wenn ihr Geschäft nicht binnen einer Stunde beendigt wäre, ihnen das Haus über den Köpfen zusammengeschossen werden würde; denn diesen Befehl hätte er dem commandirenden Officier an dem Thore hinterlassen. Dieß war völlig hinreichend; die Inquisitoren hoben die Sizzung sogleich auf, und begleiteten Se. Excellenz zu der

Thür, sich glücklich schätzend, als sich dieselbe nebst ihrer Escorte entfernt hatte.

Unter den übrigen Gebäuden und Anstalten in Lima sind noch folgende zu nennen. Die Casa de las huerfanos, oder das Findelhaus, ist eine Anstalt, die ihrem Gründer, einem Apotheker, Ehre macht. Alle weiße Kinder werden dort aufgenommen, und die Knaben bis zum vierzehnten Jahre erzogen, wo sie dann in die Lehre für irgend ein Gewerbe treten; zwei derselben werden alle zwei Jahre in das erwähnte Collegium für Mediciner aufgenommen. Die Mädchen erhalten bei ihrer Verheirathung eine Ausstattung von tausend Dollars jede, und wenn sie Nonnen werden nehmen sie an einer andern, von demselben Apotheker gegründeten Stiftung Theil, zufolge welcher jährliche Mitgiften, unter denen fünf von tausend Dollars Betrag sind, unter diesem Namen durch eine Art von Lotterie ausgespielt werden. König Carl IV. erklärte alle Findlinge für adlich, damit ihnen der Zugang zu keinem Amte verschlossen sey. Vor der Stiftung des Findelhauses wurden viele Kinder den wohlhabendern Einwohnern vor die Thüre gelegt; und jederzeit mit Sorgfalt aufgenommen. In kleinern Städten ist diese Sitte noch immer im Gebrauch; doch noch häufiger setzt man die Kinder, welche meistens, wo nicht immer, weiß sind, in der Nähe der Hütten der Indianer und Neger aus, welche, uneingedenk, daß sie selbst durch die Weißen um die größten Güter des Lebens, Wohlstand, Vaterland und Freiheit, gebracht worden, jene stets auf-

nehmen und oft mit einer noch größern Zärtlichkeit als ihre eigenen Kinder behandeln.

Die wöchentliche Lotterie in Lima ist eine gute Anstalt; die Loose kosten einen Real, oder ein Achtel eines Dollars; die Gewinnste sind einer von tausend Dollars, zwei von fünfhundert, und so weiter herunter. Nur wenig Leute giebt es dort, die nicht wöchentlich ein oder zwei Loose nehmen könnten, und gar viele Sclaven sind durch Gewinnste aus dieser Lotterie in den Stand gesetzt worden, ihre Freiheit sich wieder zu verschaffen. Denn nach den spanischen Gesetzen ist der Herr eines Sclaven, der sich loskaufen kann, verpflichtet, den Manumissionsschein zu unterzeichnen; weigert er sich, so deponirt der Sclave die bestimmte Summe in dem öffentlichen Schatz, deren Empfangschein seine Freiheit hinlänglich verbürgt.

Die Münze ward in Lima im J. 1565 errichtet, dann im J. 1570 nach Potosi verlegt, aber 1603 wiederum in Lima etabilirt. Sie ist ein großes Gebäude, welches mit allen nöthigen Beamten und Arbeitern versehen ist. Früherhin wurde die Maschinerie durch Maulthiere getrieben, deren achtzig jeden Tag gebraucht wurden, bis im Jahre 1817, als Don Pedro Abadia die Münze gepachtet hatte, Mr. Trevethick die Errichtung eines Wasserrads angab und bewerkstelligte, wodurch ein bedeutender Theil der Ausgaben erspart wurde. Die Arbeiten des Schmelzens, Schlagens, Prägens u. s. w. werden in verschiedenen Zimmern durch Schwarze, meistens Sclaven, besorgt; die verschiedenen Aufseher aber sind Weiße. Die Münze wird verpachtet, und dem

höchsten Bieter zugeschlagen, welcher Ein Procent von allem gemünzten Gold und Silber erhebt. Im J. 1805 betrug der Werth des erstern 501,287 Dollars, der des gemünzten Silbers 8,047,623 Dollars.

Dem Vicekönig Abascal, Marquis de la Concordia, verdankt Lima die Errichtung eines Beerdigungsplatzes für alle Diejenigen, welche in der Stadt oder Vorstadt sterben. Er heißt das Pantheon, liegt außerhalb der Stadtmauer und ist geräumig genug, um alle Todten sechs Jahr hindurch zu fassen; sobald es an Platz fehlt, so werden die Gebeine aus den übereinander gebauten Nischen an der Mauer, deren jede einen Leichnam enthält, genommen und in das Ossarium gebracht. Früherhin wurden alle Todten in den Kirchen oder in Kellern beigesetzt, von denen viele hölzerne auf die Hausflur sich öffnende Fallthüren hatten, und ungeachtet eines reichlichen Verbrauchs von Kalk, mit welchem man die Leichen bedeckte, waren der Gestank und andere eckelerregende Wirkungen öfters fast unerträglich. Als die erste Nonne in dem Pantheon begraben werden sollte, machte die Schwesterschaft viele Einwendungen dagegen, und wollte es durchaus nicht zugeben; aber der Vicekönig schickte ein Detaschement Soldaten ab, und erzwang auf diese Weise die Beerdigung der Leiche auf dem allgemeinen Kirchhof. Der erste Erzbischof, der ebenfalls hier begraben wurde, war der oben als Freund des Vicekönigs Don Ambrosio Higgins erwähnte La Reguera.

Zehntes Capitel.

Die Bewohner von Lima.

Es giebt wohl nur wenig Städte in der Welt, deren Bevölkerung eine größere Mannigfaltigkeit der Schattirungen in Hinsicht auf die Gesichtsfarbe, oder, wofern anders die Regeln der Physiognomiker richtig sind, einen größern Contrast in Hinsicht auf die geistigen Fähigkeiten darbieten, als Lima. Was dieß letztere betrifft, so ist indessen zuvörderst nicht aus der Acht zu lassen, daß diese physiognomischen Beurtheiler des Menschen für ihre Person Weiße sind, und es scheint ein ziemlicher Theil von Eigenliebe in ihren Behauptungen enthalten zu seyn. Sie haben sich nicht allein willkührlich zu Richtern aufgeworfen und ihre Ansichten als allgemeingültige Gesetze promulgirt, sondern sie haben auch in ihrer eigenen Sache entschieden und die Richtersprüche zu ihren eigenen Gunsten gefällt. Indem der weiße Europäer für die Gesichtslinie als Criterium des Talents und Genies eine gewisse Normalrichtung annahm, konnte er sich selbst an die Spitze stellen, und den an

das andere Ende der Scala gesetzten Schwarzen oder Neger aus Africa tief unter sich herabwürdigen; wiewohl allerdings nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die kriegerischen Thaten und Eroberungen der Europäer und ihre Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften jene Classificationen sehr zu bestätigen scheinen. Bekanntlich wollen die Bildhauer in dem Winkel einer horizontal über den Wirbel des Scheitels gezogenen und durch eine andere von dem Scheitel nach dem Ende der Oberlippe durchschnittenen Linie den Canon der menschlichen Vollkommenheit und Schönheit gefunden haben. Bei den Griechen betrug dieser Winkel 100°; bei den Römern 95°; bei den modernen Europäern schwankt er zwischen 80° und 90°; bei Asiaten zwischen 75° und 80°; bei den Americanern, deren Scheitel flacher ist, zwischen 70° und 75°; bei den Negern endlich zwischen 60° und 70°. Allein mit diesem angeblichen Criterium steht doch gar sehr in Widerspruch, was uns die Geschichte erzählt, z. B. von den alten Aegyptern, den Erfindern der Wissenschaften und Künste und den Lehrern der Griechen, welche letztere von den Aegyptischen Coloniestiftern Danaus, Cadmus u. s. w. in einem noch viel rohern Zustande, als die Americaner von Columbus, Cortez und Pizarro, gefunden wurden. Wie aber Herodot (II., 150) berichtet, so waren eben diese Aegypter schwarz, mit krausem, wolligen Haar; und Blumenbach versichert, daß er zufolge einer Section mehrerer Aegyptischen Mumien wegen deren aufgeworfenen Lippen, breitgepletschter Nase u. s. w. sie zu der Negerrace rechnen müsse; wie denn zu der letztern auch

die Abkömmlinge der Aegypter, die in ihrem Aeußern ganz den Mulatten ähnlichen Copten, zu gehören scheinen.

Ich habe zu wiederholten Malen bemerkt, daß ein in Peru von Africanischen Aeltern erzeugter Neger nicht nur in Hinsicht seiner geistigen Anlagen und deren Entwickelung, sondern sogar rücksichtlich seiner körperlichen Fertigkeiten seine Aeltern übertrifft; dieß aber kann ich unmöglich einer andern Ursache zuschreiben, als dem Einflusse des Nachahmungstriebes oder der Nacheiferung der Muster oder Beispiele, die jenem vor Augen sind, ohne daß hierbei weiter von einer Veränderung des Gesichtswinkels die Rede seyn kann.

Uebrigens ist jedenfalls zum Behuf von Forschungen über den Einfluß der Gesichtsbildung oder Gesichtsfarbe auf die geistigen Fähigkeitendes Menschen, kein Ort mehr à propos als Lima; und denjenigen, welche an solchen Untersuchungen Interesse finden, möchten vielleicht einige hierhergehörige Bemerkungen nicht unwillkommen seyn.

Die folgende Tabelle zeigt die Mischung der verschiedenen Casten unter ihren gewöhnlichen oder unterscheidenden Benennungen.

Vater.	Mutter.	Kind.	Farbe.
Europäer	Europäerin	Creole	Weiß
Creole	Creolin	Creole	Weiß
Weißer	Indianerin	Mestize	$\frac{6}{8}$ Weiß $\frac{2}{8}$ Indian.—schön.
Indianer	Weiße	Mestize	$\frac{4}{8}$ Weiß $\frac{4}{8}$ Indian.
Weißer	Mestize	Creole	Weiß — oft sehr schön.
Mestize	Weiße	Creole	Weiß — mehr blaß (fallow).
Mestize	Mestize	Creole	Blaß — oft helles Haar.
Weißer	Negerin	Mulatte	$\frac{7}{8}$ Weiß $\frac{1}{8}$ Neger — oft schön.
Neger	Weiße	Zambo	$\frac{4}{8}$ Weiß $\frac{4}{8}$ Neger — dunkel kupferfarbig.
Weißer	Mulattin	Quarteron	$\frac{6}{8}$ Weiß $\frac{2}{8}$ Neger — schön.
Mulatte	Weiße	Mulatte	$\frac{5}{8}$ Weiß $\frac{3}{8}$ Neger — braungelb (tawny).
Weißer	Quarterone	Quinteron	$\frac{7}{8}$ Weiß $\frac{1}{8}$ Neger — sehr schön.
Quarteron	Weiße	Quarteron	$\frac{6}{8}$ Weiß $\frac{2}{8}$ Neger — braungelb.
Weißer	Quinterone	Creole	Weiß — blonde Augen, schönes Haar.
Neger	Indianerin	Chino	$\frac{4}{8}$ Neger $\frac{4}{8}$ Indian.
Indianer	Negerin	Chino	$\frac{2}{8}$ Neger $\frac{6}{8}$ Indian.
Neger	Mulattin	Zambo	$\frac{5}{8}$ Neger $\frac{3}{8}$ Weiß
Mulatte	Negerin	Zambo	$\frac{4}{8}$ Neger $\frac{4}{8}$ Weiß
Neger	Zambo	Zambo	$\frac{15}{16}$ Neger $\frac{1}{16}$ Weiß.
Zambo	Negerin	Zambo	$\frac{7}{8}$ Neger $\frac{1}{8}$ Weiß
Neger	Chino	Zambo-chino	$\frac{15}{16}$ Neger $\frac{1}{16}$ Indian.
Chino	Negerin	Zambo-chino	$\frac{7}{8}$ Neger $\frac{1}{8}$ Indian.
Neger	Negerin	Neger	— —

Diese Tabelle, welche ich mit möglichster Sorgfalt aus eigner Beobachtung zusammengestellt habe, muß übri-

gens nur als die allgemeine Regel enthaltend angesehen werden, in welcher die besondern Ausnahmen nicht mit inbegriffen sind. Die Farben habe ich nach ihrem äußern Ansehen, und nicht nach der Mischung der Farben classificirt, weil ich stets die Erfahrung gemacht habe, daß ein Kind mehr von der Farbe des Vaters als von der der Mutter erhält.

Man kann es als ziemlich ausgemacht annehmen, daß die Creolen, mögen sie nun Europäer oder wiederum Creolen zu Aeltern haben, mit einer offnern Herzensgüte und mit einer größern Lebendigkeit und Energie des Geistes begabt, aber nicht so fest und standhaft in ihren Entschließungen sind, als die Spanier. Es ist vieles über und vornehmlich wider diese Creolen oder Eingeborne der Colonien von Eingebornen der Mutterländer gesagt oder geschrieben worden, was keineswegs mit der Wahrheit bestehen kann. So behauptet z. B. Mr. de Pauw, daß alle Americanischen Racen von einer niedern und entarteten Menschengattung wären; eine Meinung, welche ganz ausgemacht falsch ist. Ich habe selbst verschiedene Individuen gekannt, welche die Hindernisse, die ihrer geistigen Ausbildung durch die Colonialgesetze Schranken setzten, glücklich überwanden und in den Künsten wie in den Wissenschaften sich rühmlich hervorthaten; Mexia verdunkelte Viele der berühmtesten Spanischen Redner in der letzten Versammlun; der Cortes; der zum Präsidenten der Regentschaft gewählte Morales war ebenfalls ein Creole, und in dem gegenwärtigen Emancipationskampfe haben sich viele Talente sowohl im Felde als im Cabinet gezeigt, und ihre Besitzer be-

rühmt gemacht, deren Thätigkeit ohne diesen äußern Anlaß ungebraucht, so wie ihr Name unbekannt geblieben seyn würde. Ich habe die jungen Leute in den Lehranstalten in Lima, so wie in andern Städten von Südamerica beobachtet, und muß ihnen das Zeugniß geben, daß sie einen offnen Kopf und eine gesunde Urtheilskraft und Klarheit der Ideen hatten, welches die gewissesten Anzeichen eines guten Geschmacks und ächten Genies sind. Nur haben freilich bisher verschiedene Hindernisse der literärischen Ausbildung der Creolen sehr im Wege gestanden, zu welchen man den geringen Vorrath von Büchern, einen völligen Mangel an physicalischen Instrumenten, die intellectuelle Beschränkung der Gedankenfreiheit durch die Inquisition, und die Spanischen Prohibitivgesetze überhaupt rechnen kann. Die Gelehrsamkeit ist bisher nichts weniger als aufgemuntert worden; im Gegentheil erkundigte sich einstmals der Vicekönig Gil de Lemos, welchen einige Schüler des Collegiums San Carlos mit Reden begrüßten, bei dem Rector nach den Lehrgegenständen, und sagte auf erhaltenen Bericht davon zu ihm: „Nu, Nu, Nu, laßt sie lesen, schreiben und ihre Gebete hersagen lernen, denn mehr braucht ein Americaner nicht zu wissen!" Das Collegium del Principe hat viele Indianer gezogen, welche sich sowohl auf der Canzel, als vor den Gerichtsschranken ausgezeichnet haben, und unter den Negern und vermischten Casten werden verschiedene verdienstvolle Aerzte und Wundärzte genannt. Noch viele Andere giebt es, hinsichtlich derer, wenn sie sich in keinem wissenschaftlichen Feld hervorgethan haben, dieser Mangel nur den Spanischen Colo-

nialgesetzen zuzuschreiben ist, welche jene von aller Beförderung zu Ehrenstellen ausschließen. Niemand kann die Reden des Colocolo an den Araucanischen Senat lesen, ohne sie eben so sehr der poetischen Feder eines Ercilla würdig zu finden, als Nestors seine des Homerischen Griffels werth waren.

Robertson giebt die Bevölkerung von Lima im J. 1764 auf 54,000 Seelen an; aber im J. 1810 betrug sie 87,000, unter welchen etwa 20,000 Weiße zu rechnen sind.

Unter den Einwohnern von Lima sind drei und sechzig Edelleute, meistens geborne Americaner, die den Titel eines Marquis oder Grafen führen; ferner etwa vierzig Edelleute oder Mayorasgos ohne Titel, und eine Anzahl Ritter von den verschiedenen Spanischen Orden Santjago, Malta, Calatrava, Alcantara und Carl III. Viele dieser Edelleute sind die Abkömmlinge der Eroberer, und der jetzige Marquis von Montemira, dessen Familie nebst der der Marquis von Villafuerte die älteste in Lima ist, zählt unter seinen Ahnen eine Coya oder Indianische Prinzessin und Schwester des Inca Atabalipa, welche zur Zeit der Eroberung mit dem Spanier Anipuero vermählt wurde. Das Benehmen des Adels ist ausnehmend höflich und zuvorkommend, frei von Dünkel so wie von höfischer Schmeichelei, und seine Gefälligkeit und Gastfreiheit gegen Fremde kennt keine Gränzen.

Lima ist der Geburtsort der einzigen Person in den Spanischen Colonien, welche von der Römischen Kirche canonisirt worden ist, nämlich der Santa Rosa de Santa Maria; sie ist die Schutzheilige von Peru, und ihr Fest wird mit großer Feierlichkeit begangen. Wie die Sage

geht, so hat sie die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes vorausgesagt, indem sie behauptete, daß, wenn die Herrschaft der Könige von Spanien so lange als die der Incas gedauert haben würde, dann das Scepter ihren Händen entfallen werde. Diese Prophezeiung war in der ersten Ausgabe ihrer Lebensbeschreibung, die im J. 1662 erschien, abgedruckt worden, wurde aber in allen folgenden Ausgaben ausgemerzt.

Unter den aus Lima gebürdigen Männern, welche sich durch ihre Tugenden und ihre Gelehrsamkeit ausgezeichnet und einen literarischen Ruf erlangt haben, sind vornehmlich folgende zu nennen. Der Pater Francisco del Castillo; die Dominicaner Martin de Porras, Juan Masias, und Vicente Bernedo; die Mercedanianer Pedro Urraca und Gonsalo Dias; die Pater Juan de Zalasar, Juan de Vargas und Juan de Albarran, welche sämmtlich in Paraguay den Martyrertod erlitten; ferner Don Pedro de la Reyna Maldonado, ein berühmter Schriftsteller; Don Martin del Barco Zentenera, Historiker; Don Pedro Peralta Bernueva, Mathematiker; Don Jose, Marquis von Valumbrosa, ein sehr gelehrter Mann; Don Diego Banos y Sotomayor, Ehrencaplan des Königs; Don Alonso, Graf von San Donas, Spanischer Gesandter am Französischen Hofe unter der Regierung Philipp's IV.; Don Fernando, Marquis von Surio, Generallieutenant, Kammerherr und Erzieher des Herzogs von Parma; Don Miguel Nunnes de Roxas, Ordensrath und Specialrichter der Confiscationen in dem Succeſſionskriege; Don Jose Baquijano, Mitglied des Rathes von Indien unter der Re-

gierung Carl's IV. und Ferdinand's VI.; Don Lope de Armendaris, Marquis von Cadreita, Vicekönig von Neuspanien; und Don Tomas de Salazar, Verfasser der „Interpretaciones de las Leyes de Indias."

Außer diesen und andern ausgezeichneten Personen, ist Lima auch der Geburtsort für sechs Erzbischöfe und zwei und funfzig Bischöfe gewesen; von den erstern waren drei Klostergeistliche, und von den letztern fünf und zwanzig Regulare der verschiedenen Mönchsorden.

Der Spanier, der nach Lima kam, war entweder mit einem Auftrag von der Spanischen Regierung dahin abgesendet worden, oder hatte sich auf eigene Hand dahin begeben, um dort sein Glück zu machen. Im erstern Falle pflegte er sich, wie unbedeutend auch seine Anstellung seyn mochte, gegen die Eingebornen mit einer Aufgeblasenheit und einem Dünkel zu benehmen, welche jedem unpartheiischen Zuschauer höchst widrig vorkommen mußte; er maaßte sich das „Don" an, wenn er das „Sennor" nicht wollte, und mußte stets mit einer dieser Betitlungen oder mit beiden zugleich angeredet werden; wie denn in der That das „el Sennor Don" in den Straßen von Lima viel häufiger gehört wurde, als selbst an dem Hofe von Madrid. Die zweite Classe bestand oft aus Seeleuten, welche in Callao von ihren Schiffen weggelaufen waren, und in einer Pulqueria (einer Bude, in welcher Wein, Liqueur, Zucker, Gewürze u. s. w. feil geboten werden), in einer Bäckerei oder auf einem Landgute Dienste genommen hatten. Waren sie betriebsam, so erlangten sie bald so viel, als sie zur Gründung eines selbstständigen Haus-

halts nöthig hatten, und Viele erwarben sich ein beträchtliches Vermögen, thaten vortheilhafte Heirathen und siedelten sich für immer hier an; sehr wohl wissend, daß sie in ihrem eigenen Vaterlande nicht so viel gelten und nicht eine solche Stellung in der Gesellschaft einnehmen würden, als ihnen hier zu Theil worden war. Dieß alles ließe sich recht wohl entschuldigen, wenn nur nicht die Schönheit, der Reichthum, die Behaglichkeit (comfort) Spanien's, und seine gelehrten Gesellschaften, edle Familien, und gebildete Bevölkerung, das ewig wiederkehrende Thema ihrer Unterhaltungen und der beständige Gegenstand ihrer Lobpreisungen wären. Ich habe viele von Abentheurern aus dieser Classe gekannt, welche erst in America schreiben lernten, und, nachdem sie sich Vermögen erworben, sich einen Ritterorden kauften. Denn obgleich eigentlich der Beweis einer adelichen Abstammung zur Aufnahme in einen militärischen Orden erforderlich ist, so kann doch ein Spanier sich Dispensation erkaufen, und auf diese Weise eine noble Familie gründen.

Alle Spanier in America sehen sich als eine Art höherer Menschengattung an, als die sind, unter welchen sie sich niedergelassen haben. Ich habe häufig gehört, wie sie erklärten, daß sie ihre Kinder mit größerer Zärtlichkeit lieben würden, wenn sie in Europa geboren wären; und während des Kampfes der Colonien mit dem Mutterlande hörte ich von mehr als einem Spanier die Aeußerung, daß er seine Kinder in ihrem Bette ermorden würde, wenn er glauben oder vermuthen könnte, daß sie Insurgenten werden würden. Ein Spanier wird

seinem eigentlichen Landsmann, wenn er auch weder Vermögen noch ein einträgliches Gewerbe besitzt, doch lieber seine Tochter zur Ehe geben, und ihn hierin dem Creolen vorziehen, der jenes Beides schon besitzt; und in der That ist es auch wahrscheinlicher, daß jener dort sein Glück machen und Reichthümer erwerben wird, worauf man in Heirathsangelegenheiten allein Rücksicht nimmt, während die Neigung der Mädchen selbst hierbei nicht oft in Frage und Betracht kommen. Ueberhaupt scheinen die Spanier eine sich von den übrigen ganz absondernde Caste zu bilden, und zwar nicht allein in ihren Familiencirkeln und auf den öffentlichen Spaziergängen, sondern selbst in den Caffeehäusern, woselbst man die Creolen selten mit ihnen an demselben Tische sieht. Diese unverkennbare Antipathie nahm nach dem Beginne der Feindseeligkeiten zwischen der Spanischen Armee und der der Patrioten so sehr zu, daß verschiedene Spanier, obgleich sie von Creolischen Müttern in Lima geborne Kinder hatten, die Uebereinkunft trafen und sich eidlich dazu verpflichteten, keinen dortigen Gebornen in Dienst zu nehmen. Diese Verabredung wurde in der Stadt bekannt, und hatte, nach dem Einrücken der Patrioten, für ihre Urheber sehr unangenehme Folgen. Uebrigens ist es eine bekannte Sache, daß im Fall eines Unglücks oder Mißlingens Niemand fügsamer und serviler ist als ein Spanier, der, nach seinem eignen Sprichwort, besar la mano, que quisiera ver cortado — die Hand küßt, die er lieber abgehauen sähe.

Ein Creole in Lima hat in seinem Character in vieler Hinsicht Aehnlichkeit mit einem Andalusier; er ist

lebhaft, freigebig, und unbesorgt um den kommenden Morgen; viel auf seine Kleidung und Zerstreuung haltend, langsam Beleidigungen zu rächen, und willig sie zu vergeben. Von allen seinen Untugenden ist Verschwendung die größte; seine Unterhaltung ist aufgeweckt und interessant, die des schönen Geschlechts ist ausnehmend munter und witzig, und giebt ihnen eine offene Freimüthigkeit, welche von Fremden öfters, aber mit Unrecht, für das Zeichen von Leichtsinn oder Leichtfertigkeit gehalten wird, da im Gegentheil Prüderie und Heuchelei eben so wenig nothwendige Gefährtinnen der Tugend sind, als letztere sich recht wohl mit einem unbefangenen, freisinnigen und wohlwollenden Benehmen verträgt. Die Creolen sind in der Regel sehr gütige und liebevolle Aeltern, ihren Familien sehr zugethan und für ihr Wohl sehr besorgt, was ihnen die Kinder durch Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit vergelten. Ich habe oft einen Creolen seinen kleinen Knaben fragen gehört: Wer bin ich?" und die rührende Antwort: Mein Vater und mein Freund." Auch kommt es häufig, freilich mehr aus Eitelkeit und Schwachheit, vor, daß eine Creolin sich von ihren Töchtern Schwester nennen läßt, um nicht für alt zu gelten; wenn dieß aber wirklich ein Vergehn ist, wo in der Welt sind denn wohl die Weiber in dieser Hinsicht unschuldig? Ich stehe keinen Augenblick an zu behaupten, daß eine unpartheiische Person, die lange genug unter den Südamericanern gelebt hat, um ihr häusliches Leben kennen zu lernen, es willig zugestehen wird, daß eheliche und älternliche Zärtlichkeit kindliche Liebe, Wohlthätigkeit, Edelmuth, Zu-

traulichkeit und Gastfreiheit fast in jedem Hause angetroffen werden. Es kann seyn, daß diese Schilderung einigen Leuten etwas übertrieben vorkommt; allein ich spreche aus Erfahrung und könnte zahllose Beispiele anführen, um auch den hartnäckigsten Zweifler zu überzeugen, daß die Tugenden, die ich genannt, dort in der That und Wahrheit geübt werden. Was mich selbst betrifft, so kam ich nach Lima als ein Gefangener, ohne Geld und ohne Freunde; aber ich verdanke Personen, die mir so gänzlich unbekannt, als ich ihnen, waren, eine Freundschaft, Güte, Beihülfe und Beschirmung, deren Andenken nimmer aus meinem Gemüth verschwinden wird; dennoch aber habe ich eine zu lebendige Ueberzeugung von der Unerläßlichkeit der ersten Pflicht eines Schriftstellers, die Wahrheit zu sagen, als daß ich mich durch die Dankbarkeit verleiten lassen könnte, den Creolen Tugenden beizulegen, die sie nicht besitzen, oder ihre Fehler zu verheimlichen.

Zu diesen letztern kann man füglich das Hasardspiel rechnen, welches in Lima stark getrieben wird, doch weit mehr in den höhern, als in den niedern Ständen. Oeffentliche Spielhäuser werden von der Regierung nicht geduldet, und die Polizeibeamten geben sehr genau auf jedes etwa verdächtige Haus Achtung; aber Privatspielgesellschaften sind sehr häufig, besonders auf den Landhäusern des Adels und an den Badeorten Miraflores, Chorillos und Lurin. Der Zutritt zum Spieltisch steht übrigens, selbst in den Häusern der Edelleute, einem jeden frei, und so sieht man dort den Herrn und den Sclaven, den Marquis und Handwerker, den

Grafen und Krämer in bunter Reihe an dem Altar der Glücksgöttin ihr Opfer darbringen. Im Allgemeinen ist dieß Laster auf das männliche Geschlecht beschränkt; doch nehmen auch dann und wann einige Damen an dieser modischen Ergötzlichkeit Antheil.

Nach der Bemerkung, daß die Creolinnen zärtliche Mütter sind, brauche ich wohl kaum noch hinzuzusetzen, daß der Ehebruch selten ist. Man könnte glauben, daß der Rath des ältern Cato, den er einigen jungen Römern gab, hier als Regel befolgt würde; „frisch auf, meine Freunde, geht hin und macht Euch an die jungen Mädchen, aber verführt nicht die Eheweiber!" Das Concubinat ist dagegen etwas gewöhnliches, oder vielleicht nur öffentlicher als in Europa, woselbst die Civilisation es zu einem allgemeingeltenden Satz gemacht zu haben scheint, daß eine im Geheimen begangene Sünde überhaupt keine Sünde ist. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die bekannten scandalösen Folgen jenes Verhältnisses das Verbrecherische desselben vermehren; allein diese Folgen selbst werden durch die zärtliche Fürsorge weniger schädlich gemacht, welche die Väter in der Regel für ihre natürlichen Kinder zu fühlen und zu zeigen pflegen, indem sie sorgsam für deren Fortkommen und Wohlseyn sorgen, und dieselben häufig entweder durch Ehe oder Testament endlich legitimiren.

Die Creolen sind sehr darauf bedacht, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, und strengen ihre äußersten Kräfte an, um dieselben solange auf den gelehrten Schulen unterhalten zu können, bis sie ihre

Studien geendigt haben, und als Geistliche, Rechtsgelehrte oder Aerzte sich eine selbstständige Existenz verschaffen können. Die Erziehung der Töchter liegt in der Regel den Müttern ob, und besondere Schulen oder Institute für den Unterricht der Mädchen sind sehr selten; daher denn auch, ein wenig Zeichnen, Musik und Tanz abgerechnet, (für welche Künste gute Lehrer ebenfalls nicht häufig sich finden), der größte Theil ihrer Zeit durch Arbeiten am Stickrahmen oder mit der Nadel ausgefüllt wird, in deren Führung sie, von den vornehmsten Ständen an bis zu den niedrigsten, eben so geschäftig als geschickt sind. Uebrigens fehlen die nothwendigen Fertigkeiten des Lesens und Schreibens niemals bei den höhern und mittlern Volksclassen.

Die weißen Einwohner von Lima haben einen blassen Teint, und nur wenig Farbe auf ihren Wangen; doch muß man den Frauen dort zum Ruhme nachsagen, daß sie diesen natürlichen Mangel nicht durch künstliche Mittel zu ersetzen pflegen. Ihre Haare und Augen sind schwarz, die letztern groß und durchdringend, was in Verbindung mit ihren schönen Zähnen ihnen ein sehr einnehmendes Aeußere verleiht. Die Menge der über die Stirn sich herabringelnden, schönen schwarzen Locken scheint dazu bestimmt zu seyn, den Fremden vor dem Geblendetwerden durch das aus diesen blitzenden Augen sprühende Feuer zu schützen, welches sie, wiewohl vergebens, verbergen sollen. Ihre Gestalt ist ungemein hold und lieblich, doch mehr schlank und mager; ihre Füße sind ganz ausnehmend klein, und die Zier-

lichkeit und Leichtigkeit ihrer Haltung oder ihres Ganges kann durch nichts übertroffen werden.

Als ich in Lima im J. 1804 ankam, wurde der lange spanische Mantel von allen Classen von Männern getragen; aber im J. 1810 war er schon so aus der Mode gekommen, daß man ihn nur noch selten sah, ausgenommen, wenn er als Ueberwurf dienen sollte, oder bei einigen alten Spaniern, welche allen Neuerungen eben so feind sind, als die Chinesen. Jetzt ist die englische Tracht allgemein vorherrschend, und die Straßen von Lima werden von eben so vielen Zierbengeln (dandies, Stutzern im Bachstelzengewande) durchzogen, als die von London. Die Kleidung der Frauen von allen Ständen bei'm Ausgehen ist die Saya y Manto. Die Saya ist ein Gewand (petticoat), von Sammet, Atlas oder Zeug, meistens schwarz oder zimmtfarbig, in sehr schmale Falten gelegt, und dicht an den Körper anliegend, dessen Taille es auf das vortheilhafteste zeigt. Unten ist es oft mit Franzen, Stickereien, Perlen u. s. w. besetzt, übrigens aber nicht weit genug, um seiner Inhaberin weit und frei auszuschreiten zu gestatten; aber eben diese kleinen Schritte vermindern nicht, sondern vermehren die Grazie ihrer Bewegungen. Bei den Damen der höhern Stände ist die Saya von verschiedenen Farben, purpurroth, hellblau, grau oder gestreift. Der Manto ist eine Art Saloppe oder Ueberwurf (hood) von dünner schwarzer Seide, der um den Oberleib getragen, und von da über den Kopf gezogen wird; man kann nach Belieben sich damit das halbe oder ganze Gesicht verschleiern, wobei bloß das eine Auge sichtbar bleibt. Ein schöner vorn herab-

hängender Schawl oder Halstuch, ein Rosenkranz in der Hand, seidne Strümpfe und atlaßne Schuhe vollenden den Anzug.

Dieser Manto ist ohne Zweifel von den Mauren entlehnt, und fällt einem Fremden anfangs sehr auf; ich gestehe indessen, daß ich mich bald an diesen Anblick gewöhnte, und die Tracht selbst schön uud einnehmend fand und noch finde. Sie ist übrigens der Stadt Lima eigenthümlich, und ich sah sie sonst nirgends in Südamerica in Gebrauch. Sie ist jedenfalls sehr bequem; denn eine Dame kann in einem Augenblick, ohne sich weiter umkleiden zu müssen, ihre Saya y manto anziehen und keine Frau wird auf der Straße in irgend einer andern gesehen. Für Abendspatziergänge pflegt man oft sich nach englischer Art zu kleiden; meistens aber wird ein großer Schawl über den Kopf gezogen, und ein Hut aufgesetzt. Es ist nichts seltenes, daß man eine Cigarre unter dem Schawl glimmen sieht; denn wenn gleich manche Damen gern rauchen, so thut doch keine dasselbe ganz öffentlich.

An öffentlichen Festen, im Theater, bei'm Stiergefecht und auf den Pascos oder Promenaden, erscheinen die Damen in englischer oder französischer Tracht; in jedem Falle aber suchen sie sich mit einer großen Menge Juwelen zu schmücken, auf welche sie so sehr versessen sind, daß jede von ihnen unbedenklich ein reiches Schmuckkästchen mit Edelsteinen der glänzendsten Equipage vorziehen wird. Eben so sind sie ausnehmend begierig auf Parfüms, und scheuen keine Ausgabe, um sich dieselben zu verschaffen; es ist eine ganz bekannte Sache, daß

viele arme Frauen an der Thüre des erzbischöflichen Palastes betteln, und sogleich die erhaltenen Almosen dazu anwenden, um sich Agua rica oder ein anderes wohlriechendes Wasser zu verschaffen. Auf der Toilette der vornehmen Damen findet sich stets eine Flasche mit der mistura, einem Parfüm, welche aus Jasmin-, Orangen- und Goldlackblüthen zubereitet, und von der Dame unter ihren Freunden vertheilt wird, indem sie sich deren Taschenbücher ausbittet, einige Tropfen darauf tröpfelt, und dafür das Compliment erwartet: „ei! das riecht doch ganz herrlich!"

Die Indianer, die sich in Lima aufhalten, sind so getreue Nachahmer der Creolen in Hinsicht der Kleidung und der Manieren geworden, daß man sie von diesen letztern nur durch ihre kupferbraune Gesichtsfarbe zu unterscheiden vermag. Ich werde übrigens die Schildung dieses merkwürdigen Theils der Bewohner Südamerica's auf einen der nächsten Abschnitte versparen. Die Hauptbeschäftigung der in Lima wohnenden Indianer besteht in dem Verfertigen von Franzen, Gold- und Silberlitzen, Aufschlägen und Stickereien; einige sind Schneider, andere Markthelfer bei den Kaufleuten, aber nur sehr wenige sind Dienstboten oder Handwerker.

Die africanischen Neger, welche dort auf eine höchst milde Weise behandelt werden, scheinen ganz glücklich zu seyn. Bei ihrer Ankunft werden sie in einigen großen Häusern zum Verkaufe ausgestellt, und die erste Sorge ihrer Käufer ist, ihnen die nöthigen Gebete und Anfangsgründe der christlichen Religion bei-

zubringen; ein Geschäft, dem sich gewöhnlich die jüngern Glieder der Familie unterziehen. Ich habe sehr oft die Kinder der Edelleute und wohlhabendern Einwohner ihre africanischen Sclaven in den Lehren und Pflichten des Christenthums unterrichten gesehen; denn es gilt hier für etwas Unschickliches einen Neger eine geraume Zeit hindurch im Hause zu haben, ohne daß derselbe getauft ist, zu welcher Ceremonie aber durchaus erfordert wird, daß jener erst die Gebete und den Catechismus lernt. Sobald dieß letztere geschehen ist, so wird der Sclave in die Pfarrkirche gebracht, und von dem Priester examinirt; findet derselbe ihn genugsam unterrichtet, so tauft er ihn, wobei einige der ältesten zu der Familie gehörigen Sclaven Pathenstelle vertreten, denen dann der fernere Religionsunterricht desselben obliegt. Gewöhnlich vergeht kein Jahr, bevor nicht ein einer christlichen Familie in Lima zugehöriger Africaner zur Communion vollkommen vorbereitet wäre.

In der Vorstadt San Lazaro sind Cofradias oder Clubbs für die verschiedenen Casten oder Nationen der Africaner, in denen sie ihre Zusammenkünfte auf eine sehr ordentliche Weise, gewöhnlich Sonntags Nachmittags, halten; und wenn ein Individuum aus einer königlichen oder fürstlichen Familie einer der resp. Casten sich in Lima findet, so wird dieser als König oder Königin der Cofradia angesehen und mit allen Zeichen der Ehrfurcht behandelt. Ich war gut mit einer Familie in Lima bekannt, zu welcher seit mehr als funfzig Jahren eine alte Sclavin gehörte, die aus dem Stamme der Fürsten der Mandingos entsprossen war,

und als die anerkannte Königin dieser Nation verehrt wurde. An gewissen Tagen wurde sie von einem Haufen von Negern feierlich aus dem Hause ihres Herrn nach der Cofradia geführt; sie war dann so reich, wie nur möglich, geschmückt, zu welchem Ende ihr ihre jungen Gebieterinnen ihre eigenen Juwelen von beträchtlichem Werthe geliehen hatten; überdieß war die arme alte Frau mit einer Ueberfülle von künstlichen Blumen, Federn und andern Zierrathen auf das Stattlichste herausgeputzt. Ihr Herr hatte sie mit einem silbernen Scepter beschenkt, und diese unentbehrliche königliche Insignie wurde bei solchen Gelegenheiten jedesmal von ihr getragen. Es machte mir oft ein recht inniges Vergnügen, wenn ich sah, daß Mama Rosa unter dem Portale des Hauses ihres Herrn saß, und ihre Unterthanen kamen, vor ihr niederknieeten, sie um ihren Seegen baten, und ihr die Hand küßten. Ich begleitete sie selbst auch nach der Cofradia, woselbst Ihro Majestät ihren Thron einnahm und die königliche Etiquette mit der größten Unbefangenheit und ohne allen Verstoß durchmachte. Bei ihrer Ankunft sowohl als bei ihrer Entfernung machten die armen Geschöpfe Musik, und zwar mittelst einer großen Trommel, aus einem gehöhlten und mit einem frischen Kalbsfell überzogenen Holze gemacht, ferner mit einem Marli (catgut), dessen Darmsaiten auf einem Bogen gespannt waren, und mit einem Rohr geschlagen wurden, so wie mit einer Schnarre, aus dem Kinnbacken eines Esels oder Maulthiers, dessen lose Zähne bei'm Schütteln mit der Hand eine Art von Janitscharenmusik, wenn auch nicht mach-

ten, doch machen sollten; bei'm vollen Chorus wurde mit einem Knochen vor- und rückwärts eine Art Wirbel auf den Zähnen geschlagen. Sie klang nicht eben absonderlich harmonisch, diese Musik, dieß muß man zugestehen; allein wenn David in seiner Harfe Harmonie fand, Pan in seiner Pfeife und Apollo in seiner Lyra, und wenn ein Schäfer sich an den Tönen seines Haberrohrs und ein Mandarin an denen seines Gong sich ergötzt: warum sollte denn eine Königin von Mandingo „die Allmacht süßer Töne" nicht in dem Kinnbacken eines Esels oder Maulthiers finden können?

Die Wände der Cofradias sind mit Frescomalereien verziert, welche die Bildnisse der verschiedenen zu ihnen gehörigen königlichen Personagen vorstellen. Der Endzweck dieser Gesellschaft ist übrigens, solchen Negersclaven zu guten Herren zu verhelfen, welche das Unglück haben, in die Gewalt böser Gebieter gerathen zu seyn. Da ein solcher Herr nur dann zur Entlassung der Sclaven genöthigt werden kann, wenn eine grausame Behandlung desselben gerichtlich erwiesen wird (welchen Beweis zu führen höchst schwierig oder fast unmöglich ist), so erheben die Cofradias durch eine allgemeine Contribution die nöthige Summe, um den Sclaven loszukaufen, welches der Herr nicht versagen kann; jener wird übrigens stillschweigend dadurch so lange der Sclave der Cofradia, bis er die für seine Manumission bezahlte Summe allmälig abgetragen hat.

Ich werde es nicht unternehmen, alle die Handlungen zu vertheidigen, welche die Africaner in ihrer Sclaverei begangen haben; aber ich muß ihnen das

Zeugniß geben, daß sie, wenn man sie mild und gütig behandelt, in der Regel sich treu und ehrlich erweisen; häufig hegen sie eine persönliche Anhänglichkeit zu ihrem Herrn, für den sie, obwohl sie manchmal in ihrem Dienste bei beschwerlichen Arbeiten saumseelig sind, doch in Fällen der Gefahr ihr Leben aufzuopfern oft willig und bereit sind. Wenn man sie im Gegentheil hart und ungerecht behandelt, so werden sie widerspenstig im höchsten Grade, und bloß ihr Mangel an Entschlossenheit und die Furcht vor der Strafe kann ihren Herrn vor persönlichen Gewaltthätigkeiten ihrerseits schützen.

Der creolische Neger ist im Allgemeinen viel stärker und athletischer als seine africanischen Aeltern; er hat nicht mehr Tugenden wie sie, aber gemeiniglich mehr Laster; er scheint mehr zur Rache geneigt und unbekümmerter um die Folgen zu seyn, und sieht sich selbst als etwas Besseres als die Bozales an, (so werden die africanischen Sclaven genannt), mit denen er selten durch Heirath Bande des Bluts anknüpft.

Der Mestize ist in der Regel sehr kräftig gebaut, von schwärzlicher Gesichtsfarbe, und nur mit wenig Bart; er ist von guter Gemüthsart, gesprächig und edelmüthig, und ganz ausnehmend geneigt, sich in die Gesellschaft der Weißen zu mischen; er ist sehr dienstfertig und gleicht gewissermaaßen den Gallegos in Spanien. In einigen Gegenden des Innern giebt es eine sehr große Menge Mestizen; hier ist ihre Farbe weißer, und sie haben während ihrer Kindheit blaue Augen und blondes Haar, welches beides aber mit ihrem zunehmenden Alter dunkler wird.

Der Mulatte ist selten so kräftig wie seine Aeltern, sondern scheint von einem zarten Körperbau zu seyn; in Hinsicht seiner geistigen Fähigkeiten steht er weit über dem Neger und giebt in der That, wenn ihm eine gehörige Erziehung zu Hülfe kommt, einem Weißen nichts nach. Er hält viel auf Kleidung und Putz, hat eine feurige Einbildungskraft und große Neigung zum Sprechen, liebt die Poesie ausnehmend und zeichnet sich oft durch seine Beredtsamkeit aus. Viele Mulatten in Lima erhalten eine gute Erziehung, indem sie ihre jungen Gebieter in die Schulen und dann in die Collegien begleiten. Es geschieht sehr häufig bei den öffentlichen Disputationen in dem Universitätssaal, daß man einen Mulatten auf der Gallerie einem der Disputanten mit einem Syllogismus oder einer Phrase aushelfen hört; auch werden sie mit einer Art von Spitznamen dort Palarganos, d. i. Plauderer, genannt. Viele der Wundärzte in Lima sind Mulatten, und machen häufig durch ihre Geschicklichkeit ihrem Amte Ehre. Einige der Mulattinnen haben einnehmende Gesichtszüge und eine zierliche Gestalt; sie sind witzig und edelgesinnt, und ausnehmend treu in ihren Familienverhältnissen; sie halten viel auf Putz, Tanz und öffentliche Lustbarkeiten, bei denen sie mit ihrem krausen Haar erscheinen, welches ihnen kaum bis auf die Schultern reicht, und welches sie mit Jasmin und andern Blumen schmücken. Sie sind oft die vertrauten Dienerinnen in reichen Familien und führen die Aufsicht über das ganze Hauswesen; manchmal vertreten sie auch die Stelle der Duennas bei den jungen Damen

und nicht selten die ihrer Schwestern; aber ein sehr gerechtes Gesetz gebietet die Manumission jeder Sclavin, die beweisen kann, daß ihr Herr mit ihr in einem unerlaubten Verhältnisse gestanden hat.

Die Zambos sind kräftiger als die Mulatten, zugleich mürrischer und widerspenstiger, und ähneln in ihrem Character sehr den africanischen Negern, nur daß sie weit mehr als diese zu Lastern geneigt sind. Von dieser Caste werden eine größere Menge Räubereien und Mordthaten begangen, als von allen übrigen zusammengenommen, jedoch mit Ausnahme der Chinos, der verworfensten Mischlings-Brut, die es giebt. Der Chino ist grausam rachsüchtig und unversöhnlich; äußerst häßlich, gleich als sollte sich sein Gemüth schon durch seine Gesichtsbildung zu erkennen geben, träge, stumpfsinnig und streitsüchtig. Er ist klein von Statur, und hat wie die Indianer keinen oder doch nur wenig Bart, aber sehr rauhes schwarzes Haar, welches sich etwas kräuselt.

Die Quarterons und Quinterons sind oft schön, haben eine hübsche Figur und guten Teint, blaue Augen und blondes Haar; sie sind mild und dienstfertig, besitzen aber nicht die Herzhaftigkeit und lebhafte Phantasie der Mulatten.

Neigung zum Trunk kann man keiner dieser verschiedenen Casten, die der africanischen Neger ausgenommen, Schuld geben; vielleicht ist das Beispiel der enthaltsamen Spanier die Ursache dieser Nüchternheit.

Der Hauptort öffentlicher Lustbarkeit ist in Lima das Theater, welches ein kleines, aber bequemes Gebäude ist. Seine Figur bildet einen Halbcirkel, dessen Diameter

den Schauplatz ausmacht; die Logen, deren es zwei Reihen giebt, sind sämmtlich Privatpersonen zugehörig, von einander durch kleine Schranken abgesondert, und fassen jede bequem acht Personen. Das Parterre hat Bänke mit Rücken- und Armlehnen; dieser Theil des Schauspielhauses ist lediglich für Männer bestimmt, aber keine Soldaten, Matrosen und Farbige werden zugelassen, wenn sie nicht anständig gekleidet sind; der Platz hinter dem Parterre und unter der untern Reihe von Logen wird von Männern aus den niedern Volksclassen, so wie die Gallerie von Weibern dieser Art eingenommen und ausgefüllt. Die Loge des Vicekönigs befand sich zur Linken des Schauplatzes, dicht neben demselben; sie war mit einem rothsammtnen Baldachin verziert; die Loge des Cabildo ist in der Mitte, der Bühne grade gegenüber. An allen Tagen, an welchen gespielt wurde, nämlich Donnerstags und Sonntags und (Fastnacht ausgenommen) an allen großen Festen, versieht eine Abtheilung Soldaten hier die Wache. Die Decorationen sind nicht übel, und ich habe einige gute Schauspieler, sowohl in tragischen als komischen Fache gesehen, welche übrigens meistens Spanier waren.

Der Circus für die Stiergefechte hat einen bedeutenden Umfang und auf dem Erdplatz Zimmer, mit einer hinreichenden Oeffnung, um das Gefecht sehen zu können; über denselben sind acht Reihen Sitze, die sich übereinander erheben, und hinter diesen sind die Logen oder vielmehr Gallerien, woselbst die vornehmsten Zuschauer Platz nehmen und die gesammte Jugend und Schönheit von Lima in ihrem reichsten Putze erscheint.

Die Gallerie des Vicekönigs ist dem Thor des Zwingers grade gegenüber, aus welchem der Stier hereintritt; sie ist geräumig und schön geschmückt. Die Area selbst hat achtzig Ellen im Diameter, und in dem Centrum ist ein Sicherungsort, gebildet durch eingerammelte Pfähle, welche grade weit genug von einander abstehen, daß ein zu hart von dem Stier bedrängter Matador oder Kämpfer durchschlüpfen kann.

Fast jeder, der von den spanischen Stiergefechten redet, pflegt seinen Abscheu und Widerwillen dagegen auszudrücken, und doch wohnt dieselbe Person den Boxereien mit allen Zeichen von Vergnügen bei. Ich habe Engländer gesehn, die bei der Verwundung eines Pferdes durch einen Stier Mitleiden und Entsetzen zeigten, und welchen es Vergnügen gemacht haben würde, zu sehen, „wie Spring dem Langan ein Auge ausboxte." Wenn wir erst nichts mehr zu Hause vor unsrer eigenen Thür zu kehren haben, so laßt uns in Gottesnamen dann nach den Fehlern unserer Nachbarn sehen; ich für meine Person bin ein Freund der Stiergefechte, aber ein Feind pugilistischer Todtschlägereien unter Menschen. Wenn dagegen die Liebhaber dieser „mannhaften Uebung" einwenden, daß selbige doch einen Mann lehrt sich gegen einen andern zu vertheidigen, so replicire ich, daß das Stiergefecht ja ihn auch lehrt, sich gegen ein wüthendes Thier zu vertheidigen.

Ohne eine detaillirte Beschreibung dieses Schauspiels zu geben, will ich nur einiges dabei Vorkommende hier kürzlich bemerken. Um drei Uhr Nachmittags pflegt der Circus, welcher zwanzig tausend Menschen fassen

kann, in der Regel voll zu seyn. Die Zuschauer sind von allen Farben; man sieht hier den weißen Europäer, so wie den kupferfarbigen Americaner und schwarzen Africaner, nebst den Mischlingen aller Schattirungen, und alle sind so schön geputzt, als es ihnen nur möglich ist. Eine oder zwei Compagnien Soldaten ziehen als Wache auf, machen verschiedene künstliche Evolutionen auf der Arena und nehmen dann ihre Postirung ein, wobei das Hautboistencorps der viceköniglichen Gallerie gerade gegenüber zu stehen kommt. Bei der Ankunft Seiner Excellenz erschallen die Trompeten; die Kämpfer zu Pferde und zu Fuß, schön in blaßrothen und hellblauen Atlas gekleidet und mit Mänteln von demselben Stoffe versehen, beginnen in der Arena zu paradiren; sofort tritt der erste Stier auf, öfters sehr prachtvoll mit Decken von Atlas, Brocat oder Goldstoff geschmückt und die Hörner versilbert. Er wird zuerst durch Vorhalten eines Mantels wild gemacht und gehetzt, auf den er mit seinen Hörnern losstößt, worauf der Hetzer, zur Seite springend, ihm jenen über den Kopf wirft, indem er vorbeirennt; auf das von einem der Regidores, der hier als Kampfrichter präsidirt, gegebene Signal, tödtet nun der dazu bestimmte Kämpfer den Stier, entweder indem er ihn mit einem Schwerdt durchstößt, oder ihn an die Spitze einer starken Lanze anlaufen läßt, oder, wenn derselbe im vollen Rennen nach dem vorgehaltenen Mantel begriffen ist, zur Seite springt, und ihn einen Stich hinter die Hörner versetzt, wobei das wüthende Thier einen solchen Stoß durch seine eigene Schwere und Schnelligkeit erhält, daß es häufig zu

den Füßen des Matadors todt niederstürzt. Sechs Pferde kommen nun mit einem kleinen Wagen herein, die Hörner des todten Stiers werden durch Schlingen und eine Kette an dem Wagen befestigt, er selbst dann hinausgeschleppt und ein anderer auf den Kampfplatz gelassen. Die jährlichen Gefechte finden an den acht Montagen, die zunächst auf Weihnachten folgen, statt, und die Zahl der jeden Nachmittag von drei bis sechs Uhr getödteten Stiere ist gewöhnlich sechzehn oder achtzehn.

Der königliche Hahnenkampfplatz wird täglich besucht, ausgenommen Sonntags und selten vergeht ein Nachmittag, an welchem nicht vier oder fünf Paar Hähne sich mit einander messen. Das Parterre ist mit Reihen von Sitzen umgeben, über und hinter welchen sich eine Reihe von Gallerien befindet. Auch bei diesen Gefechten führt einer der Regidores als Kampfrichter den Vorsitz, und wird für diese richterliche Function besonders bezahlt. Dieser Kampfplatz, so wie auch das Theater, gehört dem Hospital San Andres.

In der Vorstadt giebt es verschiedene Plätze mit Kegelbahnen; sie werden aber mehr von Spaniern, besonders Biscayern, als von Creolen besucht.

Die öffentlichen Spatziergänge, Pascos, machen einen Theil der Straße nach Callao aus, so weit nämlich als die Weidenalleen reichen. Die neue Alameda oder Promenade, welche eine Doppelreihe hoher Weiden, einen Fahrweg zwischen denselben, und an den beiden Seiten Fußwege mit zwei Reihen Sitze von Backsteinen hat, erstreckt sich ungefähr eine Meile weit dem Fluß Rimac entlang; an ihrem Ende befindet sich ein

sehr bequemes kaltes Bad, durch eine Quelle von schönem klaren Wasser gebildet. Ein geräumiger Badeplatz ist mit einer Mauer versehen, und sein Lattendach mit Weinreben überzogen; außerdem giebt es hier noch zwanzig Privatbadeanstalten, in welchen sich eine große Menge Personen während des Sommers erfrischt. Die alte Alameda befindet sich ebenfalls in der Vorstadt San Lazaro; sie ist eine halbe Meile lang, hat eine doppelte Allee von Weiden und Drangenbäumen an jeder Seite, welche schattige Fußgänge mit steinernen Bänken und einen Fahrweg in der Mitte einschließt. Dieser Fahrweg hat drei alte Fontainen, und bietet eine sehr schöne Aussicht des Klosters und der Kirche San Diego an dem nördlichen Ende dar, wobei sich zugleich die Beaterio Patrocinio (ein Haus für Frauen, die sich der beschaulichen Abgeschiedenheit widmen) mit einer hübschen Capelle auf der einen Seite, und das Kloster Recoleto de los Agonizantes mit seiner kleinen Capelle auf der andern zeigt.

Auf diesen öffentlichen Pascos versammeln sich die wohlhabenderen Einwohner von Lima an Sonn- und Festtagen, vornehmlich Nachmittags, in solcher Menge, daß man manchmal dort über dreihundert Kutschen zählt: der reiche Kaufmann zeigt sich in seiner Calesa, bespannt mit Einem Maulthier: der Edelmann in seiner mit Zweien: der castilianische Graf oder Marquis in der seinigen mit Vieren: und früherhin der Vicekönig in seinem Staatswagen mit Sechsen; denn ihm nebst dem Erzbischof kommt allein diese Auszeichnung zu. Die jungen Herren fahren selten in Kutschen, und die Schönheiten von

Lima haben zur Zeit das ausschließliche Privilegium allein zu reiten, und ohne Zurückhaltung ihren verliebten Galanes zuzuwinken, welche in den Fußseitenwegen gehen. Der Pasco de los alcaldes, oder der Aufzug der neuen Oberrichter oder Bürgermeister, findet am Neujahrstage in der alten Alameda statt, und ist immer sehr besucht und geräuschvoll; der Vicekönig fand sich indessen niemals hierbei ein, weil seine Würde durch die Pracht des glänzenden Aufzugs und zahlreichen Gefolgs der Alcalden verdunkelt worden seyn würde.

Die besuchtesten Badeörter sind Miraflores, ein hübsches Dorf, eine Wegstunde von Lima entfernt, mit mehrern schönen Ranchos oder Bauernhäusern; ferner Chorillos, ein großes Dorf mit einer schönen Kirche, zwei Wegstunden von der Hauptstadt, und Lurin, welches von der letztern sieben Wegstunden entfernt ist. In Chorillos ist das Hineinsteigen in das Meer sehr bequem, und Diejenigen, welche das Baden dem Spielen vorziehen, besuchen gewöhnlich diesen Ort, obgleich es auch hier nicht an dem letztgenannten modischen Vergnügen fehlt; Lurin ist dagegen der eigentliche Sammelplatz der Spieler aus den höhern Ständen, während es wegen der Entfernung von denen aus den geringern Classen nicht so zahlreich besucht wird.

Die Piazzas des Plasa mayor werden jeden Abend von sieben bis zehn Uhr von dem gebrechlichen Theile des weiblichen Geschlechts besetzt. An der Außenseite der Piazzas steht eine Reihe von Tischen mit Limonade, Eis und andern Erfrischungen besetzt, nebst Bänken für die Ermüdeten und Durstigen. Um acht Uhr zieht die

Retreta, die verschiedenen militärischen Musikcorps, aus dem Palast auf den Markt; diese Abendmusik hat etwas sehr Anziehendes und dient mancher Schönen zur Entschuldigung für ihren Besuch der Piazza. Die Brücke über den Rimac ist, wie bereits erwähnt worden, ein anderer Gelegenheitsort für abendliches Geplauder. Die Piazzas sind vornehmlich an Sonntagen und an den Morgen von Festen äußerst besucht, und der wahre Klatschgevatterinnenplatz (lounge).

Der Pasco de las lomas oder de los amancaes, wie er auch genannt wird, ist eine Wanderung nach den im Norden von Lima gelegenen Hügeln an den Festtagen von St. Peter und St. Johann. Die Amancaes, oder gelbe doppelte Narcissen (daffodils), stehen dann gerade in der Blüthe, und die Hügel sind von ihnen überdeckt. Zu dieser Jahreszeit wird das Vieh aus den Landgütern auf die Waide in den Bergen getrieben; denn sobald die garuas, Nebel, beginnen, sind jene auch sofort mit Grün bedeckt; daher man denn diese Land- oder vielmehr Bergpartie vorzüglich darum macht, um Milch zu trinken, Eierrahm (custard) oder Reisbrei u. s. w. zu genießen. Abends ist es ein sehr ergötzlicher Anblick, Tausende von Menschen, theils in Kutschen, theils zu Pferde, theils zu Fuß nach der Stadt zurückkehren zu sehen, alle mit solchen Narcissen beladen, von denen jeder die möglichst größte Menge sich zu verschaffen und mit nach Hause zu bringen sucht.

Eine besondere Merkwürdigkeit, die in Lima die Aufmerksamkeit jedes Fremden auf sich zieht, ist das Läuten der großen Glocke in der Cathedrale um halb

neun Uhr jeden Morgen, zu welcher Zeit die Hostie im Hochamt emporgehoben wird; die Abendgebetglocke wird bei Sonnenuntergang geläutet. Des Morgens ist das geräuschvolle Lärmen und das bunte Gewirr der Volksmenge auf dem Markte so laut und groß, daß es den desselben noch ungewohnten Fremdling wahrhaft betäubt; aber jetzt ertönt die Glocke, und in demselben Augenblick tritt eine wahre Todtenstille ein; nicht das leiseste Wort, kein Fußtritt wird gehört; es ist, als ob alles durch einen plötzlichen Zauberschlag seine Bewegung verlöre; Jedermann nimmt seine Kopfbedeckung ab, und Viele knieen nieder, bis die Glocke zum dritten Male ertönt, worauf dann das vorige Geräusch, Getöse und Lärmen wiederum eintritt. Abends wiederholt sich dieselbe Scene; die Betglocke erschallt, und alle Bewegung hört sofort auf; die Käufer und Verkäufer stehen versteinert gleich Bildsäulen, und das halbausgesprochene Wort bleibt auf der Zunge schweben, bis der dritte Schlag der Glocke ertönt, worauf sie sich bekreuzen, gegen einander verbeugen, und nach dem Wunsche einer „guten Nacht" (buena noche) ihre Geschäfte mit einander vollends abmachen. Ich konnte mich niemals enthalten, diesen Ritus zu bewundern, wodurch jedes Individuum an den Dank gegen den Schöpfer für die an jedem Tage erzeigten Wohlthaten und an die Bitte um Schutz und Beschirmung in der Nacht gemahnt wird; und die Feierlichkeit, welche dieser religiöse Gebrauch hervorbringt, hat auf mich immer einen um so tiefern Eindruck gemacht, als hierbei der Ausdruck religiöser Empfindungen sich nicht an einem, ausschließlich dem Gottesdienste ge-

weihten Platze kundgiebt, woselbst oft Gebräuche vorkommen, mit welchen die religiösen Ueberzeugungen vieler Individuen nicht im Einklange stehen können.

Unter den kirchlichen Festen wird das des Corpus Christi sehr glänzend gefeiert. Die Procession zieht aus der Cathedrale über den Marktplatz, begleitet von allen Civil- und Militärbehörden, große Wachskerzen tragend, den Mönchen der verschiedenen Orden, dem Dechanten und seinem Capitel, und dem Erzbischofe unter einem glänzenden Baldachin, welcher von zwölf Priestern in ihrem Festornate getragen wird. Das sämmtliche Militär ist auf dem Plasa mayor aufgestellt, knieet nieder und senkt die Bajonette gegen die Erde, und während das Sacrament vorübergetragen wird, werden die Fahnen und Paniere ebenfalls gesenkt, worauf sich die Soldaten erheben, und an die Procession anschließen; und in dem Augenblick, wo der Erzbischof bei dem Hauptportal sich wendet und das Volk einsegnet, werden die Kanonen und Musketen abgefeuert. Die auffallendste Erscheinung bei diesem Aufzuge ist die Theilnahme aller Clubbs oder Cofradias der Africaner; jede besondere Landsmannschaft derselben hat ihre eigenthümliche Nationalmusik und Gesänge, und mehrere derselben tragen auf ihren Häuptern hölzerne Götzenbilder, um welche herum sie mit ihren Stammgenossen ihre Nationaltänze aufführen.

Die Santa Rosa, aus Lima gebürtig und die Schutzpatronin von America, hat an dem letzten Tage des Augusts ein feierliches Fest und eine Procession, welche von der Kirche Santo Domingo nach der Cathe-

drale zieht. An ihr nimmt gewöhnlich eine große Menge Damen Theil, welche Kränze von rothen und weißen künstlichen Rosen um ihren Leib und an dem untern Theil ihrer Sayas tragen. Auch der Vicekönig und die Tribunäle wohnten diesem Aufzug bei. Außerdem finden noch im Laufe des Jahres viele andere Processionen statt, welche aufzuzählen oder zu beschreiben unnöthig und zu langweilig seyn möchte. Die von San Francisco und Santo Domingo haben das Eigenthümliche, daß die Bilder dieser beiden Heiligen aus ihren respectiven Kirchen heraus, und auf den Plasa mayor getragen werden, woselbst sie einander begegnen und sich durch Verbeugungen u. s. w. begrüßen; beide werden dann in die Kirche gebracht, in der das Fest gerade gefeiert wird. Der Wirth überläßt seinem Gaste die rechte Seite, und geleitet ihn nach dem Schlusse der Feier nach seiner Kirche zurück. An dem San Franciscotage bewirthen die Mönche dieses Ordens alle Gefangenen in den verschiedenen Kerkern mit einem guten Mittagsessen, und die von Santo Domingo thun dasselbe an dem Tage ihres Patriarchen.

Die Publication der päpstlichen Bullen oder Ablaßbriefe, welche alle zwei Jahr einmal stattfindet, fällt auf den Tag des Apostels St. Thomas. Der Generalcommissär wird an der Pforte der Cathedrale unter einem Baldachin oder Pallium empfangen; er trägt um seinen Hals eine s. g. Kreuzzugsbulle, und begiebt sich nach dem Hochaltar, woselbst er sie dem öffentlichen s. g. Notar des Kreuzzugs einhändigt, welcher, obwohl ein Civilbeamter, die Kanzel besteigt und die Ermahnung

des Generalcommissärs an die Gemeinde ablies't. Hierauf wird Hochamt gehalten und eine besondere Predigt gehalten, in der die wunderthätige Kraft dieser Bullen und die Vortheile, die aus ihrem Ankaufe entspringen, des Breitern auseinandergesetzt werden. Dieser Sermon klang im J. 1804 ziemlich lächerlich; denn der König hatte damals den Preis dieser Bullen erhöht, und dem guten Priester lag die doppelte Pflicht ob, nicht allein die Gläubigen zur Beharrung in dem heiligen Gebrauch des Erkaufens dieser Indulgenzen zu ermahnen, sondern sie auch mit der Erhöhung des Preises derselben auszusöhnen. Als Grund dieser letztern gab er an, daß dadurch Seine katholische Majestät mit Geld versehen werden sollte, um Krieg gegen die Engländer und andere Ketzer führen zu können.

Uebrigens ist in der That der Glaube an die Wirksamkeit dieser Bullen so groß, und der aus ihrem Verkauf gezogene Erlös so bedeutend, daß die neuen Regierungen von Chile, Buenos Ayres, und, wie man mir sagte, auch die von Mexico und Columbien, dieselben nachdrucken ließen, und diese Fopperei (hoax) für einige Zeit fortsetzten. Ein Priester in Chile, welchem ich die Frage vorlegte, woher denn die neue Regierung ein Recht bekäme, von einem von dem Papste dem Könige von Spanien, ihrem Feinde, verliehenen Monopole Vortheil zu ziehen, gab mir die sehr plausible Antwort, daß eine Bulle des Vaterlands eben so gut sey, als eine Bulle des Papstes, und daß, wenn der Vicekönig Pesuela das Recht hatte, aus der Schatzkammer dieser Bullen in Lima Geld zu nehmen, um die Kosten der Expe-

dition gegen Chile zu bestreiten, die Regierung von Chile allerdings bloß das christliche Beispiel ihrer Vorfahren befolgte, welche nach America kamen, um das Evangelium zu predigen und auf diese Weise die Seelen von Millionen Ungläubiger aus der Gewalt des Satans zu erlösen; „jedoch, fügte er herzlich lachend hinzu, wenn sie dieß jetzt nochmals probiren wollen, so wage ich schier zu behaupten, daß es ihnen gehen werde, wie dem Manne, welcher nach Wolle ausging und geschoren heimkam; que fue por lena, y volvio tras qui lado."

Eilftes Capitel.

Die Gärten von Lima.

Im Süden und Osten ist Lima von einer großen Menge von Gärten umgeben, welche die köstlichsten tropischen und Aequinoctial-Obstarten enthalten; ein Theil derselben, nach der Morgenseite zu, liegt noch innerhalb der Stadtmauer, die Mehrzahl aber außerhalb derselben.

Unter den verschiedenen dort gezogenen und auch in Europa bekannten Früchten sind zunächst verschiedene Traubenarten zu nennen; denn die spanischen Colonialgesetze hatten in Peru und Chile nicht, so wie dieß in Mexico und Columbien der Fall war, den Weinbau verboten. Oliven wachsen in großem Ueberflusse und sind von der vortrefflichsten Qualität; sie werden hier nicht so wie in Frankreich noch grün und klein abgenommen, sondern auf den Bäumen gelassen, bis sie reifen, und sodann in Salz und Wasser eingemacht; zum Theil werden sie auch ausgepreßt und getrocknet, wo sie dann wie gedörrte Pflaumen aussehen. Olivenöl wird in großer Quantität gemacht, kommt aber in der Qualität den französischen und italienischen Oelen nicht gleich. Die erste Olive ward im J. 1560 durch Don Antonio

de Ribera, einen gebornen Limaner, nach Peru gebracht. Aepfel und Birnen gedeihen hier vortrefflich, übrigens werden nur wenig Sorten derselben hier cultivirt; das erstere gilt auch von den Pfirsichen und Apricosen, von deren erstgenannten es viele Arten giebt, unter denen die Aprimelos und Priscos vorzüglich wohlschmeckend sind. Nectarinen (Nußpfirsiche), Pflaumen und Kirschen sind nur spärlich vorhanden, und finden sich bloß an wenigen Orten; ich sah deren in den Gärten des Don Pedro de la Presa, der in der Vorstadt San Lazaro einen überaus prachtvollen Park nebst einem stattlichen Hause anlegte, und auf beides über zweihundert und funfzigtausend Dollars verwandte. Stachel- oder Johannisbeeren sah ich nirgends in Südamerica, einige kleine Pflanzen ausgenommen, welche Lord Cochrane nach Chile mitbrachte, die aber daselbst aus Mangel an gehöriger Wartung zu Grunde gingen; doch giebt es allerdings eine in Chile und Peru häufige Art wilder Johannisbeere, deren Frucht aber klein und bitter ist. Mehrere Sorten Melonen von gutem Geschmack giebt es dort in großem Ueberflusse; die Sandias, oder Wassermelonen, sind besonders groß und gut. Dasselbe gilt von den Feigen und Quitten, und die Granatäpfel zeichnen sich durch ihre große Saftigkeit aus.

Unter den Aequinoctial-Früchten sind der Pisang (plantain) und die Banana mit ihren großen grünen Blättern, die Zierde der Baumgärten und ein wahres Symbol üppiger Vegetation; ihre lieblichen und gesunden Früchte befriedigen ebenso sehr die Gaumenlust des Reichen als den Hunger des Armen. Uebrigens pflegt kein einge-

borner Südamericaner unmittelbar nach dem Genusse der Pisangfrucht Wasser zu trinken, sowie nichts anders als Wasser nach dem der Banana.

Ueber diese letztgenannte Frucht ist von verschiedenen Schriftstellern vieles geschrieben worden. Forster und andere Naturforscher behaupten, daß sie sich in America nicht vor dessen Eroberung gefunden habe; allein gegen diese Ansicht sprechen schon die Thatsachen, daß die Banana an dem Flusse Ucayale von den ersten Missionären cultivirt vorgefunden wurde, so wie in einigen Theilen des Innern von Maynas, ferner vom Grafen Ruis in dem östlich von Cusco gelegenen Thal St. Ana, und von mir selbst in Archidona und Napo, östlich von Quito, und in Cocaniguas und Pite, im Westen der ebengenannten Hauptstadt. Was aber die Behauptung, daß die Banana und der Pisang dort einheimisch sind, ganz außer allen Zweifel setzt, ist der Umstand, daß ich Lager von den Blättern dieser beiden Pflanzen in den Huacas zu Paramango gefunden habe. Auch Garcilasso de la Vega und Pater Acosta versichern, daß die Banana dort vor der Eroberung cultivirt worden sey; der Erstere sagt, daß sie in den warmen und gemäßigten Gegenden eine der Hauptquellen der Nahrung für die Eingebornen sey, und der Letztere redet von ihrem Daseyn auf den Bergen der Las Emeraldas, wo ich selbst sie ebenfalls gesehen habe, besonders in einigen alten, nunmehr unbebauten Plantagen; auch werden sie von den Eingebornen selbst Incas vicuri, d. h. Bananas der Incas, genannt. In Lima kennt man vier Varietäten der Musa: die platano arton

(musa paradisiaca), die camburi oder largo (musa sapientum), die dominico oder guinea (musa regia) und die maiga des Meers, de la isla genannt, weil die ersten Pflanzen dieser letztern Art von Otaheiti, auf der Fregatte Aguila im J. 1769 eingeführt wurden. Saure und süße Orangen, Citronen, Limonien und große Pomeranzen wachsen in allen Gärten, zu deren Verschönerung sie sehr viel beitragen. Die Bäume sind zu derselben Zeit mit herrlichen weißen Blüthen, unreifen und reifen Früchten überdeckt, und nichts kommt den von ihnen ausströmenden Wohlgerüchen, so wie der Schönheit ihrer Gestalt während des größten Theils des Jahres gleich. Ich habe Orangenbäume von vierzig bis funfzig Fuß Höhe gesehen; doch pflegen die Gärtner sie gewöhnlich nur zehn bis zwanzig Fuß hoch wachsen zu lassen, weil sie dann mehr Früchte und von besserer Qualität tragen.

Der Lucuma ist ein großer Baum; seine Frucht ist rund und an Größe etwa der Orange gleich; sie hat eine grüne Rinde oder Schaale und enthält drei nierenförmige (Kidney-shaped) Kerne mit einer sehr harten Schaale überzogen; ihr eßbarer Theil ist von dunkelgelber Farbe, dem Aeußern und der Substanz nach dem Dotter eines hartgesottenen Eies nicht unähnlich, trokken und meiner Meinung nach eben nicht sehr schmackhaft, obwohl von Vielen sehr geschätzt.

Der Palta, oder Alligatorbirnbaum, ist groß und schön; seine Frucht ist manchmal rund manchmal birnförmig, hat eine borkige Rinde, und in der Mitte einen großen Kern von brauner Farbe und sehr herbem Ge-

schmack. Dieser Kern wird oft zum Färben verbraucht, wo er eine Nankingfarbe giebt; eben so bedient man sich seiner, um das Linnen zu bezeichnen, indem man es über den Kern legt und dann mit einer Stecknadel in jenen hineinsticht, wodurch ein unauslöschliches Zeichen entsteht. Der eßbare Theil der Frucht ist köstlich; er wird mit Salz, Pfeffer u. s. w. gewürzt, und wenn er gleich nur wenigen Personen gleich anfangs mundet, so werden doch alle in der Folge sehr lüstern darnach. Der Pacay ist ein mittelmäßig großer Baum, dessen Frucht in einer großen grünen Hülse oder Schote (pod) steckt; es giebt mehrere Arten desselben und die Schote der einen von diesen ist über eine Elle lang und drei Zoll breit. Der eßbare Theil der Frucht ist eine weiche baumwollenähnliche Substanz, süß und saftig; er umschließt eine schwarze Bohne, welche häufig in Schoten ausschlägt und sehr seltsam aussieht. Der Guayaba (guaba) wächst in Menge; es giebt verschiedene Arten desselben, von denen einige sehr gut sind. Die Granadilla ist eine kriechende Pflanze, eine Nebenart der Passionsblume; ihre Frucht ist an Größe und Gestalt einem Entenei gleich; die Schaale ist etwas hart, braunfarbig und enthält eine sehr wohlschmeckende Substanz mit kleinen schwarzen Körnern angefüllt, welche an Geschmack den reifen Stachelbeeren nicht unähnlich sind. Eine besondere Art dieser Granadillas, mit einer dicken Schaale versehen, sonst aber den gewöhnlichen gleich, führt den Namen de Quixos wahrscheinlich weil der erste Saame aus den Wäldern der Provinz Quixos hergekommen ist. Eine andere Art derselben ist die

Tumbo oder Badca, deren Frucht jedoch so groß als eine ziemliche Melone ist, welcher sie auch aufgeschnitten beinahe gleicht, nur daß ihre Kerne braun sind; gewöhnlich wird ihre Schaale oder fleischige Substanz für die Tafel in kleine Streifen geschnitten, mit dem innern saftigen Theile und den Kernen vermischt, und mit Zukker, Wein und Gewürz angemacht, in welcher Zubereitung sie wahrhaft köstlich schmeckt. Der Palillo ist der Custard- (Eierrahm-) Apfel, ausnehmend süß und wohlriechend; die Weiber in Lima trocknen oft seine Schaale, und verbrennen sie dann mit anderm Räucherwerk. Die Capuli ist eine Stachelbeerart, welche an einem kleinen Strauch wächst und reif einen angenehmen säuerlichen Geschmack hat.

Die Chirimoya wird oft die Königin aller Obstarten genannt, und verdient ohne Zweifel diesen Namen. Der Baum ist niedrig und buschig, die Blume besteht aus drei dreieckigen fleischigen Blättern; ihr Aeußeres sieht schlecht aus, aber ihr köstlicher Duft übertrifft den aller andern Blumen, die es nur irgend giebt, wiewohl derselbe nur einen einzigen Abend lang in seiner Vollkommenheit dauert; er ist so groß, daß eine einzige Blume, besonders wenn man sie in der Hand wärmt, ein sehr großes Zimmer mit Wohlgeruch erfüllt. Die Frucht hat eine herzähnliche Gestalt, und sieht wegen der braunen Streifen auf derselben wie ein Netz aus; sie enthält einige schwärzliche Kerne von der Größe der Pferdebohnen; je größer aber die Frucht ist, desto weniger Kerne enthält sie. Der eßbare Theil derselben ist überaus wohlschmeckend, gleicht in seiner Substanz dem

Eierrahm, und wird gewöhnlich mit einem Löffel genossen. Die ersten Spanier, die nach Peru kamen, beschrieben sie ihren Freunden in Spanien als ein Netz, gefüllt mit Honig, weil sie nichts Anderes wußten, womit sie dieselbe hätten vergleichen können. Ihr Gewicht in Lima beträgt ein bis drei Pfund; aber in den Wäldern von Huanuco und Loxa wird sie oft funfzehn bis zwanzig Pfund schwer und manchmal noch drüber, gefunden. Die Guanabana gleicht der Chirimoya sehr, aber ihre Frucht ist meistens viel größer, eben so ihre Blume, welche auch von der jener gänzlich verschieden ist; die Guanabana hat einen angenehmen säuerlichen Geschmack, und wird oft in Wasser aufgelöst, welches dann durchgeseiht und mit Zucker versetzt ein liebliches Getränk giebt; auch wird aus ihr eine sehr gute und durchsichtige Gallerte (jilly) zubereitet, welche als Eingemachtes verspeist wird. Die Pepino ist eine eierförmige Frucht und riecht wie eine Gurke; sie hat einen eigenthümlichen süßen Geschmack, und wird als ungesund betrachtet; sie führt auch den Namen Mata serranos, d. i. Mörderin der Gebirgsbewohner, weil diese Leute, wenn sie zu der Küste herabkommen, dieselbe in großen Quantitäten, vielleicht ihrer Wohlfeilheit wegen, verzehren, und sich dadurch Fieber, die rothe Ruhr u. s. w. zuziehen. Die Pina oder Ananas wird nicht in Lima gezogen, sondern aus den benachbarten Thälern eingebracht, woselbst das Clima heißer ist; sie würde übrigens auch dort gedeihen, menn man die gehörige Sorgfalt für sie zur Zeit des Wehens der Ostwinde anwendete; denn diese letztern, welche von den Cordilleras

herkommen, sind oft sehr schneidend. Die Dattel wird aus demselben Grunde in Lima nicht cultivirt.

Die Baum- oder Obstgärten sind hier, ungleich den Europäischen, beständig schön, mit Ausnahme der ausländischen Obstbäume, welche nach dem Abfallen ihrer Blätter ein winterliches Ansehn bekommen; alle übrigen aber sind immergrün und zeigen sich das ganze Jahr hindurch in ihrer prachtvollen Frühlingsschöne. Die neuen Blätter nehmen noch vor dem Absterben ihrer Vorgänger Besitz von ihrem Erbe, und die Blüthen und Früchte vieler Bäume folgen dem Beispiel des Laubes. Das hellglänzende Grün der Banana und des Pisangs, ihre gewaltigen Blätter, die bei jedem Lüftchen rauschen und die vollen Gebinde ihrer Früchte durchschimmern lassen: der Orangenbaum mit seinem Schmelz von Weiß, Grün und Gold: der Granatapfel mit seiner hochrothen Glockenblume: die schattige Chirimoya, die den Abendlüften Wohlgerüche einhaucht: die Granadilla, die sich von Baum zu Baum hinaufrankt und gleichsam um eine Stütze für ihre überladenen zarten Zweige bittet: die üppigen Weinreben, die alles Gitterwerk überdecken und unter ihren kühlenden Blättern die freudenspendende Traube verbirgt — dieß alles sind Herrlichkeiten, welche alles übertreffen; und alle diese werden vereinigt in einem jeden Garten in dem schönen Thal gefunden, durch welches sich der Rimac schlängelt.

Die dortigen Blumengärten enthalten fast alle die Arten, die man in unsern Englischen Gärten sieht, das Geschlecht der Ranunkeln und Tulpen ausgenommen, von welchen beiden ich keine jemals in Südamerica sah.

Das Clima ist für alle Arten der Vegetation so ausnehmend günstig, daß, wo es nicht an Bewässerung fehlt, sonst nur eine ganz geringe Sorgfalt von Seiten der Menschen erfordert wird; allein selbst dieß Wenige wird freilich meistens unterlassen. Die Damen lieben die Blumen leidenschaftlich, und bezahlen sie zu sehr hohen Preisen. Ich weiß, daß man für eine weiße Lilie, kurz vor oder nach ihrer gewöhnlichen Blüthezeit, acht Dollars, und für eine Hyacinthe zwei oder drei Dollars zahlte, und ich bin überzeugt, daß ein geschickter Gärtner und Blumist, der nach Lima einen ziemlichen Vorrath von Sämereien und Wurzeln mitbringt, in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen erwerben könnte. Die Mehrzahl der Blumen der dort einheimischen Pflanzen ist, wie ich bemerkt habe, gelb, und es giebt dort ein Sprichwort: „oro en la costa, plata en la sierra“, Gold auf der Küste, Silber in den Gebirgen, weil in diesen letztern die Farbe der wildwachsenden Blumen in der Regel weiß ist. Die Floripondio wird wegen ihres Wohlgeruchs sehr geschätzt, welcher dem der Lilie ähnlich ist; der Baum ist buschig und wird zehn Fuß hoch; die Blumen sind weiß, jede etwa acht Zoll lang und schön geformt. Ein einziger Baum reicht hin, um einen großen Garten mit Wohlgerüchen zu erfüllen; sind ihrer mehrere darin vorhanden, so wird der Duft zu betäubend und verursacht Kopfweh. Der Suche ist ein weit sich ausbreitender Baum, mit Büscheln von Blumen überdeckt, die ein bis zwei Zoll im Durchmesser, eine schöne Gestalt und fleischige Substanz haben; einige sind weiß, andere gelb und noch andere

nelkenfarbig, alle aber sehr wohlriechend. Die Aroma trägt eine große Menge rundförmiger Blumen, welche auf das Köstlichste duften, und um derentwillen sie ihren prägnanten Namen mit Recht verdient. —

Die Einwohner von Lima haben mancherlei eigenthümliche Gerichte noch außer der Spanischen Olla Podrida, welche fast auf jedem Tische gefunden wird. Sie heißt dort Puchero, und besteht aus Rindfleisch, Schöpsenfleisch, Hühnergeflügel, Schinken, Bratwurst und geräuchertem Fleisch, vermischt mit Casavawurzeln, süßen Kartoffeln, Rüben, Kohl und fast allen übrigen Gemüsen, ferner mit einigen Erbsen und etwas Reis; alles wird tüchtig zusammengekocht und macht das stehende Familiengericht aus; Brodt- oder Nudelsuppe wird von der Kraftbrühe (broth) gemacht. Lahua ist eine dicke Suppe oder Brei (porridge) aus Maismehl mit Fleisch, meistens von eben geschlachteten Schweinen oder Truthühnern, bereitet und stark mit den Schoten des reifen Cayennepfeffers (capsicum) gewürzt. Carapulca besteht aus gedörrten Kartoffeln, Nüssen oder Garbanzas, welche getrocknet und zerstoßen, und sodann mit Fleisch in einen dicken Brei, gleich dem Lahua, gekocht werden. Pepian wird aus feinem Reismehl zubereitet, und enthält zum Theil dieselben Ingredienzen wie der Lahua und Carapulca; es ist ein sehr beliebtes Gericht und man erzählt dort, daß der Papst, dem ein Americanischer Koch dasselbe vorgesetzt, ausgerufen habe: „felice indiani, qui manducat pepiani.“! Eben so ist auch der Chupi, welcher aus zusammengekochten Kartoffeln, Käse und Eiern mit nachheriger Zuthat gerösteter Fische besteht, eine

Lieblingsspeise, und zwar nicht allein an Fasttagen, sondern das ganze Jahr hindurch. Guinea-ferkel, Cuis, welche geröstet und dann mit einer großen Menge Pfefferschoten bestreut, auch manchmal mit Kartoffeln, zerstoßenen Nüssen u. s. w. aufgetragen werden, machen das Lieblingsgericht („Picante") aus, und sind meinem Gaumen ebenfalls stets ausnehmend schmackhaft vorgekommen. Außerdem giebt es dort noch eine Menge landüblicher oder landeigenthümlicher Gerichte, welche alle mit einer sehr großen Menge Speck zubereitet, und einer nicht geringen Quantität Lauch und Pfeffer gewürzt sind.

Die getrockneten oder gedörrten Kartoffeln, die ich erwähnt habe, werden auf folgende Weise zubereitet: man kocht kleine Kartoffeln, schält sie und läßt sie an der Sonne trocknen, am besten sind aber die, welche durch den strengen Frost auf den Bergen getrocknet werden; sie halten sich auf diese Weise eine ganze Zeit hindurch, und müssen zerstoßen und eingeweicht werden, wenn man sie brauchen will. Für eine lange Seereise würden sie, meiner Meinung nach, auf diese Weise zubereitet, eine sehr nahrhafte und gesunde Kost geben. Man macht aus diesen gedörrten Kartoffeln auch Mehl, welches Chuno genannt, und zu einer Art Brei mit oder ohne Fleisch verbraucht wird. Der grüne Mais wird auf dieselbe Weise zubereitet, indem man die in den Aehren gekochten Körner herausnimmt, dörrt und wie das Chuno kocht; dieß Gericht heißt Chochoca.

Kürbisse und Calabasse werden in großer Menge verzehrt und bilden den Hauptbestandtheil der vegetabilischen Nahrung der ärmern Classe; sie sind groß, voll

und wohlfeil, und halten sich an einem trocknen Orte aufbewahrt beinahe ein ganzes Jahr. Mais und Bohnen, frijoles, gehören ebenfalls zu den gewöhnlichsten Speisen der genannten Volksclassen, besonders aber der Sclaven, wiewohl sie sich auch auf den Tafeln der höhern Stände finden; die Bohnen werden für ausnehmend nahrhaft gehalten und diejenigen, welche sich an sie gewöhnt haben, ziehen sie allen übrigen Gemüsen vor, und gebrauchen sie als ein Surrogat für Fleischspeise.

Zuckerwerk oder Confect (sweatmeats) wird in Südamerica in einer größern Menge, als in irgend einem andern Lande verzehrt, vorzüglich aber in Lima, woselbst eine solche Mannichfaltigkeit des Obstes und ein solcher Ueberfluß an Zucker sich befindet; aber ein großer Fehler des Eingemachten ist es, daß dasselbe immer gar zu süß ist, entweder weil man zu viel Zucker dazu nimmt, oder den eigenthümlichen Geschmack der Früchte, bevor man sie einmacht, zerstört; dieß ist vorzüglich bei den Citronen und großen Pomeranzen der Fall, die ihren so angenehmen und selbst kräftigen Geschmack jederzeit durch das Einmachen verlieren. Aus einer Zerstoßung von weißen Mandeln und Zucker zu gleichen Theilen wird eine Paste gemacht, welche in Schachteln aufbewahrt sich eine lange Zeit hindurch hält; löst man eine kleine Quantität derselben in Wasser auf, so erhält man ein treffliches Surrogat der Milch, welches zum Thee sehr gut schmeckt und auf langen Reisen sehr nützlich seyn würde.

Die gewöhnliche Zeit für das Frühstück ist in Lima

acht Uhr; dasselbe besteht in der Regel nur aus einer Tasse dicker Chocolade mit geröstetem Brodte und einem Glase Wasser hinterher; manchmal auch aus ein Wenig Schöpsenfleisch, ausgeschlagenen Eiern, Schinken oder Bratwurst. Das Mittagsmahl wird um ein Uhr eingenommen; es ist sehr reichlich besetzt, und kann auch als das einzige für den ganzen Tag angesehen werden. Suppe und Puchero, oder Olla Podrida, sind immer die ersten Gerichte; die übrigen werden ohne bestimmte Ordnung aufgetragen, so daß Fisch oft das letzte ist, das Confect ausgenommen, nach welchem jederzeit ein Glas kaltes Wasser getrunken wird. Caffee wird oft gleich nach dem Essen herumgereicht; bei den Vornehmern aber begiebt sich die Gesellschaft nach aufgehobener Tafel in ein anderes Zimmer, in welchem Caffee und Liqueure getrunken werden. Obst wird gewöhnlich zwischen den einzelnen Gerichten aufgetragen, weil es auf diese Weise genossen gesunder seyn soll, als zum Nachtisch. Abends trinkt man eine Tasse Caffee oder Chocolade, oder ein Glas Limonade, Ananas-Wasser, Mandelmilch, oder ein anderes erfrischendes Getränk, und in den höhern Cirkeln wird Chocolade und Eis servirt.

Ich füge zum Schlusse dieser Schilderung Lima's und seiner Bewohner noch einige Notizen über die dort vorherrschenden Krankheiten bei, wie mir dieselben von dem Dr. Unanue mitgetheilt worden sind.

Hitze und Feuchtigkeit sind die zwei Hauptursachen der Krankheiten in diesem Clima; die erstere prädisponirt zu ihnen, und die letztere bringt sie zum Ausbruch.

Die milde Wärme des Clima's reizt zu den Genüssen der Venus an, so wie sie die der Ceres hervorbringt oder befördert, und beide wirken zusammen, um den Tonus oder die Spannkraft des menschlichen Muskel- und Nervensystems zu schwächen und zu vermindern. Die ersten Zeichen der Schwäche zeigen sich in den Verdauungswerkzeugen, und viele Kinder, die von Natur keine starke Constitution haben, sterben an Convulsionen, welche durch Indigestion veranlaßt worden sind; auch sind epileptische Zufälle sehr häufig, wenn die Kinder entwöhnt werden und die gewöhnliche Speise zu sich zu nehmen beginnen. Junge Leute leiden, vorzüglich im Herbste wegen der zu starken Transpiration und dadurch verursachten Schwäche des Magens, sehr an Colik, und überhaupt sind die Einwohner von Lima selbst von der Schwäche ihrer Digestivorgane so überzeugt, daß sie ein jedes Uebelbefinden der Empacho, Unverdaulichkeit, zuzuschreiben. Aus diesem Grunde ist die Jugend sehr zur Schwindsucht (phthisis) und zur Engbrüstigkeit (asthma) geneigt, und Viele, welche diesen Krankheiten entgehen, erliegen doch späterhin, wenn sie ihren Leidenschaften den Zügel schießen lassen, den Verstopfungen des Unterleibs und der Wassersucht, welche wegen der Feuchtigkeit der dortigen Atmosphäre unheilbar sind. Uebrigens wird Lima oft el pais de los viejos, das Land alter Leute, genannt, weil in der Regel seine Bewohner sich der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit befleißigen, und Beispiele eines ganz außerordentlichen Alters gar nichts Seltenes sind.

Ein Auszug aus den medicinischen Beobachtungen

des Dr. Unanue vom J. 1799 mag dazu dienen, eine Idee von den besondern Krankheiten zu geben, welche dort zu den verschiedenen Jahreszeiten herrschen.

„Im Januar, in welchen Monat das Sommersolstitium fällt, erscheinen die Kinderblattern (small pox), so wie Blutflüsse (hemorrhages) und gallenhafte Diarrhöen sehr häufig, auf welche im Februar ausbrechende Fieber folgen. Während dieses und des folgenden Monats herrschen heftige Katarrhe und Husten vor, besonders unter den Kindern, und solche Erwachsene, welche engbrüstig sind, leiden sehr viel. In denjenigen Jahren, in welchen eine besonders drückende Hitze herrscht, kommen starke Schweiße und die Lipirias (Cholera morbus) häufig vor; doch wurden sie im J. 1799 nicht bemerkt.

Im März, April und Anfang des Herbstes sind Wechselfieber (intermittent fevers) sehr häufig, besonders das dreitägige (tertian), oft mit der rothen Ruhr (dysentery) begleitet. Im Mai und Anfang Juni bemerkt man heftige trockne Husten, welche einen bösen Hals und manchmal Geschwüre verursachen.

Während des Juli litten mehrere Personen an der Halsbräune (quincy); Hautausschläge oder Balggeschwülste (cutaneous eruptions, exanthemata milliaria) waren häufig, Entzündungen in den Eingeweiden aber und die rothe Ruhr vorherrschend; im August und September aber Lungenentzündungen und Seitenstechen (pleuresy).

Im October zeigten sich Lungenentzündungen und gallenhafte Diarrhöen; das herbstliche Tertianfieber begann dagegen zu verschwinden. Im November starben

Viele an der rothen Ruhr, und Hautausschläge waren sehr häufig.

Von 4,229 Kranken, die in diesem Jahr (1799) in das Hospital San Andres aufgenommen worden waren, starben 317."

Ich habe bemerkt, daß die Syphilis in Lima und auf der Küste von Peru keineswegs bösartig ist, wohl aber im Innern des Landes, besonders in kalten Gegenden.

Berrugas, eine Art Warzen oder Auswüchse von eigenthümlicher Beschaffenheit, finden sich häufig in einigen der Thäler auf der Küste. Sie sollen von dem Wasser gewisser Flüsse herrühren, welches man trinkt oder mit dem man sich wäscht. Die ersten Symptome sind sehr heftige Schmerzen in den Füßen, Schenkeln und Armen (an welchen Theilen die Warzen auch sich zu zeigen pflegen), welche einen Monat oder zwei dauern. Wenn die Warzen zu erscheinen beginnen, so vermindert sich der Schmerz auch, und wenn sie platzen, so ergießt sich daraus eine ziemliche Menge Blut, der Schmerz hört ganz auf, und der Kranke genes't. Gegen diese Krankheit werden nie Arzneimittel gebraucht, sondern die Eingebornen meinen, daß geduldiges Abwarten ihres Verlaufs das einzige Heilmittel sey; sie halten sich sorgfaltig warm, und vermeiden alle Feuchtigkeit, weil dieselbe oft Krampf, und manchmal den Tod verursacht.

Im J. 1803 zeigte sich während des Sommers in dem Thal von Huaura eine neue Krankheit, welche viele Menschen hinwegraffte, besonders Indianer und Neger,

auf die sie fast ganz beschränkt zu seyn schien; denn nur wenige oder gar keine Weiße wurden von ihr befallen. Das erste Zeichen derselben war eine kleine Blatter oder Finne mit eingedrücktem Centrum und einem kleinen purpurrothen Fleck; hierauf setzten sich an ihren Enden verschiedene andere kleine, mit einer hellen Flüssigkeit angefüllte Blattern an, welche allmälig zu einer bedeutenden Größe anwuchsen und den durch Verbrennen entstandenen Blasen glichen. Wenn man einen Einschnitt in den afficirten Theil machte, so floß kein Blut und der Kranke fühlte auch die Operation nicht; das Fleisch hatte ein schwammiges Aeußere und eine sehr blaßrothe Farbe. Die Heilmethode bestand darin, daß man den kranken Theil völlig herausschnitt, und einen Kräuterumschlag auflegte. Wenn der Patient nicht genas, so starb er gewöhnlich zwischen dem fünften und zehnten Tag, und manchmal noch früher. Diese Krankheit wurde von den dortigen Eingebornen Grano de la pesto, Pestfinne, genannt.

Die Uta ist eine andere Krankheit, welche in einigen der Thäler von Peru vorkömmt. Sie soll von dem Stich eines kleinen Insects herrühren; aber dieser Umstand ist noch nicht völlig ausgemacht. Zuerst zeigt sich eine kleine, harte, rothe Beule; diese bricht dann auf und die flüssige Materie, die sie enthält, veranlaßt ein unheilbares Geschwüre, welches allmälig immer weiter um sich frißt, und zuletzt die peinlichsten Schmerzen verursacht, bis der Tod dem Kranken Erlösung von seinen Leiden bringt.

Zwölftes Capitel.

Pisco. Chilca. Das Thal von Chancay.

Während meines Aufenthalts in Lima benutzte ich eine Einladung, um die Stadt Pisco zu besuchen, welche ungefähr funfzig Wegstunden südlich liegt. Dieser Ort trägt zwar den Namen einer Stadt, ist aber eigentlich nur ein elendes Dorf. Das gegenwärtige Pisco liegt etwa zwei Wegstunden nördlicher als die ehemalige Stadt gleichen Namens. Es ward im J. 1624 von dem Holländischen Corsaren Jacob Hermit Clark erobert, im J. 1686 von dem Englischen Eduard David, und im J. 1687 völlig durch ein Erdbeben zerstört, worauf man die neue Stadt zu bauen begann, welche eine Wegstunde von der Küste entfernt liegt.

Die Bai ist sehr geräumig und der Ankerplatz gut, wiewohl das Landen in der Nähe der kleinen Batterie, die zum Schutze jenes dort errichtet worden, schwierig ist; besser geht es damit zwei Stunden oberwärts der Bai la Paraca, bei las Palmas, woselbst man auch frisches Wasser einnehmen kann, welches in der Nähe des Fort's schwer zu bekommen ist. Auf dem südlichen Ende

der Bai wird, zwischen einem Bett von zerbröckeltem und verhärtetem Ton und Sandsteinen, eine Schicht Salz gefunden, welche sich funfzig bis hundert Ellen von der See, und oft noch drüber, landeinwärts hinzieht. Wenn man die obere Lage des Sandes, der zerbröckelten Steine und des Thons wegschafft, so kommt dieß Salz zum Vorschein, welches eine Art kleiner weißer Säulen bildet, etwa drei oder vier Zoll groß, am obern Theil gekräuselt und niederwärts hängend, so daß das Ganze einigermaaßen dem Blumenkohl an Gestalt gleicht. Es ist ausnehmend weiß und besteht aus durchsichtigen Fasern, nicht so dick wie ein Menschenhaar. Ich untersuchte diese dünnen Körper mit einem guten Linsenglase; sie schienen sämmtlich vollkommne Cylinder und hohl zu seyn, dicht an einander stehend, allein doch nicht zusammenhängend; denn bei der geringsten Berührung trennten sie sich, in ihrem Aeußern dem Asbest gleichend. Das Salz schmeckt eben so wie gewöhnliches Küchensalz, wird aber nur im Nothfall von den Eingebornen der dortigen Gegend verbraucht, wenn das Salz von Huacho selten geworden ist.

Einige kleine Inseln am Eingange der Bai von Pisco sind berühmt wegen des dort sich findenden Düngers, welcher eingeschifft und nach verschiedenen Theilen der Küste gebracht, und oft von da auf dem Rücken von Maulthieren oder Llamas in das Innere des Landes geschafft wird. Die Quantität des Düngers ist eben so außerordentlich groß, als seine Qualität trefflich; ich werde bei der Erwähnung des Maisbaues in Chancay noch einige specielle Notizen von demselben mit-

theilen. Es sind beständig mehrere kleine Schiffe damit beschäftigt, ihn fortzubringen; einige der Striche (cuts), woselbst die Einschiffung bequem ist, sind vierzig bis funfzig Fuß tief damit überdeckt, und ihr Grund ist dennoch beträchtlich über der Meeresfläche erhaben. Er scheint aus den Excrementen der Seevögel entstanden zu seyn, von welchen eine zahllose Menge auf diesen Inseln nistet und brütet, und seine Aufhäufung rührt ohne Zweifel von der völligen Abwesenheit des Regens her. Seine Farbe ist hellbraun, wenn er trocken, röthlich dagegen, wenn er frisch ist; die obere Schicht einen Fuß tief ist weißlich und enthält Federn, Vögelknochen und Eierschaalen. Man behauptet auch wohl, daß der Huano (dieß ist der Name dieses werthvollen Products) eine fossile Erde sey; allein da die oberste Schicht offenbar aus den Excrementen von Vögeln besteht, und den übrigen gleich ist, nur daß die Farbe dieser letztern allmälig in Gelb übergeht, so scheint jene Behauptung nicht gegründet zu seyn. Auch führt eine Art Vögel, welche in großer Zahl sich auf diesen Inseln befindet, den Namen Huanay, wovon eben die Benennung jenes Düngers herrühren mag. Dieser Vogel hat ein schwarzes Gefieder, ist so groß wie die Seemöve und brütet das ganze Jahr hindurch, und zwar findet hierbei das sonderbare Phänomen statt, daß jedes Nest, welches nur aus einem in den Huano gemachten Loch besteht, einen flüggen Vogel enthält, ferner einen noch unbefiederten und ein Ei; daher hier eine ununterbrochene Fortpflanzung stattfindet, ohne daß die alten Vögel sich darauf beschränken müßten, selbst ihre Eier auszubrüten. Die

Indianer nehmen viele von den Jungen aus den Nestern aus, salzen sie ein, und sehen sie als einen großen Lekkerbissen an, wiewohl sie einen herben fischähnlichen Geschmack haben.

Die vorzüglichsten Erzeugnisse in der Nachbarschaft von Pisco, mit Einschluß der Thäler von Chincha und Canete, bestehen in Reben, aus denen ungefähr hundert und funfzig tausend Gallonen Branntwein jährlich zubereitet werden, welcher den Namen Pisco führt, gut schmeckt und keine Farbe hat, wie der Französische Branntwein. Eine Art, welche aus der Muscatellertraube gemacht wird, und Aguardiente de Italia heißt, ist sehr köstlich, gleicht dem Frontignac-Wein an Geschmack, und wird sehr geschätzt. Wein wird nur in geringer Quantität gemacht, und selbst dieß Wenige taugt nicht viel; er ist gewöhnlich dick und süß, vielleicht weil man den gekelterten Saft erst eine beträchtliche Zeit lang kocht, bevor man ihn gähren läßt.

In des Nähe von Pisco ist ein Weinberg, de las Hoyas, von den Höhlen, genannt; diese Aushöhlungen waren ursprünglich von den des Landbaues sehr kundigen Ureinwohnern dieses Landstrichs durch Wegräumung des Sandes mit großer Mühe gemacht, um sich Wasser zu verschaffen, welches sie nicht aus dem Fluß Canete zu erhalten vermochten. Wahrscheinlich sollten diese Hoyas ursprünglich für den Anbau der Mais- oder Camotesfrüchte dienen; gegenwärtig aber sind sie mit Reben bepflanzt, welche im größten Ueberflusse dort fortkommen und keine andere Sorgfalt erheischen, als daß man sie beschneidet.

Die Weinbergbesitzer hatten sich das Monopol aller geistigen Getränke in Peru verschafft, indem sie von dem Könige Carl III. von Spanien ein Edict auswirkten, durch welches alle Fabrication geistiger Getränke aus irgend etwas Anderem als den Weintrauben, so wie die Einfuhr derselben aus dem Auslande unter den härtesten Strafen verboten ward; und da man den Papst Clemens XIV. von den verderblichen Wirkungen aller andern Arten von Liqueure in Peru überredet hatte, so verstärkte dieser jene königliche Verordnung noch durch den geistlichen Bannstahl, mit welchem er jeden Uebertreter jener bedrohte.

Datteln giebt es dort im Ueberfluß, und, wenn gut getrocknet, sind sie denen auf der Küste der Berberei vorzuziehen. Auch giebt es hier verschiedene üppige Olivenplantagen; die Feigen sind ebenfalls sehr gut, und die Ananas gedeiht trefflich.

In dem Thale von Chincha giebt es verschiedene große Zuckerplantagen; zwei davon gehören dem Grafen von Montemar y Monteblanco, und eine in der Nähe der Küste, Caucolto genannt, dem Don Fernando Maso, welcher dort auch eine sehr bedeutende Seifenfabrik angelegt hat. Die Anzahl der Sclaven auf den Plantagen von Chincha, Pisco und Canete beläuft sich auf acht tausend.

Zwischen Pisco und Lima ist ein Indianisches Dorf Chilca genannt, welches auf einer sandigen, von Wasser so wie von aller Vegetation entblößten, Ebene liegt. Das erstere verschaffen sich die Eingebornen oft dadurch, daß sie in dem Sand Brunnen graben; aber diese ver-

siegen oft, und sie sind dann genöthigt, sich dieses unentbehrliche Lebensmittel aus dem Flusse Canete zu holen, welcher fünf Wegstunden entfernt ist. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner von Chilea ist der Fischfang; sie hegen eine so große Abneigung gegen alle Gemeinschaft der Weißen, daß sie keinem von diesen letztern unter ihnen zu wohnen gestatten; selbst ihr Pfarrer ist ein Indianischer Cazike aus ihrem Dorfe gebürtig, für dessen religiöse Ausbildung und Ordinirung sie die Kosten durch gemeinschaftliche Beisteuer bestreiten.

Fünf Wegstunden nördlich von Lima ist der kleine Haven von Ancon, dem Aufenthaltsort von einer geringen Zahl Indianischer Fischer; der Ankerplatz ist trefflich und die Landung leicht. In der Nähe dieser Bucht wachsen auf dem Sande einige große Feigenbäume, deren Frucht ausnehmend köstlich ist.

Der Weg, welcher von Ancon nach Chancay führt, geht überall über tiefen Sand, und zwar zum Theil über Sandhügel, welche im Sommer, während der trocknen Jahrszeit, völlig dürr und kahl sind; kaum aber kommen die Garuas oder Nebel zum Vorschein, als auch alsbald alles mit der üppigsten Vegetation bedeckt ist, und man das Vieh aus den benachbarten Höfen auf diese Hügel zur Waide treibt.

In der Nähe von Chancay, ehe man noch über den kleinen Fluß kommt, steht das alte Familienschloß des Marquis von Villafuerte, beinahe in Trümmer zerfallen. Dieß letztere ist übrigens auch bei vielen andern Landsitzen des Adels in Lima der Fall, welcher von dem Landleben und dessen Schönheiten keine

Idee hat. Viele der bedeutendsten Landhäuser sind auf den Ruinen alter Gebäude der Indianer erbaut, welche letztere dazu nie solche Stellen, die zum Ackerbau vorzüglich taugten, sondern Abhänge oder Gipfel der Hügel wählten; es ist dieß ein schlagender Beweis, daß dieses Volk sich trefflich auf die Oeconomie verstand, so wie man auch daraus schließen kann, daß die Bevölkerung dieser Gegend vor der Eroberung ausnehmend beträchtlich gewesen seyn muß. Das Landgut des genannten Grafen, welches Paselmayo heißt, ist vornehmlich zur Schweinezucht für den Markt von Lima bestimmt. Das Landhaus selbst steht auf dem Gipfel eines Hügels, und hat eine imponirende Aussicht auf das Meer, sowie auf das Thal von Chancay, in welchem ein kleines Indianisches Dorf, Ancayama, höchst reizend liegt. Im Jahr 1690 zählte dasselbe, der Besteurungsliste zufolge, dreitausendsiebenhundert Indianer, jetzt aber (1805) hat es deren nur hundertundsiebenzig. Von dieser Abnahme der Indianischen Bevölkerung werde ich später, wenn von Huacho die Rede seyn wird, ausführlicher sprechen.

Das Thal von Chancay enthält mehrere schöne Zuckerplantagen und Zuckerfabriken, so wie große Kleewaiden für das Vieh, und in der Nachbarschaft wird eine große Menge Mais und Bohnen gebaut.

Aus diesem Thale ist die berühmte Amazone, Nina de la Huaca, das junge Fräulein von Huaca, gebürtig, welche ihren Namen von Huaca, einem Landgute auf welchem sie geboren ist, bekommen hat. Sie ist sechs Fuß hoch, welches eine um so außerordent-

lichere Größe ist, da die Peruanerinnen in der Regel klein sind. Ausnehmend für männliche Uebungen eingenommen, kennt sie nichts Angenehmeres, als an der Verfolgung entlaufener Sclaven, oder an der Bekämpfung der Räuber Theil zu nehmen, welche manchmal die Straße zwischen Chancay und Lima unsicher machen. Sie pflegt ein feuriges Roß, al uso del pais, d. h. rittlings zu besteigen, sich mit ein Paar Pistolen und einer Lanze, hasta de rejon, zu bewaffnen, und mit drei oder vier Männern die Umgegend des Thals so wie die Straße nach Lima von allem Gesindel zu säubern, und ist dort mehr gefürchtet, als eine ganze Compagnie von Encapaios oder berittenen Polizeibeamten. Ich besuchte sie auf ihrem Landsitze, und fand sie in Hinsicht auf Literatur weit unterrichteter, als die Mehrheit der dasigen Frauen; in ihrem Benehmen zeigte sie sich offen, höflich und gefällig, und verwaltet mit bestem Erfolge ihr Gut, eine Zuckerplantage, indem sie selbst über das ganze Geschäft die Aufsicht führt.

Die Quantität von Mais, welche in der Schlucht Quebrada und auf der Ebene von Chancay gebaut wird, ist sehr beträchtlich; aber die überreichen Aerndten desselben verdankt man dem früher erwähnten Huano von den Inseln von Pisco und Chincha. Wenn die Maisfelder noch ganz gelb und die dürren Pflanzen etwa einen Fuß hoch sind, so werden sie auf die Weise gedüngt, daß man an der Wurzel von je drei oder vier Aehren (denn sie wachsen in Büscheln von dieser Zahl) ein Loch macht, und in dasselbe mit den Fingern etwa eine halbe Unze Huano steckt, worauf

man es mit etwas Erde zudeckt. Das Feld wird dann sobald als möglich bewässert, und schon nach zehn oder zwölf Tagen steht es im üppigsten Grün und mit Aehren über eine Elle lang, da; sodann wird es nochmals auf dieselbe Weise gedüngt und bewässert, und giebt tausend- bis zwölfhundertfältige Aerndten.

Der Mais wächst auf den Bergrücken der Cordilleras, wo die mittlere Temperatur etwa 48° Fahrenheit, und in den Ebenen oder Thälern, wo sie 80° beträgt; er kommt an solchen Orten fort, woselbst weder Roggen, noch Gerste, noch Waizen, sey es der zu großen Hitze oder der zu großen Kälte wegen, gedeihen kann, enthält im Verhältnisse des Volumens unter allen Getraidearten die meisten mehligten Bestandtheile und trägt 150- bis 1200fältig. Mit Recht kann er daher für das dem Menschen nützlichste Getraide erklärt werden, und besonders ist er für die Gegenden geeignet, in welchen ihn die Hand der Vorsehung gepflanzt hat, und für welche sein Anbau noch viel wichtiger ist, als der des Waizens für die alte Welt.

Einige Schriftsteller haben behauptet, daß der Mais, welcher allerdings auch in Asien einheimisch ist, erst durch die Spanier nach ihren Colonien in der neuen Welt gebracht worden sey. Dieß ist so offenbar falsch, daß es keine Widerlegung verdient, und in der That, wenn wirklich die Urbewohner von America keinen Mais, Bohnen, und was noch für Artikel von den Europäern erst eingeführt gewesen seyn sollen, gehabt und gebaut hätten, so würde sich schlechterdings nicht erklären lassen, wovon denn die so zahlreiche Bevölkerung von In-

dianern sich genährt und warum sie mit so vieler Mühe so bedeutende Arbeiten für die Cultur des Bodens und seiner Bewässerung unternommen haben sollte. Eben so falsch ist die Annahme Anderer, daß der Mais die einzige Getraideart gewesen sey, welche man vor der Eroberung in America gekannt hätte. In Chile hat es, nach Molina, vor dieser Epoche eine Art Roggen, Mager genannt, und eine Art Gerste, Tuca, gegeben, so wie ich die Guipua und Bohnen häufig in den alten Gräbern, Huacas, in Peru in rothen irrdenen Gefäßen aufbewahrt gefunden habe.

Ich kenne fünf verschiedene Arten von Mais in Peru; die eine heißt Chancayano und hat ein großes halbdurchsichtiges gelbes Korn; die andere, Moracho, hat ein kleines gelbes Korn, von hornartigem Aussehen; die Amarillo, oder der gelbe, mit einem großen, gelben, undurchsichtigen Korn, enthält mehr Mehl als die beiden erstern, steht aber hierin der Blanco oder weißkörnigen noch nach. Die fünfte heißt Concha oder süßer Mais, und wird nur in den kältern Gegenden der Sierra oder Gebirge, gebaut, woselbst sie geröstet, den Hauptbestandtheil der Nahrung der Serranos oder Gebirgsbewohner in verschiedenen Provinzen ausmacht, deren keiner, ohne einen damit angefüllten Sack mit sich zu führen, eine Reise unternimmt. In Lima gilt dieser süße Mais als ein Leckerbissen. Manchmal wird er geröstet und zu grobem Mehl gestoßen, gleich dem Ulpa in Chile, und heißt dann Machica.

Die Vollkommenheit, so wie die Zeit der Reife, ist bei dem Mais nach Verschiedenheit des Clima's und sei-

ner Art verschieden; der Moracho reift in heißen und feuchten Gegenden, wie z. B. bei Guayaquil und auf der Küste von Choco, in sechzig Tagen; der Blanco in der Nähe von Lima und den Thälern der Peruanischen Küste, Valles, in drei Monaten, und der Chancayeno in fünf Monaten. Dieser letztere ist das beste Futter für Schlachtvieh, Hühnergeflügel u. s. w.

Obgleich Waizen und Gerste ebenfalls in verschiedenen Theilen von Peru gebaut werden, so gilt doch im Allgemeinen der Mais als die Hauptärndte, und selbst da, wo Gerste häufiger ist als Mais (wie dieß denn in einigen höher gelegenen Provinzen des Innern der Fall ist, woselbst die Gerste die Hauptnahrung der Indianer ausmacht), zieht doch Jedermann den Mais vor, und sucht sich denselben wenigstens in einer kleinen Quantität zu verschaffen, wo er dann als eine Art Leckerbissen oder Luxusartikel angesehen wird. Unter den Indianern und ärmern Volksclassen auf der Küste, vertritt er die Stelle des Brodtes, zu welchem Ende er bloß in Wasser gekocht wird, und dann Mole heißt. Auch macht man, außer verschiedenen andern Gerichten, aus seinem Mehl, welches mit großen Steinen zu einer Paste gestoßen, und mit Salz, Speck und einer Menge Cayennepfeffer gewürzt wird, eine Art Pudding, indem man einen Theil dieser Paste auf ein Pisangblatt legt, sodann etwas Fleisch darauf, das Blatt zusammenrollt und mehrere Stunden kocht. Dieser Pudding heißt Tamal, ein Wort aus der Quichuasprache, welches es wahrscheinlich macht, daß dieses Gericht bereits den Ureinwohnern dieses Landes bekannt war. Eine andere Art, die dem

Schlotterkloß (Hasty-pudding) ähnlich, und besonders in Lima gebräuchlich ist, heißt Masamorra, und die Limaner werden oft deßwegen spöttischerweise Masamorreros, Masamorrafresser, genannt.

Eine große Menge Mais wird zu einem wie Ale oder Porter gährenden Getränke, Chicha genannt, verbraucht, welches das Lieblingsgetränk aller Indianer, und, wenn gut zubereitet, sehr berauschend ist. Ein eigentlicher Liqueur wird aber, des früher erwähnten Monopols der Weinbergbesitzer wegen, nicht daraus abgezogen. Es werden gewöhnlich zwei Arten Chicha aus demselben Getraide gemacht; die eine, Claro genannt, ist das Wasser, in welchem das Malz des Maises eingeweicht worden ist; dieses wird abgegossen und nachher gekocht, und hat in Hinsicht des Geschmacks einige Aehnlichkeit mit dem Cider. Die andere Art, Neto, wird zubereitet, indem man das Wasser mit dem Mais mehrere Stunden lang kocht, worauf es dann durchgeseiht und in Gährung gesetzt wird; der in den Krügen übrigbleibende Bodensatz wird als Sauerteig bei'm Backen des Brodtes verbraucht, welches, wenn aus Mais gemacht, Arepa, wenn aus Waizen, in der Quichuasprache, Tamal genannt wird. Uebrigens war die Chicha den alten Einwohnern des Landes schon vor der Eroberung recht gut bekannt, und ich selbst habe in Patavilca und Cajamarca Chicha getrunken, der in irdnen Krügen in den Huacas seit mehr als drei Jahrhunderten begraben gelegen hatte. Auch erzählt Garcilaso de la Vega, daß die Fabrication geistiger Getränke, besonders des Vinapu und

Sora von den Inca's verboten gewesen sey, und dieser Theil von Peru gehörte unter die Botmäßigkeit dieser letzteren zur Zeit Pachacutee's, des zehnten Inca's von Peru.

Die Peruaner, so wie auch die Mexicaner, machen aus den grünen Stängeln des Maises Zucker, den sie dann verkaufen. Dieß erwähnt auch schon Cortez in seinen Briefen an den Kaiser Karl V. In Quito sah ich diese grünen Stängel auf den Markt bringen, und bemerkte häufig, daß die Indianer dieselben eben so aussaugten, als die Neger es mit dem Zuckerrohr machen.

Der Mästung mit dem Mais verdanken es die Hacendados oder Landwirthe in dem Thal von Chancay, daß ihre Schweine sehr berühmt und auf dem Markt von Lima äußerst gesucht sind. Diese Schweine sind alle schwarz, haben wenig oder gar kein Haar, kurze Schnauzen, kleine gespitzte Ohren und eine niedrige Statur; sie werden aber so ungeheuer fett, daß sie sich kaum von einer Stelle zur andern zu bewegen vermögen, und da ihr Werth nach der Quantität ihres Fettes geschätzt wird, so sucht man sie sobald als nur möglich, mittelst des Mästens mit Mais, in diesen Zustand zu bringen. Das Fett wird als Speck verkauft, und da die Consumtion dieses letztern in jedem Theile von Peru ganz außerordentlich groß ist, so ist diese Zucht und Mästung ein sehr einträglicher Erwerbszweig für die erwähnten Hacendados.

Die Stadt Villa de Chancay liegt etwa anderthalb Wegstunden von dem Pasamayo, und funfzehn Weg-

stunden von Lima. Sie ward im J. 1563 von dem Vicekönig Conde de Nieva gegründet, welcher daselbst ein Gymnasium und eine Universität errichten wollte, was aber unterblieb. Sie hat eine geräumige Pfarrkirche, ein dem San Diego gewidmetes Franciscanerkloster, und ein Hospital, welches unter der Leitung der Mönche von San Juan de Dios steht. Die Stadt enthält ungefähr dreihundert Familien, und liegt sehr reizend, etwa eine Wegstunde von der See; ihr Haven ist klein, der Ankerplatz schlecht, und das Landen schwierig. Ihr Markt ist im Ueberfluß mit Fischen, Fleischspeisen und Obst versehen, von welchem letztern große Quantitäten nach Lima geschafft werden; auch ist sie berühmt wegen köstlich schmeckender süßen Kuchen, Biscochos genannt. Sie ist die Hauptstadt eines Districts, welcher sieben- unddreißtg verschiedene Niederlassungen enthält, und unter einem Subdelegado oder Präfecten steht, der in Chancay residirt, woselbst übrigens auch noch jährlich zwei Alcalden oder Bürgermeister (Oberrichter) gewählt werden. Nicht weit von Chancay liegt eine schöne Meierei, bei Chancaillo, in deren Nähe sich die schon früher einmal erwähnten Höhlen, oder unterirdische, mit sonngebrannten Backsteinen (adobes) ausgemauerter Gruben, Colcas genannt, befinden, welche, der Sage nach, als Getraidemagazine für die Armee des Huaina Capac dienten, als dieser Inca den Chimu oder König von Mansichi mit Krieg überzogen hatte.

Dreizehntes Capitel.

Huacho. Characteristik der Indianer in Südamerica.

Vierzehn Wegstunden von Chancay liegt das Indianische Dorf Huacho, in einem reizenden Thal, durch welches sich der Huaura schlängelt, der in der Provinz Cajatambo entspringt, und in seinem Lauf bis zum Meer mehr als tausend (acres) Acker Landes bewässert. Dieser Ort enthält ungefähr viertausend Einwohner, sämmtlich Indianer; er hat eine geräumige Pfarrkirche und drei kleine Kapellen, sodann eine Filialkapelle zu Laureama, woselbst an Sonn- und Festtagen Messe gehalten wird. Die vornehmste Beschäftigung der Einwohner besteht in der Bebauung ihrer kleinen Chacras, einer Art von Erbzinsgütern oder Meiereien, ferner im Fischen, Salzaushauen in den Salzgruben in der Nähe, und im Strohhutmachen, worin sie sehr geschickt sind.

Die Chacras sind Grundstücke, welche den Indianern von der Regierung auf Lebenszeit gegen eine Abgabe zugetheilt worden sind, welche in der Regel nur ein Sechstel ihres Ertrags beträgt, so daß fünf Sechs-

tel den Indianern für die Kosten und Mühe der Bebauung übrig bleiben. Auch muß man es ihnen zur Ehre nachsagen, daß sie auf die Bewirthschaftung dieser Ländereien die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit verwenden; gewöhnlich bauen sie auf denselben Mais, Waizen, Bohnen, Camotes, Yucas, Kürbisse, Kartoffeln und viele Arten Gemüse. Es giebt hier Obstbäume im Ueberfluß, deren Früchte oft nach Lima zu Markte gebracht werden. Die Hecken oder Zäune bestehen fast ausschließlich aus solchen Obstbäumen, z. B. Drangen, Limonen, Guavas, Pacays, Paltas, u. s. w. An einigen Stellen giebt es Weinreben und Granadillas, welche unter der Last ihrer Früchte zu erliegen scheinen. Der Maguey wird ebenfalls viel in den Hecken gezogen, und giebt, außer einem zu verschiedenem Gebrauch nützlichen Bast (cordayo), durch seinen über zwanzig Fuß hohen Stamm treffliche Balken zum Häuserbau u. dergl., indem dieselben, wenn sie vor Feuchtigkeit bewahrt werden, von fast ewiger Dauer sind.

Ich hatte in Huacho eine ausnehmend günstige Gelegenheit, den Character, die Sitten und Gebräuche der Indianer kennen zu lernen, welche mir sehr gefielen. Sie sind gutmüthig und gastfrei; allein Furchtsamkeit und Mißtrauen geben ihnen das Ansehn von Zurückhaltung und manchmal von Tukmäuserei (sulleness) oder verdrüßlichem, finsterm Wesen. Sie haben ein Sprichwort, welches ihr Benehmen gegen Andere sehr characteristisch bezeichnet und in der spanischen Sprache folgendermaaßen lautet: has ver que eres mi amigo, y hechate a dormir, überzeuge mich, daß Du wirklich

mein Freund bist, und dann kannst Du ruhig schlafen. Freilich möchte man ihnen auch wohl nach der Behandlung, die sie seit Jahrhunderten von den Spaniern erlitten haben, ein solches Mißtrauen gegen alle Fremde schwerlich zum Verbrechen machen können.

Die Indianer auf der Küste von Peru sind kupferfarbig, haben einen kleinen Schädel, kleine schwarze Augen, kleine Nase, deren Nüstern nicht so wie bei den Africanern aufwärts stehen, einen mittelmäßig großen Mund mit schönen Zähnen, ein bartloses Kinn (außer in hohem Alter) und ein rundes Gesicht. Ihr Haar ist schwarz, rauh, schlicht, lockt sich nicht und wächst auf beiden Seiten der Stirn von den Enden der Augenbraunen an; ihr Körper ist gut proportionirt, ihre Schenkel sanft geschwungen, und ihre Füße klein. Ihre Statur ist klein, aber sie sind zur Corpulenz geneigt, wenn sie ein unthätiges Leben führen, und es ist eine sprichwörtliche Redensart, eine wohlbeleibte Person sey tan gardo como un cacique, so fett wie ein Cazike. Die Ausdünstung ihres Körpers ist scharf (acetous), welches von ihrer vegetabilischen Diät herrühren soll. In den kältern Gegenden, wenn gleich unter derselben Breite, ist die Gesichtsfarbe der Indianer heller, vielleicht der Kälte wegen; wiewohl die Araucanier, welche in einem noch viel kältern Clima leben, eine dunkle Kupferfarbe haben.

Ich kann nicht umhin hier verschiedene falsche Behauptungen und Entstellungen zu widerlegen zu suchen, welche sich mehrere berühmte Schriftsteller in Hinsicht der Schilderung des Characters der Peruanischen Indianer zu

Schulden haben kommen lassen, welche letztere ich dem Blicke des vorurtheilfreien Mannes in einem treuern und der menschlichen Natur ehrenvollern Bilde darzustellen hoffe, als ihnen dieß bisher zu Theil ward. Wenn mir dieß gelingt, so werde ich einen der Hauptzwecke erreicht haben, welche mich zu der öffentlichen Bekanntmachung der vorliegenden Schrift veranlaßten.

Bouguer sagt: die „Indianer sind sammt und sonders äußerst träge, sie sind stupid, sie bringen den ganzen Tag auf derselben Stelle hin, ohne sich zu bewegen oder ein einziges Wort zu sprechen." Ich glaube, man kann wohl mit Fug und Recht annehmen, daß in einem jeden heißen Clima eine Neigung zur Trägheit oder Indolenz vorherrschend, ja selbst ganz natürlich ist; denn ein heißes Clima gestattet keine heftige körperliche Anstrengungen, außer wenn die unumgänglichen Lebensbedürfnisse nur mit Schwierigkeit errungen werden können; nun ist aber dieß in Peru gar nicht der Fall, und somit verschwindet der Vorwurf dieses Lasters, wenn es anders ein Laster ist, schon zur Hälfte. Erwägt man nun noch, daß die Indianer keinen besondern Anlaß zu solchen Anstrengungen, die auf mehr als die natürlichen Nothwendigkeiten des Lebens gerichtet sind, haben, daß sie keinen Markt für den Ueberschuß ihrer Producte, oder für die Befriedigung künstlicher Bedürfnisse besitzen, so erscheint die Ursache der Indolenz als etwas eben so Nothwendiges, als sich unter andern Verhältnissen eine Ursache der Betriebsamkeit zeigt. Wenn ein Clima bloß einen Schatten gegen die Sonne oder ein Schirmdach gegen die Regen er-

heiſcht, warum in aller Welt ſollen denn dann die Menſchen ſich ſtattliche Wohnungen in Menge bauen? Wo die Natur von freien Stücken die nöthigen Nahrungsmittel zum Unterhalt der Bewohner hervorbringt, warum ſollen ſich dieſe letztern beſonders anſtrengen, um einen überflüſſigen Vorrath aufzuhäufen? Was dem Mr. Bouguer und Andern als Stupidität erſchien, wird wohl richtiger als Gleichgültigkeit oder Selbſtgenugſamkeit bezeichnet, welche das natürliche Reſultat des Bewußtſeyns iſt ſich im Beſitze aller Mittel zur Befriedigung wirklicher Bedürfniſſe zu finden, ſo wie einer Unbekanntſchaft mit künſtlichen. Soll aber Stupidität im eigentlichen Sinne des Worts gemeint ſeyn, ſo muß ich dagegen behaupten, daß ich dergleichen weder unter den wilden Stämmen von Arauco an dem Fluße Napo, noch bei denen auf den Küſten von Choco gewahr worden bin. Ich erinnere mich, um nur ein Beiſpiel des Gegentheils anzuführen, noch recht gut eines Indianers, Namens Bravo, welcher in Pomasqui beſchuldigt ward, das Maulthier geſtohlen zu haben, welches er mit Obſt beladen aus den Thälern im Oſten von Quito mit ſich gebracht hatte. Als die Anklage vor dem Alcalden vorgebracht wurde, ſo zog der Indianer ſeinen Poncho oder Mantel dem Maulthier über den Kopf, und forderte nun den, der es als das ſeinige in Anſpruch nehmen wollte, auf, zu ſagen, auf welchem Auge es blind ſey. Der Kläger antwortete: „auf dem linken.“ Nun dann, erwiederte der Indianer, kann dieß nicht Euer Maulthier ſeyn, denn dieß iſt auf keinem von beiden Augen blind. Daß ein mit

Sprachvermögen begabtes Wesen sollte „ganze Tage dasitzen, ohne ein einziges Wort zu sprechen," wäre in der That ein starkes Stück und das Non plus ultra der Schweigsamkeit; allein da Mr. Bouguer ihre Sprache nicht verstand, so mag es ihm wahrscheinlich eben so ergangen seyn und er von ihnen dasselbe Compliment verdient haben. Ich fand die Araucanier sehr geneigt zum Sprechen, und die Beredtsamkeit gilt bei ihnen sogar als eine ganz nothwendige Fertigkeit, besonders für die Mapus oder Häuptlinge. Die Peruaner schweigen keineswegs still, wenn sie einander begegnen oder mit einander reisen; und wenn sie auch allerdings nicht sehr wiß- oder neubegierig sind, und keineswegs in Monologen oder Exclamationen über die Schönheiten der sie umgebenden Natur ausbrechen, so unterhalten sie sich doch ungezwungen und gern über die gewöhnlichen Gemeinplätze aller Gespräche, vornehmlich mit Weißen, wofern sie selbige dazu geneigt finden. Mehrere der Indianischen Stämme in Archidona und Napo, welche sich in dem Zustand politischer Unabhängigkeit behauptet haben, verdienen sicherlich nicht den Vorwurf einer stumpfsinnigen Stupidität; ich habe mich in Quichua mit ihnen, obgleich ich ihre Sprache nicht verstand, mittelst Zeichen zu unterhalten gesucht, und bei ihnen ein größeres Maaß von geistigen Fähigkeiten gefunden, als ich zu vermuthen berechtigt war. Man pflegt oft das Hirtenleben als die Uebergangsstufe zur Civilisation zu bezeichnen; allein wenn wir dasselbe in einem Lande nicht finden, woselbst zähmbare Hausthiere gar nicht existiren, so dürfen wir darum

noch keineswegs seine Bewohner, weil sie keine Viehheerden haben, für rohe Wilde erklären; noch verdienen menschliche Wesen diesen Beinamen, welche mit einem Fremdling gern und willig ihre Haabe theilen, und diesen Grad der Gastfreundschaft habe ich oft unter jenen Indianern gefunden.

Mr. Bouguer behauptet ferner von ihnen: „sie sind völlig gleichgültig gegen alle Wohlhabenheit (wealth) und deren Vortheile. Man weiß nicht, was man ihnen anbieten soll, um sie zu Dienstleistungen zu vermögen; es ist vergeblich, ihnen Geld zu bieten, sie antworten immer, sie wären nicht hungrig.“ Die Wohlhabenheit im gewöhnlichen Sinne des Worts kann solchen Menschen keine Vortheile verschaffen, welche nicht die Mittel besitzen, sie benutzen zu können. Wo es keinen Markt giebt, kann man mit Geld nichts kaufen; ein Markt aber ist nutzlos und überflüssig, wo schon an und für sich für die natürlichen Bedürfnisse genugsam gesorgt ist, und man noch keine künstlichen kennt. Wenn übrigens die Indianer die Erzeugnisse ihres Landes gegen Dinge vertauschen können, die ihnen gefallen, so zeigen sie sich dazu stets sehr geneigt. Die Logrono's stehen in Handelsverkehr mit der Stadt Cuenca; die Yumbos, Colorados und Malabas mit Quito; die Chunchos, Pehuenches, Huilliches und noch andere Stämme mit Conception; die Drejonos mit Huanuco, und zahlreiche andere Stämme verkehren häufig mit den ihnen nahgelegenen Ansiedelungen, um ihre Producte gegen Dinge zu vertauschen, welche ihnen zum Nutzen oder zur Zierde dienen könnten. Hätte daher Mr. Bou-

guer ihnen Beile, Aexte, Knöpfe, Machetes oder große Messer, Bogen und Pfeile, oder Gift für ihre Wurfspieße u. s. w. angeboten, so würden sie sich wohl zu Dienstleistungen für ihn verstanden haben.

Dr. Robertson erklärt die Indianer im Allgemeinen zur Zeit der Eroberung ihres Landes durch die Spanier, für weniger cultivirt und wilder, als die Bewohner irgend eines andern Theils der Erdkugel; aber späterhin beschränkt er selbst diesen Vorwurf auf die rohesten Stämme derselben; eine Beschränkung, die in der That sehr nothwendig war, um nur einigermaaßen eine Behauptung zu beschönigen, welche ich geradezu eine verläumderische Anschuldigung zu nennen nicht umhinkann. Offenbar konnte sie nicht von dem Stamm der Muysca-Indianer gelten, die am wenigsten von ihrem biedern Character verloren haben; eben so wenig aber auch von den Peruanern; und was Mexico betrifft, so gab es ja dort mehrere Städte, die, den Berichten von Ferdinand Cortez an den Kaiser Carl V. zufolge, den schönsten in Spanien glichen. Dieses Zeugniß, so wie die noch existirenden Monumente ihrer Geschicklichkeit und Thätigkeit, sprechen stark und genugsam wider Robertson's Behauptung.

Ulloa meint: „man kann sich von ihnen kaum eine andere Vorstellung machen, als die ist, die man von dem Vieh (brutes) hat." Der Papst Paul III. war hierin anderer Meinung, als er in seiner berühmten Bulle die Indianer für werth erklärte, als menschliche Wesen angesehen zu werden. Mit mehr Recht möchte Ulloa gesagt haben, daß man sich kaum eine Vor-

stellung von einer viehischern Behandlung machen kann, als die war, welche viele von ihnen erlitten. Was die Peruaner betrifft, so wurden sie durch die Mita, eine Art von Frohndienst, auf das Aeußerste herabwürdigt, eine Institution, welche mit dem Gesetze der Repartimientos oder Vertheilung der Indianer zur Zeit der Eroberung, zusammenhängend war. Vermöge jenes Gesetzes waren nämlich die Männer gezwungen, ihre Heimath und ihre Familien zu verlassen, und einem gebieterischen Herrn eine festgesetzte Zeit hindurch Frohndienste zu leisten; wenn dieser letztere mit ihren Arbeiten zufrieden war, so trug er dafür Sorge, ihnen etwas Geld oder Geldeswerth über den Betrag des von ihnen zu fordernden Lohns vorzuschießen, und zwang sie dann, ihm so lange zu dienen, bis diese Schuld abgetragen war; mittlerweile war eine neue Schuld entstanden, und so hatten sie es schlimmer als Sclaven, den Namen ausgenommen. Ich bin auf verschiedenen Landgütern in Peru und Quito gewesen, woselbst der jährliche Dienstlohn eines Indianers, wovon er Weib und Kind unterhalten sollte, nicht über achtzehn oder zwanzig Dollars betrug, von denen er noch dazu sieben und einen halben als jährlichen Tribut an den König abgeben mußte. Die gewöhnliche Folge war, daß der Vater als Schuldner seines Herrn starb, und daß seine Kinder auf dem Gute der Bezahlung wegen hörig werden mußten. Hierbei möchte ich nun wohl den Don Antonio Ulloa fragen, wer es denn eigentlich ist, der sich hier als wahrhaft brutal zeigt? Die Hütten dieser armen Indianer bestehen aus einigen übereinander

gelegten, nicht einmal durch Mörtel verbundenen, Steinen, mit Stroh oder langem Gras gedeckt, welches die unglückseeligen Bewohner weder vor der Sonne noch dem Regen schützt; ein kleines Zimmer enthält die ganze Familie; ihr Bett besteht aus einem oder zwei Schaafsellen; Kleider besitzen sie nicht außer denen, die sie am Leibe tragen; ihr ganzes Hausgeräth besteht aus ein Paar irdnen Töpfen, und ihre Nahrung aus einer kleinen Quantität Gerste. Wer, der einen Funken von christlicher Liebe besitzt, kann dieß mit ansehen und statt diese armseeligen Geschöpfe zu bemitleiden, sie „Thiere" nennen? Wenn übrigens Ulloa von denselben sagt: „nichts stört die Ruhe ihrer Seele, die auf gleiche Weise gegen Elend und Wohlbefinden gleichgültig ist", so kann man ihm Recht geben. Geboren unter der Geißel eines tyrannischen Gebieters, der Grausamkeit eines fühllosen Verwalters (Mayordomo) preisgegeben, fürchten sie allerdings kein Unglück, denn ihre Lage kann unmöglich noch elender werden, als sie schon ist; von Wohlbefinden aber haben sie gar keine Idee, denn dieß ist ein Seegen, der von dem Boden entwichen ist, an welchen sie gefesselt sind.

Ulloa fährt fort: „obgleich halb nackend, sind sie so zufrieden, wie ein König in seinem glänzendsten Prachtgewande." Und bildet sich der Spanier ein, daß diese armen Geschöpfe körperlich wie geistig völlig gefühllos sind? Ist denn etwa ihr Leib unempfindlich gegen die Eindrücke des scharfen Windes oder kalten Regens? Können die, welche halbnackenden, halbverhungerten Sclaven gleichen, sich glücklich fühlen? Wenn sich etwas auf ihrem Gesichte malt, so kann es doch wohl nur der dü-

stere Blick der Verzweiflung und nicht das Lächeln der Zufriedenheit seyn, „Furcht macht keinen Eindruck auf sie, und Ehrfurcht eben so wenig". Dieß ist eine Phrase, aus dem Munde einiger Spanischen Gebieter genommen, die damit ihre eigene Grausamkeit zu beschönigen suchten. „Ihr Character ist so eigenthümlich, daß man nicht auf denselben einwirken, und sie nicht aus ihrer Apathie herausreißen kann, an welcher alle Bestrebungen der menschenfreundlichsten Personen gleichwie an einem Zauberpanzer abprallen. Kein Mittel vermag sie zu bewegen, aus ihrer tiefen Unwissenheit herauszugehen, oder die leichtsinnige Nachlässigkeit abzulegen, welche alle Mühe und Sorge derjenigen, die sich für ihr Wohlergehen interessiren, vereitelt." Wenn ein Mensch von einem stolzen und tyrannischen Gebieter sich bis noch unter das Vieh, welches er waidet, herabgewürdigt sieht: wenn Hunger, Kälte und Erschöpfung ihn an nichts denken lassen, als an die Ruhe der Nacht oder des Grabes: was soll ihn denn aus dem Zustand der Gleichgültigkeit oder passiven Verzweiflung (despondency) herausreißen, welchen Sennor Ulloa schildert? Dieß aber ist die Lage des Südamericanischen Indianers sowohl auf den großen Landgütern, als in den Obrages oder Manufacturen gewesen. Er scheut sich, sein Tagewerk früher zu vollenden, um nicht noch mehr Arbeit aufgelastet zu bekommen: er wagt nicht fröhlich und munter zu seyn, weil ihm dieß der Aufseher für Frechheit auslegen würde: er wagt nicht sich reinlich oder gut zu kleiden, denn das erstere würde als Zeichen der Nachlässigkeit in seinen Dienstverrichtungen, das letztere als die Frucht ei-

nes Diebstahls angesehen werden. Ich erinnere mich hierbei sehr wohl der Worte des frommen Dr. Rodriguez in Quito, der zu mir sagte, daß die Hälfte der Heiligen oder Märtyrer der katholischen Kirche in der Hoffnung der ewigen Seeligkeit des ewigdauernden Ruhms nicht so viel Entbehrungen und Leiden erduldeten, als einer dieser Indianer thut, aus Furcht seinen grausamen Herrn zu reizen, oder um seine Lage etwas zu bessern. „Wie theuer, fügte er hinzu, ist die christliche Religion diesen einstmals glücklichen unschuldigen Geschöpfen zu stehen gekommen, und zu was für einen wucherischen Preis ist sie ihnen nicht von den übermüthigen Krämern verkauft worden, die sie einführten!"

„Kein Mittel vermag sie aus ihrer groben Unwissenheit herauszureißen", sagt el Sennor Ulloa. Aber was für Mittel hat man denn versucht? Keine Schulen sind für sie eingerichtet worden, keine Personen angestellt, um ihnen Unterricht zu ertheilen, ausgenommen etwa ein alter Mann oder Mönch, der einmal in der Woche ihnen ihre Gebete gelehrt hat, und ich kann mit gutem Gewissen versichern, daß Tausende von Indianern, die bei Weißen im Dienste stehen, in diesem leben und sterben, ohne ein anderes Buch zu Gesichte zu bekommen, als das Meßbuch auf dem Altar, oder ihres Herrn Hausrechnungsbuch auf seinem Tische.

Doch wenden wir uns jetzt weg von diesem betrübenden Anblick, und betrachten wir diejenigen Indianer, welchen das Glück eines größern Antheils an vernünftiger Freiheit zu Theil ward, und welche, mehr auf glei-

cher Stufe mit ihren weißen Nachbarn stehend, bessere Gelegenheit hatten, denselben zu beweisen, daß sie der menschlichen Natur nicht zur Schande gereichen, noch des ehrenvollen Namens von Menschen unwürdige Wesen sind!

Die Ortschaften Huacho und Eten, welche fast ausschließlich von Indianern bewohnt werden, können füglich zur Abschilderung des Characters derselben in ihren geselligen Verhältnissen dienen. Ihre Beschäftigungen zu Huacho habe ich bereits erwähnt; in Eten besorgen sie die Manufactur verschiedener Baumwollenwaaren, als Tisch- und Tellertücher, gewirkte Bettdecken (counterpanes), die zum Theil ausnehmend fein und mit seltsamen Figuren durchwoben sind, ferner Strohmatten und Hüte u. s. w. Dieß ist ein hinlänglicher Beweis, daß der Indianer keineswegs zur Arbeit abgeneigt ist, wofern er nur auch die Früchte derselben selbst genießt.

Ulloa hat den Character des Americanischen Indianers ganz entstellt, wenn er behauptet: „daß derselbe mit derselben Gleichgültigkeit das Amt eines Alcalden oder Richters, so wie das eines Henkers annähme.“ Ein Indianischer Alcalde ist auf seine Vara, die Insignie seines Amtes, eben so stolz, als mancher Mayor oder Bürgermeister in England auf seine Amtstracht; er führt dieselbe überall bei sich, und trägt stets Sorge dafür, daß man ihm die seinem amtlichen Character gebührende Ehrerbietung zolle. Als der Oidor oder Obertribunalrath Don Sennor Abendanno im J. 1807 durch die Indianische Stadt Sechura reis'te, hatte er es unterlassen gehabt, sich den nöthigen Paß von dem Governa-

dor von Paita mitgeben zu lassen; der Indianische Alcalde begehrt denselben zu sehen; der Didor erklärte ihm, daß er keinen hätte, und fügte zugleich hinzu, daß er einer der Räthe oder Minister bei der königlichen obersten Justizbehörde in Lima sey; „und Ich, erwiderte der Indianer, bin der oberste Justizbeamte in Sechura, und hier gilt meine Vara mehr, als die Eurer Herrlichkeit; Ihr müßt also entweder selbst nach Paita zurückkehren, um Euch mit einem Passe zu versehen, oder Jemanden deßhalb dahin abschicken; bis derselbe ankommt, werden zwei meiner Gerichtsdiener Eurer Herrlichkeit aufwarten, und zugleich dafür Sorge tragen, daß Ihr Eure Reise nicht ohne Paß fortsetzt."

Die Menge von Indianern, sowohl von den auf der Küste, als im Innern des Landes Gebornen, welche die heiligen Weihen empfangen, ist ein überzeugender Beweis, daß es ihnen keineswegs an geistigen Anlagen fehlt, und daß sie nicht unfähig sind, eine wissenschaftliche Ausbildung zu erlangen, wo nicht durch ihre Gelehrsamkeit sich auszuzeichnen. Mehrere derselben haben sich bereits in den Gerichtshöfen von Lima, Cusco, Chuquisaca und Quito rühmlich bekannt gemacht; zu diesen gehört Manco Yupanqui in Lima, der Generalanwalt der Indianer, den ich persönlich kannte. Er war in der Lateinischen Literatur wohl bewandert, verstand die Französische und Englische Sprache sehr gut, und galt für den einzigen in Lima, der das Griechische gründlich inne hatte. So kenne ich auch den Vicerector des Collegiums del Principe, Don Jose Huapayo, einen Zögling des Collegiums San Carlos, welcher

seine trefflichen natürlichen Anlagen sehr gut ausgebildet hat.

Man hat den Indianern eine außerordentliche Feigherzigkeit Schuld gegeben; allein dieser Vorwurf kann unmöglich die Stämme der Araucanier, Darier u. s. w. treffen. Während des gegenwärtigen Krieges in Südamerica haben die Indianer noch mehr als ihren Antheil am Kampfe über sich genommen, und wenn der unglückliche Pumucagua von Cusco, so wie Pucatoro von Huamanga, mit Waffen und Munition gehörig versehn gewesen wären, so würden sie nicht von Ramires und Maroto überwältigt worden seyn.

Die Indianer, welche unter den Creolen und Spaniern an den Küsten von Peru und in der Provinz Guayaquil leben, sind fügsam, gefällig und etwas furchtsam oder schüchtern. Diese Furchtsamkeit hat ihnen den Vorwurf einer völligen Gleichgültigkeit gegen alle Ereignisse des Lebens zugezogen; allein wenn sie auch, wie schon früher bemerkt worden, keine besondere Neu- oder Forschbegierde besitzen, so darf man diese Gemüthsstimmung deßwegen doch keineswegs Apathie nennen. Sie zeigen sich in der Bewirthschaftung ihrer Ländereien und Gärten betriebsam, wenden Sorgfalt auf ihre anderweiten Beschäftigungen, und erfüllen gewissenhaft die ihnen obliegenden Verbindlichkeiten; auch kennen sie den Werth der Reichthümer, suchen sich dergleichen zu erwerben, und sind begierig darauf, für reich zu gelten, wenn sie gleich sich damit nicht brüsten. Eheliche Untreue ist sehr selten; sie sind liebevolle Aeltern, was denn auch ihren Kindern in der Regel Dank-

barkeit und Folgsamkeit einflößt. Robertson behauptet: „daß Keuschheit eine zu verfeinerte Idee für einen Wilden sey." Allein hierin, wie anderwärts, verdient seine, aus Spanischen Schriftstellern geschöpfte Compilation keinen Glauben. Hätte er selbst nur die Hälfte der Länder durchreis't, welche er beschreibt, oder selbst den Nationalcharacter der Völker beobachtet, die er schildert, so würde er sich ganz anders ausgedrückt haben. Keuschheit ist unter den Peruanern häufiger und Ehebruch seltener, als in den meisten Ländern der Alten Welt. Auch bemerkt ja der genannte Schriftsteller selbst: „in America sey, selbst unter den rohesten Stämmen, eine gesetzmäßige Verbindung zwischen Mann und Weib allgemein üblich, und die Rechte der Ehe anerkannt und gültig gewesen." Dieß ist aber sicher ein Beweis, daß Keuschheit allerdings diesen sogenannten Wilden bekannt war; denn, daß die Polygamie, welche durch Gesetz oder Herkommen geheiligt ist, die Keuschheit nothwendig ausschlösse, will mir keineswegs einleuchten.

Sie befleißigen sich in Hinsicht ihrer Personen der Reinlichkeit, besonders aber in Hinsicht ihrer Nahrung; in der Regel leben sie enthaltsam, wiewohl sie bei Festen sich der Schwelgerei und dem Trunke ergeben. Wenn gleich sie aber zu dem letztgenannten Laster etwas geneigt sind, so fröhnen sie demselben noch nicht beständig, und die Weiber sind demselben so sehr abgeneigt, daß ich niemals eine von ihnen berauscht sah. Ich bemerkte oft, wenn ich mich unter den Indianern aufhielt, daß sie sehr wenig schlafen; sie schwatzen bis tief in die

Nacht, und stehen dennoch am frühen Morgen auf, besonders wenn sie ein Geschäft vorhaben, welches ihre Aufmerksamkeit oder Thätigkeit in Anspruch nimmt; z. B. wenn sie ihre Aecker bewässern wollen, dazu aber bloß des Nachts sich Wasser verschaffen können, oder wenn sie ihre Maulthiere zum Behuf einer Reise besorgen müssen. In solchen Fällen können sie drei bis vier Nächte hintereinander sich den Schlaf versagen, ohne daß ihnen dieß übel zu bekommen scheint; am Tage aber pflegen sie selten oder nie zu schlafen. Im Ganzen sind sie übrigens sehr abergläubisch; alte Weiber sind immer in Gefahr, für Hexen gehalten zu werden, und wenn Jemand stirbt, so wird sein Tod als Folge einer Bezauberung angesehen. Wenn Jemand ein Kind oder auch junges Thier lobt, so wird einer der Umstehenden nicht unterlassen, ein Dios lo guardo! (Gott behüte es!) auszurufen, um es vor der Bezauberung durch den sogenannten Scheelblick (evil eye) zu bewahren. Sie werden in Hinsicht auf die christliche Religion, deren äußerliche Vorschriften und Gebräuche sie höchst gewissenhaft beobachten und mitmachen, als Neophyten betrachtet und sind der Inquisition nicht unterworfen; auch sind sie nicht in der Zahl derjenigen mit inbegriffen, welche sich die obenerwähnten päpstlichen Bullen oder Ablaßbriefe kaufen dürfen.

Ich lernte in Huacho eine alte volksthümliche Sitte der Peruaner kennen, welche das Naca-Fest heißt. Man pflegt dort den Kindern das Haar nicht eher zu beschneiden, bis sie ungefähr ein Jahr alt sind. Zu dieser Epoche versammeln sich die Verwandten oder

Freunde in dem Hause des Vaters, und einer von ihnen schneidet dem Kind eine kleine Locke ab, indem er ihm zugleich etwas zum Geschenke giebt. Dieselbe Ceremonie fand bei den alten Peruanern bei Gelegenheit der Namengebung (oder Taufe, wie wir sagen) des Kindes statt, dessen Name gewöhnlich mit irgend einem besondern Umstand in Beziehung stand, welcher sich an diesem Tage in Hinsicht des Kindes ereignete. So wurde z. B. der siebente Inca von Peru Yahuar Huacar, der Blutweinende, genannt, weil an diesem Tage einige Tropfen Blut in seinen Augen enthalten waren; und der vierzehnte Inca, Huascar, erhielt diesen Namen, weil die Großen des Reichs ihn bei der Feier des Naca oder des Haarbeschneidens mit einer goldnen Kette, Huasco, beschenkt hatten.

In diesem Dorfe hörte ich zuerst die mündliche Sage von dem ersten Inca, Manco Capac, welche mir späterhin die Indianer in verschiedenen Gegenden dieses Landes ebenfalls und zwar als eine ihrer Ueberzeugung nach durchaus wahre Geschichte erzählten. Ein weißer Mann, sagen sie, ward von einem gewissen Cocapac, einem Caziken oder Häuptling eines Stamms, auf der Küste angetroffen; er befragte den Weißen mittelst Zeichen, wo er her sey, und erhielt zur Antwort, er wäre ein Engländer. Er nahm ihn mit sich nach Hause, wo er eine Tochter hatte; der Fremdling blieb bei ihnen, bis die letztere ihm einen Sohn und eine Tochter geboren, worauf er starb. Der alte Mann nannte den Knaben Ingasman Cocapac, und das Mädchen Mama Ocllo; sie hatten eine schöne weiße Gesichtsfarbe

und blondes Haar, und eine eigenthümliche, von der der Indianer verschiedene Tracht. Durch die Erzählungen jenes Fremdlings von der Lebensweise und Regierung anderer Völker, wurde Cocapac veranlaßt, den Plan zur Erhebung seiner Familie zu fassen. Er unterrichtete seine Enkel, wie sie sich zu benehmen hätten, und begab sich mit ihnen zuerst in das Thal von Cusco, woselbst einer der bedeutendsten Stämme der Indianer wohnte. Diesen that er kund, daß die Sonne, ihr Gott, ihnen zwei ihrer Kinder gesendet habe, um sie glücklich zu machen und zu regieren; sie sollten nur am folgenden Morgen bei'm Sonnenaufgang auf einen gewissen Berg Condor Urco gehen, und jene aufsuchen; zugleich sagte er ihnen, daß die Viracochas, Sonnenkinder, Haar gleich den Strahlen und Augen gleich der Farbe der Sonne hätten. Die Indianer begaben sich auch zur anberaumten Zeit nach jenem Berg und fanden den Jüngling und das Mädchen, hielten aber beide ihre Farbe und Gestalt wegen für einen Zauberer und eine Hexe, und schickten sie nach dem sogenannten Hexenthal Rimac Malca, woselbst jetzt Lima steht. Cocapac war seinen Enkeln aber gefolgt und brachte sie in die Nähe des See's Titicaca, wo ein anderer mächtiger Stamm der Indianer seinen Wohnsitz hatte, denen er das nämliche Mährchen erzählte, und die Viracochas bei'm Sonnenaufgang an dem einen Ende des See's aufzusuchen gebot. Dieß thaten sie, fanden jene an der bezeichneten Stelle, und erkannten sie als die Kinder ihres Gottes und als ihre Regenten an. Durch diesen glücklichen Erfolg ermuthigt, beschloß Cocapac, sich an

den ungläubigen Indianern von Cusco zu rächen, und nachdem er seine Enkel von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, erklärt er den Indianern, daß der Viracocha Ingasman Cocapac (Inca Manco-Capac) beschlossen habe, sich einen Residenzort auszusuchen; sie sollten demselben mit ihren Waffen versehen bis zu der Stelle folgen, wo er seinen goldnen Stab oder Scepter in den Boden stecken würde; dieß würde der gewählte Ort seyn. Die Sonnenkinder zogen nun mit ihrem Volk in die Ebene von Cusco, dessen Bewohner, über ihre Wiedererscheinung bestürzt und von der Ueberzahl ihrer Begleiter überwältigt, sie jetzt als die Kinder ihres Gottes und als ihre Gebieter anerkannten. Auf diese Weise ward das Reich der Incas gegründet.

Eine sonderbare Aehnlichkeit findet sich zwischen dieser Sage und einer andern, die ich von dem Don Santos Pires in Rio de Janeiro im J. 1823 hörte. Seiner Erzählung gemäß soll vor der Entdeckung von Brasilien ein Engländer Schiffbruch gelitten haben, und in die Hände der Coboculo-Indianer gefallen seyn; er hatte von dem Wrack noch eine Muskete nebst einiger Munition gerettet, womit er die Indianer theils in Furcht setzte, theils ergötzte, von denen er Camaruru, der Mann des Feuers, genannt, und zu ihrem König gewählt wurde. Er lehrte ihnen verschiedene Dinge, die sie bisher noch nicht kannten (gerade wie dieß Manco Capac und Mama Ocllo in Hinsicht der Peruaner thaten), und er lebte noch zur Zeit der Eroberung Brasilien's, wobei er nach Portugal geschafft, und hierauf von dem König Emanuel mit der unbeschränkten Souveränität

über ein Thal in der Nähe von Bahia beschenkt wurde. Don Santos, der mir diese Geschichte mittheilte, ist der Bruder des Baron da Torre, und beide stammen in gerader Linie von Camaruru ab, worauf sich jener nicht wenig zu Gute zu thun schien, indem er hinzufügte, daß bis zu der gegenwärtigen Zeit kein einziger von den Nachkommen jenes in gerader Linie sich jemals mit einer Portugiesin verheirathet habe.

Die Muysca-Indianer in den Ebenen von Cundinamarca nennen als ihren ersten eigentlichen Gesetzgeber einen weißen Mann mit einem Barte, welcher die verschiedenen Namen Bachica, Nemquetheba und Suhé führt. Dieser Greis lehrte ihnen, wie Manco Capac, Hütten zu bauen und in geselliger Verbindung zu leben, das Land zu pflügen und zu ärndten, sich zu kleiden, so wie noch andere Gemächlichkeiten des Lebens; aber sein Weib, welche ebenfalls drei verschiedene Namen, Chia, Yubecayguaya und Huythaca, hat, glich nicht der Mama Ocllo, welche den Peruanerinnen spinnen, weben und Tuch färben lehrte, sondern wirkte im Gegentheil ihrem Gemahl bei allen seinen guten Unternehmungen entgegen. Dieser letztere ward, wie Manco Capac, für einen Sohn der Sonne gehalten, beförderte den Ackerbau, gab weise Gesetze, und trennte die bürgerliche und geistliche Oberherrschaft, welches der Inca von Peru nicht that, der vielmehr eine Theocratie gründete. Der erste von den Nachkommen Bachica's, der sich nach der Niederlegung seiner Regierung nach Tunca oder dem heiligen Thal zurückzog, hieß Huneahua, die darauffolgenden, welche der Sage nach an zweitausend

Jahre über den Stamm der Muysca's geherrscht haben sollen, heißen von dem Namen der heiligen Stadt Tuncas, woraus die Spanier Tunja's gemacht haben.

Gleichergestalt redet auch die Tradition der Mexicaner von einem bärtigen weißen Mann als Gesetzgeber, Quatzalcoati genannt, welcher Hoheprieſter zu Cholula, Haupt einer religiösen Secte und Gründer einer Staats- und Rechtsverfassung war: er predigte seinem Volke den Frieden, und schaffte alle der Gottheit dargebrachte Opfer ab, ausgenommen die Erstlinge der Früchte.

Wir haben hier also die Sage von vier Weißen; die von den Bewohnern der neuen Welt durch das Merkmal des Barts bezeichnet wurden, ein Merkmal, was ihnen natürlich sehr auffallen mußte, da sie selbst bartlos sind. Zwei von ihnen sollen Engländer gewesen seyn, und dieser Glaube ist noch so allgemein herrschend, daß ich Engländer mehrmals von den Indianern als ihr Landsmann und Stammverwandter erklärt wurde, und ihnen in ihrem Lieblingsgetränk Chicha Bescheid thun mußte. Diese gleiche Erscheinung der vier bärtigen Weißen, von denen drei Prieſter und Gesetzgeber waren, ereignete sich übrigens an von einander sehr weit entfernten Orten; der erste trat in Rio de Janeiro auf unter'm 22° 54′ 10′ s. Br. u. 42° 43′ 45″ w. L.; der andere in Cusco unter'm 13° s. Br., 81° w. L., der dritte in Cundinamarca unter'm 4° 35′ n. Br., 74° 8′ w. L. und der letzte in Cholula unter'm 19° 4′ n. B. und 93° 14′ w. L.

Die Tradition von Manco Capac, Bachica und Quatzalcoati stimmen auf gleiche Weise in der Vorhersa-

gung der in einer künftigen Zeit bevorstehenden Ankunft bärtiger Männer und der Eroberung des Landes durch dieselben überein. Diese Prophezeihung war dem Pizarro, Benalcazar und Cortez ausnehmend günstig, und trug viel zu der Unterwerfung der Peruaner, Mexicaner und Muysca's bei, wodurch zugleich der Grund zu dem herabgewürdigten Zustand ihrer Nachkommen gelegt ward.

Aus einigen Nachrichten über die Regierungsform der Incas von Peru ergiebt sich, daß diese letztern sich sehr gut auf den Character des Volks verstanden, welches sie zu beherrschen hatten. Das ganze Reich war gleichsam nach dem Modell eines großen Klosters organisirt, in welchem jedes Individuum seine angewiesene Stelle und Verrichtung hatte, ohne das Verfahren der Obern, zumal des Hohenpriesters oder Inca's, und die Rechtmäßigkeit ihrer Gebote untersuchen zu dürfen. Der unbedingte leidende Gehorsam gegen die Anordnungen der höchsten Gewalt, selbst in ihren gleichgültigsten Handlungen oder Verrichtungen, mußte nothwendig allen Unternehmungsgeist lähmen und die emporstrebende Nacheiferung im Keime ersticken. Daher fehlt es denn auch den Peruanischen Indianern an einer lebendigen Vaterlandsliebe, und an Energie für Kraftanstrengungen, welche nicht von den Befehlen ihrer Obern ausgingen. Ihre Verehrung des Andenkens ihrer Incas übersteigt übrigens noch jetzt allen Glauben, besonders in einigen Theilen des Innern, woselbst die Hinrichtung jener durch Pizarro noch jährlich dargestellt wird. Bei diesem Schauspiel ist ihre Trauer so innig und tief-

gefühlt, obwohl übertrieben, ihre Gesänge so wehmüthig, und das Ganze eine Scene von so tieferschütternder Traurigkeit, daß ich selbst als Zuschauer mich nie enthalten konnte, meine Thränen mit den ihrigen zu vermischen. Die spanischen Behörden haben mehrmals versucht, diese Darstellungen abzuschaffen, wiewohl ohne Erfolg, obgleich zu diesem Endzweck mehrere königliche Verordnungen erlassen worden waren. Die Indianer in dem Gebiet von Quito weben schwarze Tücher, und sagen, daß dieß zur Trauer für ihre Incas geschieht, von denen sie jederzeit in einem wehklagenden Tone reden. Ich kann übrigens diese Characteristik nicht endigen, ohne nochmals zu wiederholen, daß ich sowohl von den noch ununterjochten Stämmen der Indianer im Osten und Westen von Quito, und den kriegerischen Araucaniern, als auch von denen, die der Herrschaft der Spanier unterworfen waren, jederzeit auf das Gutmüthigste und Ehrenvollste behandelt worden bin, und niemals werde ich, wenn von ihrem Character die Rede ist, die Gefühle der Dankbarkeit verläugnen, welche sie in mir erregt haben.

Ein langes Lebensalter ist unter den Peruanischen Indianern etwas Gewöhnliches. Ich war selbst bei der Beerdigung zweier Individüen in einem kleinen Dorfe gegenwärtig, von denen das eine ein Alter von 109, das andere von 127 Jahren erreicht, beide aber bis zu den letzten Tagen vor ihrem Tode eine vollkommene Gesundheit genossen hatten. Bei einer Untersuchung des Kirchenbuchs von Barranca fand ich, daß in sieben

Jahren eilf Indianer beerdigt worden waren, die zusammengenommen 1207 Jahre gelebt hatten.

Die Krankheiten, von denen die Indianer, sowohl an der Küste von Peru als im Innern, am meisten heimgesucht werden, sind inflammatorischer Natur, Auszehrung in den Jahren der Mannbarkeit, und Seitenstechen (pleuresis) im Alter. Mit welchem Rechte man den Ursprung der Syphilis in America gesucht hat, kann ich nicht entscheiden; aber den wilden Stämmen in Arauco, Archidona, Napo und anderwärts, so wie auch denjenigen, welche in kleinen Ansiedlungen unter den Spaniern leben, ist sie völlig unbekannt; und obgleich ich in dieser Hinsicht sehr sorgfältige Erkundigungen einzog, so ist mir doch kein einziges Beispiel dieser Krankheit vorgekommen, außer in den größern Städten, wo sie dann auch sich nur auf eine gewisse Volksclasse beschränkte.

Die außerordentliche Verminderung der Indianischen Bevölkerung in Peru, kann mit Recht beunruhigend genannt werden. Man hat verschiedene Theorien aufgestellt, um dieß Phänomen zu erklären; allein meiner Meinung nach hat keiner derselben die wahre Ursache getroffen. Einige haben es der Einführung der Kinderblattern zugeschrieben; allein das Gift dieser Krankheit wurde ja dort, wie in Europa, durch Inoculation, und neuerdings durch die Kuhpockeneinimpfung gemildert, welche mit großen Kosten von Spanien aus im J. 1805 durch einen Befehl Carl's IV. eingeführt wurden. Nicht weniger denn achtzig Knaben wurden in einem Kriegsschiff über den Ocean geschifft, um durch

succeſſive Anſteckung das Fluidum von dem einen auf den andern zu übertragen und ſo zu erhalten; und in Lima ward ein eignes Collegium mit gut beſoldeten Profeſſoren unter dem Präſidium des Vicekönigs für die Bewahrung dieſes „magnum Dei donum,“ wie es in der königlichen Verordnung mit Recht genannt ward, gegründet. Bei der Nachforſchung in mehrern Kirchenbüchern fand ich, daß die Zahl der Todten nicht gewöhnlich zu der Zeit ſich vermehrt hatte, wenn die Kinderblattern grade graſſirten; wiewohl ohne Zweifel mehrere Jahre nach der Eroberung viele Leute durch dieſe Krankheit, aus Unkunde der richtigen Methode ihrer Behandlung, umgekommen ſeyn mögen. Vielleicht gaben auch oft die Geſunden aus Furcht vor Anſteckung oder aus Aberglauben die Kranken einem Uebel preis, welches ihnen als eine zu ihrer Vernichtung von den Spaniern eingebrachte Krankheit erſchien.

Andere haben dieſe Verminderung dem Umſtand zugeſchrieben, daß eine Menge Indianer in den Minen umgekommen ſey, in welche ſie durch das ſchon erwähnte Repartimiento-Geſetz und die Mita, oder Frohne, getrieben wurden; dieß aber möchte doch nur in der erſten Zeit nach der Eroberung jene Wirkung gehabt haben. Noch Andere haben ſich eingebildet, daß das geſellige Leben ſich nicht mit ihrer Natur vertrage: allein dieß iſt leeres Geſchwätz; denn die Gemächlichkeit (comfort), Regelmäßigkeit und die übrigen heilſamen Folgen dieſer Lebensweiſe können unmöglich der menſchlichen Natur ſchädlich ſeyn. Ueberdieß waren ja die, welche neuerdings unter der Spaniſchen Herrſchaft in Peru leb-

ten, früherhin der ihrer Incas unterworfen, und jene Abnahme zeigte sich auf gleiche Weise an der Küste, woselbst die Indianer gewißermaaßen noch ihre eigenen Herren sind, als im Innern des Landes, wo dieß nicht der Fall ist. Vielleicht mag die Einführung der hitzigen Getränke die Verminderung der derselben früherhin ungewohnten Volksmenge bewirkt haben, und sollte dieß wirklich der Fall seyn, so ist das Uebel wohl unheilbar. Ausgemacht aber ist es, daß die Vertheilung des Landes in große Landgüter, wie sie Vielen der Eroberer und ersten Colonisten verliehen wurden, ein verderblicher Irrthum war, dessen üble Folgen in mehrfacher Hinsicht sich oft bemerklich machen, vornehmlich aber darin, daß dieß System dem Wachsthum der Bevölkerung sehr schädlich ist.

Vierzehntes Capitel.

Huaura. Barranca. Die Zuckerplantage zu Huaito.

Zwei Wegstunden nördlich von Huacho liegt die Stadt Huaura. Sie besteht aus einer langen Straße und enthält ungefähr zwei tausend Einwohner, unter denen sich einige achtbare Creolische Familien befinden; sie hat eine Pfarrkirche, ein Franciscanerkloster und ein Hospital. Ihrer Lage wegen, da sie durch eine Hügelreihe von dem Meer getrennt, und dadurch der frischen Seeluft beraubt wird, ist die Hitze dort sehr drückend; diesem Umstand schreibt man eine Hautkrankheit zu, welche ein bläuliches Mahl auf der Haut zurückläßt. Sie herrscht vorzüglich bei den Mulatten vor, und die von ihr ergriffenen Neger behalten immer einen fast weißen Fleck, welcher von den Eingebornen Carati genannt wird.

In der Nähe von Huaura liegt die Plantage Ingenio, welche früherhin den Jesuiten gehörte. Hier wird das Zuckerrohr durch Walzen ausgepreßt, die durch ein Wasserrad, welches das erste in Peru errichtete gewesen seyn soll, in Bewegung gesetzt werden.

Eine sehr schöne backsteinerne Brücke von einem sechs und zwanzig Ellen breiten Bogen, deren Centrum sieben und vierzig Ellen über dem Bett des mit der Stadt gleichnamigen Flusses sich erhob, war bei dem Eingang der Stadt errichtet worden; ein Erdbeben zerstörte sie aber am 1. December 1806, und die alte hölzerne Brücke, welche früher zu ihrem Schutze eine Redoute hatte, wurde wiederhergestellt.

Der Englische Pirat Eduard David überfiel und eroberte Huaura im J. 1685, und ließ den Alcalde de la hermandad, Don Blas Carrera, den er zum Gefangenen gemacht hatte, hinrichten. Dieß schreckte die Einwohner so sehr, daß sie sofort die Stadt verließen, und auch sich nicht bewegen ließen die Betrunkenheit der Matrosen in der Nacht zu benutzen, um die ihnen angethanen Beleidigungen zu rächen; sie fürchteten gefangen und auf dieselbe Weise wie ihr Alcalde behandelt zu werden.

Das Thal von Huaura erstreckt sich ungefähr zwölf Wegstunden nach Osten zu, und enthält viele treffliche Landgüter, Zuckerplantagen und ungefähr dreitausend Sclaven.

Sieben Wegstunden von Huaura liegt das Dorf Supe, mit einer Pfarrkirche und achthundert Einwohnern, deren Mehrzahl Indianer sind. Zwischen diesen beiden Orten ist eine weite Ebene, Pampa de medio mundo genannt, welche vor der Epoche der Eroberung bewässert werden konnte. Die Spuren der alten Asequias, oder Canäle, sind noch immer zu sehen, und geben Zeugniß von den ungeheuren Arbeiten der alten

Peruaner sowohl, als von ihrer außerordentlichen Kunst, das Wasser zum Behuf der Bewässerung ihrer Felder bis zu unermeßlichen Entfernungen, und zwar ohne Hülfe von Maschinen, zu leiten; der Hauptcanal hier erhielt sein Wasser aus dem Flusse Huaura, und führte es in Windungen um den Fuß der Berge zehn Wegstunden weit, in seinem Laufe sehr schöne Ebenen bewässernd, welche jetzt bloß Sandwüsten sind.

In der Nähe von Supe finden sich die Ruinen einer großen Indianischen Stadt, und nicht weit davon die einer zweiten auf einer Anhöhe erbauten, woselbst ohne Zweifel kein Wasser zum Behuf der Bewässerung herbeigeschafft werden konnte; denn, wie ich schon früher bemerkte, die Indianer bauten ihre Orte nur auf solchen Stellen, die nicht zum Feldbau benutzt werden konnten. Ich erlangte an diesem Orte die vollste Ueberzeugung, daß die Indianer ihre Todten in den Wohnungen begruben, in welchen sie gelebt hatten, deren ich viele ausgraben ließ. Man scheint sie mit allem demjenigen begraben zu haben, was sie zur Zeit ihres Todes gerade besaßen; ich habe Weiber mit ihren Töpfen, Pfannen und irdnen Krügen gefunden, von denen einige sehr seltsam geformt waren und bewiesen, daß sich die Indianer auf die Kunst der Töpferei gut verstanden. Ferner fand ich in diesen Huacas lange Stücken baumwollnes Zeug, ähnlich dem noch jetzt von den Indianern verfertigten und Tocuyo genannten; ferner viele Kürbisse, Quantitäten von Indianischem Korn oder Mais, Bohnen, Quinuas, Pisangblätter, Federn vom Strauß aus den Ebenen von Buenos Ayres, verschiedene Klei-

der, Spaten, Lanzen und Keulen von Palmholz: kleine Puppen von Baumwolle, deren Kleider den noch jetzt von den Weibern von Caja tambo und Huarochiri getragenen glichen: und Krüge, mit Chicha gefüllt, der bei seiner Entdeckung noch süß war, aber sobald er der Luft ausgesetzt ward, in kurzer Zeit sauer wurde. Die Hauptveranlassung zur Ausgrabung dieser Huacas ist die Hoffnung, Schätze in ihnen zu finden; und ich habe selbst darin Ringe und kleine mit einer Art Henkel versehene Schaalen von Gold von der Größe eines halben Hühnereies, die wahrscheinlich in den Ohren getragen werden, gefunden. Auch werden zehn Zoll lange und zwei Zoll breite Blätter Silber, so dünn wie Papier, häufig ausgegraben, so wie man gewöhnlich in dem Munde der Leichen ein mit ihnen eingescharrtes kleines Stück Gold findet. Die Leichen selbst sind wegen der salpeterartigen Qualität des Sandes und der fast vollkommnen Trockenheit des Bodens, noch völlig wohlerhalten und nicht im Geringsten entstellt, obgleich viele von ihnen wohl schon vor dreihundert Jahren begraben seyn mögen; ebenso haben sich ihre Kleider noch vollkommen erhalten; beide aber fielen bald auseinander, sobald sie der Sonne und Luft ausgesetzt waren.

Ich grub unter andern einen Mann aus, dessen Haar von seinen Augenbrauen aus über seine ganze Stirn gewachsen war, so daß man von derselben gar nichts gewahr wurde; eine Menge getrockneter Kräuter, einige kleine Töpfe und verschiedene Puppen waren mit ihm begraben wurden, und die Indianer, die ihn sahen, versicherten mir, er müßte ein Brujo, d. h. Wahrsager oder

Zauberer gewesen seyn; ich aber war geneigter, ihn für einen Arzt zu halten. Vielleicht hatten wir indessen beiderseits Recht, indem jene beiden Beschäftigungen dort ziemlich verwandt oder gleichartig seyn mochten.

Ungefähr drei Wegstunden südlich von Huacho liegen die Salinen oder Salzgründe. Dieses Erzeugniß der Natur ist mit Sand bald mehr bald weniger dick überdeckt; unter demselben befindet sich nun die acht bis zwölf Zoll dicke Schicht von solidem Salz, welches mittelst eiserner Stangen und Aexte ausgebrochen oder ausgehauen wird. Nach Verlauf von drei Jahren ist das Salz wieder stark genug herangewachsen, um von neuem ausgehauen werden zu können, und aus dieser kleinen Ebene, deren Flächeninhalt nicht über fünf Quadratmeilen beträgt, wird genug Salz für den Bedarf des größern Theils von Peru und Chile gewonnen. Es wird dasselbe in das Innere des Landes auf dem Rücken von Maulthieren gebracht, nach den verschiedenen Orten der Küste aber durch Schiffe, für welche es hier einen trefflichen Haven, de las Salinas genannt, giebt, wiewohl auch einige ihre Ladung in dem von Huacho einnehmen, welcher nicht so bequem ist.

Ich hielt mich mehrere Monate in dem kleinen Dorfe la Barranca auf, und erlebte hier das große Erdbeben, welches sich am 1. December 1806 ereignete, und der allgemeinen Annahme nach einer der periodischen Stöße gewesen war, welche in Lima und seiner Nachbarschaft gefühlt wurden. Man nennt in dieser Reihefolge diejenigen, welche sich in den Jahren 1586, 1609, 1655, 1690, 1716, 1747 und 1806 ereigneten.

Dieß letztere Erdbeben erstreckte indessen seine verheerenden Wirkungen nicht bis zur Hauptstadt; vielmehr scheinen dieselben sich auf den etwa zehn Wegstunden breiten Zwischenraume zwischen den Flüssen Barranca und Huaura beschränkt zu haben. Uebrigens wurde der Erdstoß zu Ica, hundert Wegstunden südlich, verspürt, wiewohl man in Huaras, das doch nur dreißig Wegstunden östlich lag, nichts von demselben empfand.

Kein dumpfes Getöse ging dem Erdstoß vorher, ein Umstand, welcher von verschiedenen alten Leuten als etwas Ungewöhnliches angesehen und von ihnen mit den Worten bezeichnet wurde: „der Stoß sey so plötzlich gekommen, daß ihn die Hunde nicht hörten, und die Schweine nicht rochen." Als ich mich nach der Bedeutung dieses Ausdrucks erkundigte, wurde ich belehrt, daß in der Regel jedesmal bei einem heftigen Erdstoß derselbe erst durch das Heulen der Hunde und das Grunzen der Schweine im Voraus verkündigt werde. Dieß mag wohl daher rühren, daß die auf der Erde liegenden Hunde das fernher rollende Getöse oder die Erschütterung selbst früher wahrnehmen als die Menschen, so wie daß die Geruchsnerven der den Boden aufwühlenden Schweine durch die gasartigen Dünste, die aus der Tiefe emporsteigen, afficirt werden. Unmittelbar nach dem Stoß sahen viele Leute Flammen aus dem Meer emporschlagen, und Andere einen Theil eines niedrigegelegenen Grundes an der Küste, Totoral genannt, im Feuer stehen. Das an diesem Ort zu dieser Zeit waidende Vieh starb bald darauf an den Wirkungen, wel-

che diese brennenden Dünste auf das Gras gehabt hatten.

Die Bewegung des Bodens während des Erdbebens war oscillirend, und glich dem Wogen der Meereswellen; das Gefühl, welches ich empfand, war dem ähnlich, was man in einem Boote bei der Annäherung an das Land empfindet. Die Bewegung war so heftig, daß einige Bouteillen Wein und Branntwein, die auf einem zwei Ellen hohen und drei Ellen von der Thür entfernten Sims in einem Laden standen, auf die Straße über zwei Fuß weit von der Thüre geschleudert wurden: wenn sie also von dem Gesimse ohne eine sie vorwärts stoßende Kraft heruntergestürzt wären, so mußte die Wand sich so geneigt haben, um mit ihrer natürlichen Basis einen Winkel von 25° zu bilden.

Der Boden ward an verschiedenen Stellen aufgerissen: Haufen von Sand und einer Art Schlamm oder Lehm (mud) wurden in die Luft gewirbelt: Bäume entwurzelt, und die Kirche so wie mehrere Häuser, sowohl in Barranca als in Supe, stürzten zusammen; die Stadt Pativilca dagegen, obgleich dieselbe nur zwei Wegstunden von Barranca entfernt auf der entgegengesetzten Seite des Flusses liegt, litt nur ganz unbedeutend. Die Schwankungen der Erde dauerten ein und zwanzig Minuten; doch fand nur ein einziger Stoß statt und kein unterirdisches Getöse wurde vernommen. Das Land erhebt sich an der Seeküste drei und funfzig Ellen steilrecht über die Meeresfläche; nichtsdestoweniger wurden mehrere Boote und Canots von den Wogen bis beinah auf die Spitze des Ufers geschleudert und blie-

ben in den Bäumen hängen; und länger als zwei Monate darauf wurden unzählige Haufen Fische täglich in die Bucht getrieben.

Vielleicht kann die an dem Gras zu Totoral, so wie an diesen Fischen verspürte Wirkung einiges Licht auf das Problem der oben schon erwähnten durch die Erdbeben veranlaßten Unfruchtbarkeit des Bodens werfen, zumal insofern die gasartige Materie, nachdem sie sich verdichtet, auf der Oberfläche des Bodens liegen blieb, und um so besser ihre verzehrenden Einwirkungen auf denselben äußern konnte, als sie durch keinen Regen fortgeschwemmt oder vertilgt wurde.

Ein alter Mulatte, der einer von den vier Personen war, die dem Erdbeben in Callao im J. 1746 entgangen waren, versicherte mir, daß die damalige Erschütterung, durch welche jene Stadt von dem Meer verschlungen ward, ihm nicht so heftig vorgekommen sey, als die gegenwärtige des J. 1806.

In der Nähe von Barranca liegt ein guter Anker- und Landungsplatz, de la Barranca genannt, und ungefähr eine Meile nordwärts von dem Dorfe ist der Fluß gleichen Namens. Während der Regenzeit schwillt er in einigen gebirgigen Gegenden des Innern so sehr an, daß er ohne dir Hülfe der Chimbadoros (Fährleute) nur mit großer Gefahr passirt werden kann. Sein Boden ist sehr steinig, welches ebenfalls üble Folgen nach sich ziehen kann, wenn die Pferde nicht einen sichern Tritt haben und an das Durchwaten von Strömen gewöhnt sind; sein Lauf aber ist so reißend, daß er den Gebrauch von Böten oder Canots nicht gestattet. Et-

wa sechs Wegstunden von der gewöhnlichen Durchfurth in der Nähe des Dorfes de Cachas ist eine Häng- oder Schwingbrücke aus Tauen oder Stricken, die aus den Fasern der Blätter des Maguey (einer Art Aloe) gemacht sind. Diese hoch in der Luft schwebenden und sehr schwankenden, obwohl sichern und für reißende Bergströme sehr passenden Brücken sind überhaupt in Südamerica häufig, und heißen Fuentes de maroma oder de amaca; die Indianer nennen sie Cimpachaca's (Strickbrücken) oder auch Huascachaca's. Die größte derselben war die über dem Fluß Apurimac, welcher zwischen Lima und Cusco fließt; sie war 240 Fuß lang und 9 Fuß breit, wurde aber im J. 1819 zerstört, indem der Strom so hoch anschwoll, daß er sie mit sich fortriß.

Zwei Wegstunden von Barranca nordwärts liegt das hübsche Dorf Pativilca, in welchem keine Indianer leben. Früherhin war es eine mit Waldungen überdeckte Gegend, welche Verbrechern zum Schlupfwinkel diente; aber der Vicekönig Castelforte sendete Leute dahin, um ein Dorf zu gründen und eine Kirche zu erbauen, und bot allen denjenigen Amnestie an, welche die Wälder verlassen und sich in dem neuen Orte ein Haus bauen würden. Durch diese weise Politik erreichte er auch seinen Endzweck, indem er viele Uebelthäter auf den rechten Weg zurückführte und die Straße für Reisende sicher machte.

Während meines Aufenthalts in Barranca hatte ich eine treffliche Gelegenheit, den Zustand der Sclaven in den dortigen Pflanzungen, namentlich den Zuckerplantagen kennen zu lernen, und ich will hier eine kurze Schilderung der zu Huaito befindlichen mittheilen, welche

eine der am besten eingerichteten ist, die ich sah, und der Donna Josefa Salasar de Monteblanco gehört.

Diese Plantage ist hauptsächlich dem Bau des Zukkerrohrs so wie der Fabrication des Zuckers gewidmet; doch ist ein Theil derselben auch für die gewöhnlichen Agriculturgegenstände bestimmt, z. B. den Bau des Maises, der Bohnen, Camoten, Calebassen u. s. w., so wie die Waide für das Vieh. Die Anzahl sämmtlicher bei derselben gebrauchten Sclaven beläuft sich auf sechs hundert und zwei und siebzig, und der Ertrag des jährlich dort gewonnenen Zuckers ist nach der mir von dem Aufseher der Fabrik, Don Manuel Sotil, mitgetheilten Berechnung folgender:

An feinem (clayed) Zucker 9,555 Laibe oder Hüte, jeder im Durchsch. 50 Pf. wiegend, und den Centner zu 10 Dollars gerechnet,	47,770 Doll.
An Chancaca od. grobem braunen Zuck. in Kuchen	6,000 Doll.
An grobem Zucker aus dem Absud oder Wegwurf (refuse)	1,500 —
An Molasses, die auf dem Landgute verkauft werden	600 —
Werth des Gesammtertrags des Zuckers	55,870 Doll.

Die Ausgaben betragen:

An Kleidern für die Sclaven, 10 Doll. à Person	3,720 Doll.
Besoldung des Kaplans	200 —
— des Wundarztes . . .	300 —
— des Aufsehers	500 —
— des Zuckersieders . . .	800 —
Preise, die den Sclaven ertheilt werden	600 —
Arzneien	200 —
Summa	6,320 Doll.

Es ergiebt sich sonach aus dieser Berechnung, daß nach Abzug aller Kosten für die Bebauung des Rohrs und die Zubereitung des Zuckers, ein Gewinn von 49,550 Dollars jährlich abgeworfen wird. Außer diesem findet sich aber noch ein zweiter, ebenfalls sehr beträchtlicher, welcher aus der Hütung des Viehs auf ausgedehnten Kleefeldern und der Mast von Schweinen resultirt. Auch blieb in der Regel noch eine bedeutende Quantität Mais und Bohnen übrig, die nicht consumirt, sondern verkauft wurde; so wie überhaupt der Reinertrag des ganzen Landgutes, dessen Gesammtwerth, die Gebäude, Sclaven und Geräthschaften mit inbegriffen, auf 962,000 Doll. geschätzt ward, bei weitem über fünf Procent dieses Capitals einbrachte und mit Hülfe der gehörigen Maschinen für die Bebauung und Fabrication des Zuckers das Doppelte einbringen könnte.

Ich habe bei obiger Rechnung keinen Abzug für die Ernährung der Sclaven gemacht, weil sie von den Früchten des Landgutes unterhalten werden, von denen noch eine beträchtliche Menge zum Verkauf übrig bleibt, und deren Erlös wohl noch mehr als die angegebenen Kosten für die Bekleidung Jener betragen möchte.

Das in der Regel in Peru cultivirte Zuckerrohr ist das sogenannte Creolische (the creole); aber in dem Jahr 1802 wurden Pflanzen von dem Otaheitischen Zuckerrohr von Jamaica aus durch Don Jose Merino zuerst nach Guayaquil, von da aber im J. 1806 nach mehrern Plantagen in Peru gebracht, und der vortheilhafte Erfolg des Anbaus dieser letztern Art macht es wahrscheinlich, daß die Creolische allmälig verdrängt

werden und jener Platz machen werde. Das Otaheitische Zuckerrohr wächst nämlich auf demselben Boden und bei gleicher Bearbeitung wie das Creolische, zu der Höhe von neun oder zehn Fuß binnen achtzehn oder zwanzig Monaten, während das Creolische zu sechs Fuß Höhe fünf- oder sechs und dreißig Monate braucht. Das größere Rohr der erstern hat sieben bis acht Zoll im Durchmesser; das der letztern dagegen hat deren selten über drei und einen halben; endlich geht auch bei Zubereitung des erstern, welches viel zäher ist, bei weitem weniger Saft verloren, als bei der des letztern. Zwar soll der von dem Otaheitischen gewonnene Zukker mehr Schleim als eigentlich Salzgehalt haben, sowie weniger consistent, und deßhalb auf langen Reisen oder bei langdauernder Magazinirung mehr der Decomposition ausgesetzt seyn; allein der Peruanische Zukkerbauer hat diese Nachtheile nicht zu fürchten, weil dort immer im Lande selbst eine unmittelbare Nachfrage nach diesem Artikel ist, und er höchstens bis nach Chile ausgeführt wird.

Das Rohr wird gewöhnlich in der nebligten Jahreszeit gepflanzt, damit es schon Wurzel fasse, bevor das trockne Wetter eintritt; das Erdreich wird dazu durch wiederholtes Pflügen und durch Zerschlagen der Klöße durch Keulen vorbereitet, weil man dort den Gebrauch der Eggen und Walzen zu diesem Behufe nicht kennt. Die Pflüge sind keineswegs vortheilhaft eingerichtet, sondern plump und unbequem, und die Einführung einer bessern Art derselben, so wie auch der andern Geräthschaften, würde eine bedeutende Hülfe für die Hand-

arbeit seyn; auch wäre es sehr vortheilhaft, wenn man jenen nicht die trägen störrischen Ochsen, sondern Pferde oder Maulthiere vorspannte.

Die Zuckerrohrpflanzen (canes) werden in Löcher (drills) gepflanzt, die mit der Hacke gemacht sind, und die Furchen sind dergestalt gezogen, daß, wenn das zur Bewässerung bestimmte Wasser zu dem obern Ende oder Theile des Feldes hereingelassen ist, dasselbe dann ohne Hinderniß zu dem niedrigern gelangen kann; bevor jedoch diese Bewässerung stattfindet, werden die Pflanzen erst mit Erde bedeckt. Nach Maaßgabe der Trockenheit der Jahreszeit und der Qualität des Bodens wird die Bewässerung während des Sommers drei oder viermal wiederholt, wobei das Wasser gewöhnlich vier und zwanzig Stunden lang auf dem Felde stehen bleibt. Wenn das Rohr reif ist, so wird es dicht an dem Boden abgehauen, und alle Blätter werden abgestreift und nebst dem Abfall, nachdem das ganze Feld gemäht worden, verbrannt; unmittelbar hierauf werden die Wurzeln bewässert, das Zuckerrohr aber auf dem Rücken von Eseln nach den Mühlen geschafft.

In einigen Gegenden der Provinz Guayaquil sowie an der Küste von Choco hauen die Eingebornen, welche für ihren eignen Bedarf, für Rum, Guarapo und Zuckersyrup (molasses) den Zucker bauen, immer bloß den eben reifgewordenen und lassen den noch unreifen einstweilen stehen; sie entblößen dann die Wurzeln des Rohrs, vermischen die so erhaltene Erde mit der in den Furchen befindlichen, und bedecken die Pflanzen wiederum mit dieser Mischung. Durch Wiederholung dieser

Operation bei dem jedesmaligen Hauen oder Mähen des Rohrs, haben sie dann eine ununterbrochene Reihenfolge von Aerndten und niemals einen Mißwachs zu besorgen, während in Peru eine Plantage eigentlich nur zwei Aerndten giebt; denn der Ertrag der dritten reicht oft kaum hin, um den Boden für die nächste Aerndte zu bepflanzen.

Die allgemeine übliche Methode das Zuckerrohr auszupressen wird mittelst drei vertical gehöhlter messingener Cylinder bewerkstelligt, welche von einem Paar Ochsen in Bewegung gesetzt werden; diese Ochsen sind an die zwei entgegengesetzten Enden eines großen über den Cylindern befindlichen, hölzernen Rades gespannt, dessen Mittelpunct an der Axe des Centralcylinders befestigt ist, dessen Kämme oder Zähne die rotirende Bewegung den beiden andern Walzen mittheilen. Dieß langsame Auspreß-Verfahren wird auf sehr vielen Plantagen beobachtet; allein in der von Huaito vertritt ein Wasserad die Stelle der Ochsen, indem Ein solches Rad sich in jeder Mühle findet. Noch viel bedeutendere Verbesserungen und Ersparnisse könnten übrigens bei diesem ganzen Geschäft angebracht werden, in'sbesondere, wenn man statt der bisherigen meist hölzernen Maschinen, z. B. der Räder, sich dergleichen von Eisen bediente.

Der Saft des Rohrs wird in dem Siedehaus in eine große Pfanne von Glockengut gethan, nachdem man in dieselbe vorher erst eine kleine Quantität Kalk (lime) hineingeworfen; aus diesem Behälter wird er sodann in großen Kürbißflaschen oder Calebassen in eine zehn Fuß tiefe Pfanne gebracht, woselbst er zu einer

gewissen Consistenz verdampft. Man schüttet von Zeit zu Zeit ein halbes Nösel (Pint) von einer mit großem Aufwand aus der Asche des Epino oder Huarango zubereiteten ätzenden Kleie (caustic ley), in die Pfanne, worauf jedesmal eine beträchtliche Quantität Bodensatz (fecula) auf der Oberfläche der Masse erscheint, welcher sofort mit einem aus einer großen Calebasse gemachten Schaumlöffel abgeschöpft wird. Wenn der Syrup kühl geworden ist, so wird er in eine andere Pfanne gethan, worin er bis zu der zur Crystallisation erforderlichen Consistenz verdampft; hierauf wird er in die Gießform (mould) gebracht und darin öfters umgeschüttelt; am folgenden Morgen wird er in das Reinigungshaus (purging-house) geschafft, und daselbst der untere Boden der Gießform weggenommen, worauf die grobe Molasses oder Zuckerhefen heraus- und abfließt; der Zucker wird sodann in der Gießform, die einem umgestülpten Kegel gleicht, in das Kleihaus (claing-house) gebracht, und mit feiner Kleie (soft clay), von der Consistenz des geschlagenen Teiges (batter), angemacht (poured on). Diese Operation wird drei- bis viermal oder so oft wiederholt, bis der Zuckerhut oder Laib von der Molasse völlig gereinigt ist; dann wird er aus der Form genommen und auf das Lager (store) zum Trocknen gebracht.

Die ganze Procedur erheischt etwa einen Monat oder fünf Wochen, nach Maaßgabe der Jahreszeit, in der sie vorgenommen wird; denn bei nebligter Witterung geht sie viel rascher von statten, als bei trockner. Ungleich andern Gegenden, woselbst das Zuckerrohr nur zu einer bestimmten Zeit gehauen werden kann, findet

dieß, so wie die eigentliche Zuckerfabrication, auf der Küste von Peru das ganze Jahr hindurch statt. Uebrigens könnte, wie schon angedeutet worden, theils durch eiserne Maschinerie und durch geschicktere Technik dieß einträgliche Geschäft noch sehr verbessert und vervollkommnet werden. Wenn man die Verdampfung des Zuckersafts durch die Hitze einer Dampfmaschine bewerkstelligte, oder doch allen Druck der Atmosphäre auf die Oberfläche der kochenden Flüssigkeit verhinderte, so würde eine beträchtliche Menge Zucker, die bei der gegenwärtig üblichen Methode entweder verbranut oder zu Hefen wird, erhalten werden; ein Vortheil, der wenigstens zu dreißig Procent anzuschlagen seyn möchte. Gleichergestalt würde eine verbesserte Art von Destillirkolben (stills) für die Branntweinbrennereien in Pisco, Ica, Canete und andern Weingegenden, so wie für die Rumfabriken ungemein vortheilhaft seyn; zumal da die veränderte politische Lage Südamerica's die frühern Prohibitivgesetze oder Monopole aufheben, und namentlich der Zuckerfabrikant sehr gern den Bodensatz, aus welchem Rum destillirt werden kann, auf eine nützlichere Weise als bisher verwenden wird; denn gegenwärtig geht er ihm entweder ganz verloren, oder dient doch nur den Ochsen und Eseln zur Nahrung, welche ihn mit großer Begierde verzehren.

Die Behandlung der Sclaven auf dem der Donna Josefa Salasar de Monteblanco zugehörigen Huaito ist vortrefflich, und verdient von einem jeden Pflanzer nachgeahmt zu werden; sie gereicht nicht allein zur Verbesserung der Lage des Negers, sondern auch zugleich

zum Nutzen seines Herrn, und ich kann nicht umhin, einige diesen Gegenstand betreffende Notizen zum Schlusse dieses Capitels mitzutheilen.

Ein Sclave wurde zu Huaito niemals ohne den ausdrücklichen Willen der Gebieterin körperlich gestraft, welcher der Aufseher über das Vergehn jenes Bericht erstatten mußte, worauf sie selbst die Zahl der verwirkten Peitschenhiebe bestimmte. Auf diese Weise wurde verhindert, daß eine Züchtigung nicht etwa ungehöriger Weise noch während der Hitze der Leidenschaft oder unter dem Einflusse der Rachsucht stattfand. Auch wurde kein Sclave heimlich gestraft, allen Gegenwärtigen aber das Verbrechen bekannt gemacht, dessen er sich schuldig gemacht hatte. Doch wurde den Negern in der Regel keine Verantwortung oder Läugnung gegen die Anklage des Aufsehers gestattet, sondern diese als wahr und begründet angenommen, weil es dem Letztern an der unumgänglich nöthigen Autorität Abbruch thun würde, wenn jene durch Widerspruch seine Glaubwürdigkeit in Zweifel ziehen, oder ihn Lügen strafen dürften.

Wenn ein Sclave entfloh und wieder eingefangen wurde, so mußte er für das erste Vergehn dieser Art eine Kette so viele Wochen hindurch tragen, als er Tage abwesend gewesen war; bei dem zweiten Male wurde er zur Arbeit in den Mühlen verurtheilt, welche für die beschwerlichste und zugleich schimpflichste Beschäftigung angesehn wird; nach der dritten Flucht mußte er am Tage über mit einer Kette am Beine in der Mühle arbeiten, und des Nachts in einem Gefängniß schlafen; blieb auch diese Strafe ohne Wirkung, so wurde

er verkauft. Kehrte der Flüchtling von freien Stücken wieder zurück, so wurde ihm das erstemal die Strafe ganz geschenkt; bei'm zweiten erlitt er die auf das erste Mal gesetzte Strafe u. s. f.

Um die Ehen zu befördern, wurden alle unehlich geborne Negerkinder in ihrer Jugend verkauft; dasselbe geschah, wenn das Kind schwarzgelb oder ein Mulatte oder Zambo war, um hierdurch die Negerinnen von dem Umgange mit Mannspersonen aus den benachbarten Dörfern abzuhalten. Die Negerinnen wurden von ihrem elften oder zwölften Jahre an von den Männern abgesondert, und schliefen innerhalb der Mauern des Herrschaftshauses unter der Aufsicht einer Duenna, bis sie verheirathet wurden. Die größte Sorge wurde für die schwangern Weiber getragen, sowohl in Hinsicht auf ihre Befreiung von der Arbeit, als auf angemessene Kost; auch war ein besonderes Gebäude, das Niederkunftshospital genannt, für sie bestimmt und mit Betten und den übrigen Bequemlichkeiten versehen.

Wenn eine Sclavin sechs Kinder so weit aufbrachte, daß sie gehen konnten, so erhielt sie ihre Freiheit, oder eine Befreiung von der Arbeit drei Tage in der Woche für sich und ihren Ehemann; und wenn sie an diesen Tagen doch noch auf dem Gute arbeiteten, so erhielten sie dafür ordentliche Bezahlung. Als eine Besserung dieser Einrichtung schlug ich vor, entweder dem Vater oder der Mutter für jedes Kind einen Tag in der Woche Befreiung von der Arbeit zuzugestehen; und die Donna Josefa erkannte die Angemessenheit dieses Vorschlags an, weil, wie sie sich ausdrückte, die völlige Manumission

eines Sclaven in der Jugend sein Verderben, und im Alter der Anfang seines Elends ist. Sie versicherte mir, daß sie nach und nach funfzig Sclaven die Freiheit gegeben hätte, von denen aber leider kein einziger ein nützliches Mitglied der Gesellschaft geworden sey, obgleich sie in der Jugend entlassen worden, und mehrere von ihnen auf die Kosten ihrer Gebieterin verschiedene Gewerbe erlernt hatten. Ich selbst habe auch in der That häufig die Bemerkung gemacht, daß neun Zehntheile der in den Gefängnissen von Lima befindlichen Verbrecher freigelassene Sclaven, meistens Zambos, waren.

Die vornehmste Nahrung der Sclaven zu Huaito war Maismehl, welches in Wasser bis zur Consistenz eines dicken Brei's gekocht, und zu welchem eine Quantität von Molasse hinzugefügt wurde; ferner Bohnen, auf dieselbe Weise gekocht. Ein oder zwei Mal in der Woche hatten sie Fleisch, entweder frisches oder geräuchertes Rindfleisch. Die ihnen bestimmte Quantität war vollkommen hinreichend, und ich habe sie häufig mit dem, was sie selbst nicht aufzehren konnten, ihr Hühnergeflügel füttern gesehen. Jeder verheirathete Mann so wie jede Wittwe oder Wittwer wurde jährlich mit einem jungen Ferkel beschenkt, welches sie mit dem Wegwurf (refuse) des Zuckerrohrs und einigen von ihnen gezogenen Kürbissen nähren, und dann mit Mais mästen, den sie auf den kleinen, jedwedem verheiratheten Manne eigenthümlich überlassenen Ländereien mit den Ochsen und Werkzeugen der Gutsherrschaft bauen; eine Einrichtung, welche den Endzweck hat, die Sclaven zur Ehe

zu ermuntern und sie an Sonn= und Festtagen von dem Müssiggang abzuhalten. Im Durchschnitt werden von den Sclaven zu Huaito jährlich zwei hundert gemästete Schweine, jedes zu zwölf Dollars, verkauft, dergestalt, daß jährlich zwei tausend vier hundert Dollars unter Jene bloß für diesen Artikel vertheilt werden; aber Einige, die noch mehr Betriebsamkeit besitzen, mästen zwei, drei oder vier Schweine, indem sie den Mais dazu kaufen. Einen überzeugenden Beweis von ihrem behaglichen Leben bietet die Feier des Sonntag Nachmittags dar; man sieht da die Negerinnen mit weißen Mousselin= oder buntgedruckten Calico=Gewändern angethan, mit goldnen Ohringen, Halsbändern und Rosenkränzen geschmückt, und mit einer Menge von Tüchern versehen, in Strümpfen und buntfarbigen Schuhen mit den jungen Negern bei dem Schall ihrer großen Trommeln und unharmonischen Gesänge ihre Tänze aufführen; ein Schauspiel, welches jeden Zuschauer überzeugt, daß die Gemüther Jener frei von allem Kummer und von Sorge ist.

Jeder Sclave erhält jährlich zwei Arbeitskleider; die Männer ein Flanellhemd und wollne Hosen, die Weiber einen Flanellunterrock und ein baumwollnes Hemd mit Schleifen; ferner bekommen sie leinene Tücher (blanket) und Ponchos, kaufen sich aber alles Uebrige, was sie an Kleidern besitzen, von ihrem eignen Gelde. Es werden unter ihnen wöchentlich Geldprämien so wie eine kleine Quantität Taback unter die besten Arbeiter vertheilt, und allen der Schaum oder Bodensatz u. s. w.

vom Zucker überlassen, woraus sie sich ein gährendes Getränk, Guarapo, zubereiten.

Der Ort, in welchem die Sclaven hier wie in jeder andern Plantage schlafen, heißt Galpon, und ist ein großes Viereck mit einer zwölf Fuß hohen Mauer umgeben, in welchem sich die kleinen, aber nettgehaltenen, Häuser, so wie in der Mitte ein freier Raum für den Tanz und ihre andern Lustbarkeiten, befinden.

Messe wird jeden Morgen um sechs Uhr gehalten und kann von Allen bequem erst gehört werden, da die übrigens nicht schweren Arbeiten auf dem Felde erst um sieben Uhr anfangen; Mittags ruhen sie zwei Stunden aus, und machen jederzeit um sechs Uhr Feierabend, manche auch schon um vier Uhr, worauf sie ihre eignen kleinen Ländereien besorgen. Ich bin gewiß, daß ein Taglöhner in England an Einem Tage mehr arbeitet, als ich jemals in den Spanischen Colonien einen Sclaven an Drei Tagen arbeiten sah. Die in den Mühlen Angestellten müssen allerdings länger arbeiten, aber dieß ist auch eine Strafe für Verbrecher, eben so ist jenes bei den Arbeitern in der Zuckerfabrik der Fall, welche übrigens dagegen immer auch eine geraume Zeit, von dem Geleertwerden einer Pfanne bis zum Wiedersieden in derselben, für sich übrig haben, welche sie mit Mattenflechten oder Strümpfestricken auszufüllen pflegen.

Die Sclaven müssen jeden Sonn- und Festtag sich sämmtlich zur Messe einfinden, und werden jedes Jahr einmal zur Beichte und Abendmahl aufgefordert. Der Kaplan unterrichtet die Knaben und Mädchen in den nöthigen Gebeten und Katechismuslehren, und hat

die Aufsicht über die moralische Aufführung der Sclaven, die er in Fällen von Vergehungen durch Anzeige derselben an die Gebieterin, der Bestrafung überantworten kann.

Ich weiß nicht, auf welche Weise die Sclaven in den Britischen Colonien behandelt werden mögen, bin aber geneigt zu glauben, daß die Milde und Gelindigkeit, welche die Spanier oder Spanischen Creolen in dieser Beziehung zeigen, den Engländern und Englischen Creolen fremd seyn möchten. Sollte das Loos der Englischen Sclaven aber wirklich nicht schlimmer seyn, als das der Spanischen, so befinden sich jene offenbar glücklicher und besser, als die handarbeitenden Classen der freien Bewohner des Mutterlandes; und ich bin überzeugt, daß, wenn ein Sclave nach England gebracht würde und in den Stand der halbverhungerten über ihre Kraft sich abarbeitenden Tagelöhner eintreten müßte, er Gott flehentlich um die Gnade bitten würde, ihn zu seinem alten Herrn zurückzusenden, der ihn speisete, wenn er hungrig, kleidete, wenn er nackt, und seiner pflegte, wenn er krank war. Uebrigens was auch zur Verbesserung des Zustandes der Englischen Sclaverei nöthig seyn mag, so ist doch das dringendste Bedürfniß, daß die Sclaven sich einer unpartheiischen Rechtspflege erfreuen, und Gleichheit vor dem Gesetz genießen; wie denn überhaupt überall die Errichtung besonderer Gerichte für die Sclaven, mit gehörig salarirten und von den Pflanzern unabhängigen Richtern besetzt, den Sclavenstand von einem seiner größten Uebel befreien würde. Es ist eben so widersinnig und unvernünftig, daß der Kläger und

Richter, oder der Vertheidiger und Verbrecher, Eine und dieselbe Person sind, als daß dasselbe Gesetz nicht zugleich den Herrn wie den Sclaven beherrschen dürfte, oder daß der Richter nicht dieselbe Norm befolgen sollte, nach welcher er über Andere sein Urtheil fällt; und ich hoffe aufrichtig zur Ehre meines Vaterlandes und meiner Landsleute, daß diese letztern so fühlen mögen, wie unser guter Onkel Tobias: „es ist das Kriegsglück, Trim! welches jetzt uns die Geißel in die Hand gegeben hat; wer sie später führen wird, daß weiß nur der Himmel; aber mag es seyn wer will, ein braver Mann, Trim, wird sie nie unbarmherzig brauchen.“

Funfzehntes Capitel.

Die Meierei Vinto. Paramonga.

Auf der andern Seite des Flusses, Huaito gegenüber, besuchte ich die Meierei Vinto, in welcher Hornvieh in einer beträchtlichen Menge gezogen wird. Die Kühe läßt man die Kälber aufziehen, sie selbst aber nur selten melken. Dr. Robertson spricht von einer Ausartung der Thiere in den Spanischen Colonien innerhalb der heißen Zone so wie an deren Gränzen; allein in Hinsicht auf Peru ist er hierin sicherlich ganz falsch berichtet worden; das Hornvieh ist dort zwar nicht so groß wie in Lincolnshire, im Ganzen aber doch eben so groß, wie das in dem übrigen England, so wie in Frankreich und Spanien. Wenn es mit Klee (lucern) gefüttert wird, so ist sein Fleisch ungemein fett, saftig und wohlschmeckend. Schweine zieht man in Vinto ebenfalls in großer Menge und mit gutem Vortheile, da die Ferkel, wenn sie zehn bis sechszehn Monat alt und gut aufgefüttert sind, das Stück zu sechs bis neun Dollars verkauft werden. Schaafe dagegen werden zwar

auf der dortigen Küste nicht viel gezogen, aber zahlreiche Heerden derselben jährlich aus dem Innern zur Waide dorthin getrieben und für den Limaner Markt gemästet; der gewöhnliche Handel zwischen dem Schaafzüchter und dem Pachter besteht darin, daß der Letztere für die Waide die während der Zeit geworfenen Lämmer erhält, deren ungefähr hundert und funfzig auf jedes Hundert Schaafe gerechnet werden. Die Schaafe lammen in Südamerica zweimal im Jahr, gewöhnlich im Juni und December. Das Gestüte von Pferden und Maulthieren war in Rinto von keinem bedeutenden Umfange; doch waren einige der letztern sehr trefflich und wurden auf hundert bis hundert und funfzig Dollars das Stück geschätzt.

Sowohl in Rinto als in der ganzen Umgegend wird eine sehr beträchtliche Quantität Waizen geärndet, und Mais, Bohnen von fünf oder sechs Arten, Linsen, Garbanzos, Camotes, Yucas und Kartoffeln werden theils für den eigenen Hausbedarf, theils für den Markt zu Lima von den dortigen Pächtern oder Landgutbesitzern ebenfalls in bedeutender Menge gebaut. Der erste Waizen war im J. 1535 von der Donna Maria de Escobar, Wittwe des Don Diego de Chares, nach Lima gebracht worden, und bestand nur aus wenig Körnern, die sie selbst säete und pflegte. In der Einfalt und Herzlichkeit jener guten alten Zeit, lud sie alle ihre Freunde ein, um die erste Aerndte des Waizens in der Neuen Welt mit einem Feste zu feiern, und beschenkte einen jeden derselben mit einigen Körnern; auch sollen einige Aehren auf den Altar in der Dominicanerkirche

als Opfer niedergelegt worden seyn. Es war jedoch eigentlich schon früher, im J. 1528, Waizen nach Mexico gebracht worden, und zwar durch einen dem Ferdinand Cortez zugehörigen Negersclaven, der zufällig einige Waizenkörner unter dem Reis fand, mit welchem die Armee versorgt ward. In Quito wurde der erste Waizen in der Nähe des Franciscanerklosters von dem Pater Jose Rixi gesäet, welcher denselben aus Europa in einem kleinen, etwa ein Quart haltenden irdnen Krug mitbrachte, der noch jetzt in dem Kloster aufbewahrt wird und dem ich bei einem Besuche des letztern im J. 1809 mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme schenkte, als allen übrigen mir vorgewiesenen Reliquien allzumal, worüber sich freilich der fromme Sacristan, der uns jene zeigte, sehr zu verwundern schien.

Die Bäume der dortigen Gegend, welche Bauholz liefern, sind der Molle und der Espino oder Huarango; der letztere giebt auch treffliche Holzkohlen, von denen starke Ladungen nach Lima geschafft werden. Die Sennespflanze findet sich in Ueberfluß in den Zäunen, und Weiden und Pappeln werden dort sehr hoch. Die Indigopflanze wächst wild in den Feldern; ich habe einigemal den Scharlachwurm (cochineal) auf einer Art Fackeldistel (cactus) bemerkt, die ihrer Frucht, der Stachelbirne (prickly pear), wegen cultivirt wird; im Innern heißt er pilcay, und aus einigen baumwollnen Kleidungsstücken, die ich in den Huaca's fand, ergiebt sich, daß seine färbende Eigenschaft, so wie auch die des Indigo, den alten Peruanern schon bekannt war. Gegenwärtig verschafft man sich die gelbe Farbe durch das

Einweichen der Beeren des Molle in Wasser, in welches nachher eine Quantität Mais gethan wird; die mit diesem Wasser gefärbte Wolle erhält davon ein glänzendes und dauerndes Gelb. Dinte wird durch einen Aufguß auf die Schoten (pods) eines Baumes aus dem Mimosageschlecht, Tara genannt, zubereitet. Der herrlichduftende Floripondio wächst in vielen Hecken, unterstützt durch den wohlriechenden Norbo, eine kleine Art der Passionsblume, welche Abends die lieblichsten Düfte aushaucht. Der Stachelapfel (prickly apple), das Cardo-Benedictenkraut (holy thistle) und viele andere Medicinalpflanzen, mit deren officinellen Eigenschaften und Anwendungen die Indianer recht gut bekannt sind, wachsen dort wild. Der Maguey, eine Aloëart, ist sehr häufig; er bildet eine treffliche Hecke, indem die stachelichten Spitzen seiner Blätter die Thiere vor dem Eindringen abhalten. Ueberhaupt ist er eine der allernützlichsten Pflanzen, die man nur kennt; aus seinem Stamm bauen die Indianer ihre Häuser, und mit seinen breiten Blättern dachen sie dieselben; der faserichte Theil von ihm wird in Zwirn verwandelt und zu Kleidungsstücken verwoben, während seine scharfgespitzten Stacheln ein gutes Surrogat für Nadeln sind. Wenn man, bevor die Blüthenstengel erscheinen, das Herz der Pflanze aufschneidet und eine Höhlung in dem Mittelpunct macht, so wird dieselbe binnen zehn oder zwölf Stunden mit einem dicken Syrup angefüllt, welcher statt des Zuckers dienen kann; vermischt man ihn mit Wasser und läßt ihn gähren, so entsteht daraus das Mexicanische Lieblingsgetränk Pulque; auch kann man aus diesem Safte

Weineſſig machen oder Branntwein deſtilliren. Wenn man die zerquetſchten Blätter kocht, ſo erhält man einen balſamiſchen Syrup, welcher zum Auswaſchen und Heilen der Geſchwüre gebraucht wird; auch dienen die Blätter ſtatt der Seife zum Reinigen der Kleider, welche eingeweicht und dann mit einem zerquetſchten Blatte geſchlagen werden, worauf ein dicker weißer Schaum entſteht, und nach dem Ausringen ſind die Kleider vollkommen rein. Die Blüthenknoſpen ſind gekocht oder eingemacht ſehr wohlſchmeckend. Unter dem Aloëgeſchlecht iſt der Maguey die größte Art; es giebt hier zwei Varietäten deſſelben, deren eine dunkelgrüne beinahe ſchwarze Blätter, die andere deren aber von einem ſchönen Hellgrün hat; die letztere iſt die nützlichſte von beiden.

Ein Baum, Namens del jaboncillo, wächſt in den dortigen Hecken; er ſieht wie ein Lorbeerbaum aus, und bringt eine Menge runder Früchte von der Größe kleiner Pflaumen hervor; ihr harter Kern wird von einer zähen Rinde umgeben, welche, wenn die Frucht reift, eine fleiſchigte Subſtanz enthält; löſ't man dieſe letztere in Waſſer auf, ſo entſteht ein weißer Schaum, der ſtatt der Seife bei'm Waſchen gebraucht wird.

Die Mani-Pflanze, welche ebenfalls dort gezogen wird, iſt ſehr belaubt, zwei Fuß hoch und hat weiße Blumen; die Mani's oder Nüſſe befinden ſich aber an den Wurzeln; ſie ſind ungefähr von der Größe der Pferdebohnen, enthalten ein vortreffliches, dem beſten Olivenöl nichts nachgebendes Oel, und ſchmecken gerö-

stet oder gekocht sehr gut; auch die Wurzel ist sehr nahrhaft und angenehm zu essen.

In den Hecken findet sich der Pilco mit lanzettenähnlichen Blättern und sehr gerad auslaufenden Zweigen; seine Frucht gleicht der des gemeinen Lorbeerbaums. Wenn ein Mensch auch nur eine kurze Zeit unter dem Schatten dieses Baumes, wenn die Sonne scheint, verweilt, so zeigen sich sogleich auf Gesicht und Händen oder den übrigen nackten Theilen des Körpers Geschwüste und Blattern. Sein Saft ist sehr ätzend, und frißt die Haut auf, wo er dieselbe berührt; er heißt deßwegen in der Quichua-Sprache Capsi charancha oder der Hexenbaum. Wenn es nöthig ist, einen dieser Bäume umzuhauen, so wird an seinem Fuße erst ein Feuer angemacht, um die Wirkungen seiner schädlichen Ausdünstung zu vermindern.

Die Pflanze, welche die Biberbohne (castor bean) hervorbringt, aus deren Kern das sogenannte Ricinusöl (castor oil) gepreßt wird *) wächst dort wild; ihr Oel wird auf einigen Zuckerplantagen zum Brennen in den Lampen gebraucht. Eine Art derselben, die sechs Fuß hoch wird, hat sehr große Bohnen oder Nüsse, welche Pinones genannt werden; zwei oder drei ihrer weißen Kerne sind verschluckt ein starkes Purgirmittel. In Fällen der Wassersucht appliciren die Eingebornen das ausgepreßte Oel dem Unterleibe; auch pflegen sie eine kleine Quantität desselben in Urin aufzulösen, und dann in Fällen der Taubheit oder Ohrenschmerzen in das Ohr zu tröpfeln.

*) Sie heißt auch die Palma Christi.

Während der nebligten Jahreszeit wächst eine Art Cactus auf den Lomas oder Sandhügeln, welche eine Frucht Namens, Caimito, hervorbringt; diese gleicht an Gestalt einer großen Gurke, ist zuerst grün, dann wird sie braun mit gelben Streifen, und nach ihrer Reife roth. Sie ist sehr wohlriechend und hat auch einen angenehmen säuerlichen Geschmack; doch spürt man nach ihrem Genusse ein sehr unangenehmes Gefühl in den Lippen, welches jedoch nach dem Reiben derselben mit einem Stück Caimito-Rinde wieder vergeht.

In den Gärten von Huaito waren auch einige wenige Kaffeepflanzen, welche übrigens gut gedeihen und reichliche Früchte tragen. Baumwolle von guter Qualität wächst in der Nähe der Hütten der Indianer, welche stets einige dieser Pflanzen für ihren eignen Bedarf cultiviren.

Eine Menge kleiner Eidechsen (lizard) sieht man unter jedem Haufen Schutt oder Steinen, besonders wenn die Sonne scheint; sie sind gewöhnlich acht Zoll lang, manchmal schön mit grün, gelb und braun gestreift, und scheinen sich vornehmlich von Fliegen zu nähren, die sie sehr geschickt wegzuschnappen verstehen. In einigen Gegenden der Küste werden sie von den Indianern verzehrt, welche ihnen den Schwanz und die Füße abschneiden, und den übrigen Leib dörren, der dann wie ein gedörrter Stint (smelt) aussieht. Ich habe deren zu San Pedro gegessen, und hielt sie für den Peji rey, bis man mich enttäuschte. Die Indianer sehen sie als eine arzneiliche oder heilsame Speise für Diejenigen an, die an Hautkrankheiten leiden.

Das unter dem Namen Opossum bekannte Beutelthier findet sich in allen Thälern an der Küste; es ist ungefähr zwei Fuß lang, mit Inbegriff des Schwanzes, der so lang als der übrige Körper ist; seine Schnauze ist gespitzt wie die eines Schweins, seine Ohren sind klein, haarlos und stehen aufrecht; seine Füße sind ebenfalls nackt und klein, und es hält seinen Fraß mit den Vorderpfoten, wie ein Affe; der Körper ist mit einem an den Wurzeln schwarzen und an den Spitzen weißen Haar bedeckt, welches seinem Fell eine dunkelgraue Farbe giebt; sein Schwanz ist schlank und unbehaart, und das Thier kann sich an demselben auf dem Zweig eines Baumes aufhängen und festhalten. Das Weibchen wirft vier oder fünf Junge auf einmal, die nicht größer als Mäuse sind, und sich sogleich in dem Beutel unter dem Bauchfell ihrer Mutter verbergen. Ich fing eines Tages ein Paar Junge, welche so zahm wurden, daß sie mit einem Hunde auf derselben Decke schliefen. Sie nähren sich von Obst oder Gemüsen, fressen auch Fleisch und sind besonders gierig nach Eiern. Die Indianer pflegen das Opossum zu essen; sie nennen es Mucamuca, bei den übrigen Einwohnern heißt es Mochilera, von Mochila, einem Beutel.

Der Annas von Peru ist eine Art von Stinkratze (pole cat) und ungefähr so groß wie eine Hauskatze. Seine Farbe ist dunkelbraun, beinahe schwarz, mit einer Reihe weißer runder Flecken von der Nase an bis zum Schwanz; sein Kopf ist lang, die Ohren breit und behaart, die Augen groß, mit kleinen schwarzen Pupillen, die Schnauze spitz, wie die des Opossum, die Ober-

lefze kürzer wie die hervorragende untere, und das Maul mit zwölf Schneide-, vier Hunds- und sechszehn Backenzähnen versehen. Die Hinterbeine sind höher wie die vordern, und jeder Fuß hat fünf Zehen, bewehrt mit langen scharfen Nägeln, mit welchen er sich in die Erde einwühlt, und sich einen sichern Schlupfwinkel für seine Jungen gräbt. Bei'm Gehen trägt er den Kopf gesenkt, seinen buschigten Schwanz aber aufrecht, wie ein Eichhörnchen. Unter dem Schwanz und über dem After ist ein kleines Säckchen oder Bläschen (vesicle), welches eine ausnehmend stark stinkende öligte Materie enthält. Wird der Annas angegriffen, so erhebt er seine Posteriora und spritzt mit Macht auf seinen Feind diese pestilenzialische Flüssigkeit, deren ekelhafte Wirkungen nichts übertreffen kann. Kleider, die nur im mindesten damit befleckt worden, sind völlig unbrauchbar, weil kein Waschen derselben den Gestank aus ihnen herausbringt; dasselbe gilt von der etwa getroffenen Haut, die abgelöset werden muß. Wenn ein Hund zufällig etwas davon überkommen hat, so rennt er sogleich in ein Wasser, wälzt sich in Schlamm, heult, und scheint fast toll geworden zu seyn, auch frißt er mehrere Tage lang nichts, bis der Gestank sich allmälig etwas mindert. Dieß ist die einzige Waffe, mit welcher sich der Annas vertheidigt, aber eine so gefürchtete, daß er bei der Annäherung von Menschen oder Hunden keineswegs flieht, sondern stets furchtlos bei ihnen vorübergeht, die ihm auch in der That jedesmal aus dem Wege zu gehen pflegen. Sein Fell hat schöne lange und weiche Haare, und ist von allem übeln Geruch völlig frei. Er nährt sich von Hühnergeflügel und Eiern, und ist darin

ein sehr unverschämter und fataler Gast, weil ihn Niemand zu tödten wagt; ist dieß dennoch der Fall, so geschieht es gewöhnlich mittelst einer Falle oder einem Fangeisen, doch ist sein Tod in der Nähe eines Dorfes oder Hauses für dessen Bewohner wegen seines Gestanks stets mehrere Tage hindurch eine große Plage.

Einige wenige Schlangen findet man in den Hecken, sie sind aber ganz und gar unschädlich. Der Alacran oder Scorpion, ist giftig, sein Stich verursacht aber nicht mehr Schmerzen als der einer Wespe.

Unter der dortigen Vögelschaar ist vor allen der majestätische Condor zu nennen, mag er nun entweder auf der Erde seine mächtigen Fittige ausspreiten, welche oft von Spitze zu Spitze vierzehn Fuß messen, oder so hoch sich zu den Wolken erheben, daß er nur wie eine Schwalbe erscheint Sein Flug ist wahrhaft majestätisch; er erhebt sich mit einer fast unmerkbaren zitternden Bewegung seiner Schwingen, und läßt sich auch au dieselbe Weise wiederum nieder; er stößt auf Lämmer oder andere kleine Thiere, und trägt sie in seinen Krallen zu einem benachbarten Berge; ist sein Raub zu groß dazu, so frißt der Condor so viel davon auf, daß er nicht mehr fliegen kann, wo er dann selbst eine leichte Beute der Bauern wird, die ihn mit Knitteln todt schlagen.

Der Gallinazo, oder Truthahn-Weiher (turkey buzzard), wie er von seiner Aehnlichkeit mit einem Truthahn manchmal genannt wird, ist ein sehr nützlicher Vogel, gleichsam ein öffentlicher Gassenreiniger, indem er alles Aas auffrißt, weßhalb man ihn auch nur sel-

ten oder nie tödtet. Einige kleine Adler- und Habichtarten sind dem Hühnergeflügel verderblich, von dem sie eine große Menge tödten. Wilde Enten finden sich häufig an den Mündungen der Flüsse, so auch Möven, Pelicane und andere Wasservögel. Unter den Singvögeln ist den Cilguero zu nennen, eine Art von Hänfling (linnet); ferner die Amsel, die an Größe und Ton der Englischen ähnlich ist, und der Titupuying, welcher dem Cardinal einigermaaßen gleicht. Eine Art Holztaube, von ihrem Gesang Kukuli (coo coo lee) genannt, ist dort sehr gemein; sie kann leicht gezähmt werden, und „kuku't" dann jede Stunde in der Nacht, wenn ein Licht angezündet worden, aber niemals mehr als dreimal, bevor sie aufhört oder einschläft.

Die Indianischen Dörfer, der Küste entlang, haben ein sehr nettes Ansehn. Die Häuser sind zwar nur ein Stockwerk hoch, haben aber in der Fronte einen sehr geräumigen Corridor, der manchmal von entweder runden oder viereckigen Pfeilern aus sonn-gebrannten Backsteinen getragen wird; bei andern bestehen diese Pfeiler in zusammengefügten und mit Lehm gefüllten Rohrbündeln, mit Bogen von denselben Materialien. Die ganze Fronte ist weiß angestrichen, und ein bequemer Spazierweg findet sich unter den Piazzas, einer Reihe von Bänken (seats), die öfters die Länge von zehn oder zwölf Häusern einnehmen; hier sitzen in der Kühle der Sommerabende die Bauern, oder legen ihre Matten auf den Boden und sich darauf schlafen. In den Dörfern, in welchen die Bevölkerung theils aus Creolen theils aus Indianern besteht, bauen nur wenige von den letztern

ihre Häuser in dem geschäftigen Theil des Dorfs; sie ziehen es vor, auf ihren kleinen Chacras oder Ländereien, die ihnen die Regierung überlassen hat, zu wohnen.

Ein niedriger Tisch, ein Paar Töpfe und Pfannen um darin zu kochen, und einige Calebassen oder ausgehöhlte Kürbisse um daraus zu essen und zu trinken, machen, nebst Matten aus Totora, einer langen Binsenart, den ganzen Hausrath einer Indianischen Hütte aus. Aus diesen Binsen, die in schlammigen Niederungen wachsen, machen die Indianer auch manchmal die Wände ihrer Hütten, indem sie jene in kleine Bündel eng zusammenbinden, und diesen durch horizontal eingelegte Zuckerrohrstäbe Festigkeit und Bestand geben. Auch dient ihnen die Totora zu der Verfertigung ihrer Balsas, die ihnen statt der Kähne oder Boote dienen. Es werden zu diesem Ende diese Binsen in einem Bund zusammengebunden, der zwei Ellen im Umfang hat, an beiden Enden spitz zuläuft, und mittelst eines Binsengeflechts in die Form eines Halbmondes gebracht wird. Auf der Mitte dieses originalen Bootes sitzend, wagen sich die Indianer mit ihren Netzen zwei oder Seemeilen weit auf das offne Meer, und ich hörte nie, daß einer von ihnen dabei verunglückt sey. Weil man auf diesen Balsas rittlings sitzen muß, so werden sie oft auch Potrillos, Füllen, genannt. Trocken wiegt eine Balsa nur einige Pfunde, dergestalt, daß ein Fischer auf einem einzigen Maulthiere sein Boot, Netz, und alle nöthigen Materialien zum Bau einer Hütte mit sich führen kann; in dieser Weise ziehen sie die Küste auf- und abwärts,

um Fische zu fangen, die sie oft einsalzen und nach Lima oder anderwärts hin zu Markte bringen. Eine kleine Flotte von ihnen, die auf ihren Balsas an einem ruhigen Abend über die glatte Meeresfläche dahin gleitet, bietet einen ausnehmend schönen Anblick dar.

Wenn ein Indianer das Fest eines besondern Schutzheiligen feiert, so richtet er eine Mittagsmahlzeit für seine Freunde aus. Matten werden auf den Erdboden gelegt und ein Tischtuch in der Mitte derselben; große Calebassen voll Chicha, von denen einige fünf oder sechs Gallonen halten, werden nebst einer Anzahl kleinerer, von der Größe eines Nösels, auf jeder Seite in einer Reihe aufgestellt; sodann setzen sich die Männer nieder, und die Weiber bringen große Schüsseln mit Rindfleisch herein, welches in etwa zwei Zoll größe Stückchen zerschnitten, und mit Speck, einer Menge Capsicum und dem Saft von sauren Drangen aufgetragen wird. Löffel werden auf die Tafel (wenn man es so nennen will) gelegt, aber die Finger müssen die Stelle der Gabeln versehen; Messer bedarf man nur sehr selten, und kleine Calebassen dienen als Näpfe oder Teller. Wenn dieß Gericht verzehrt ist, so geht der Chicha weidlich rund umher. Der zweite Gang besteht aus einem Gericht Hühnern nebst Gemüse, mit Agi oder Pfefferschoten (capsicum pods) gewürzt, worauf ein Pepian folgt, bestehend aus Truthühnern, die mit Reismehl, Wasser, Zwiebeln, Lauch, Cayennepfeffer und Speck gebraten werden; manchmal werden auch Peje reyes, Stinte (smelts), die fünf oder sechs Stunden in dem Saft saurer Drangen gelegen haben, und grüne Pfefferschoten

aufgetragen; den Schluß macht das Indianische Leibgericht von Cuis oder Guineaferkeln, die stark mit Cayennepfeffer gewürzt sind. Zwischen jedem Gange wird dem Chicha wacker zugesprochen, und die Gesellschaft erhebt sich oft vom Tische in sehr lustiger Stimmung, worauf man zu Pferde steigt und den Valettrunk fordert; die Frau vom Hause kommt dann mit einer großen Calebasse mit Chicha heraus, und giebt allen Gästen davon, welche mit ihrer Wirthin über Liebesangelegenheiten zu scherzen, und dabei in der That, wie ich bei solchen Gelegenheiten selbst öfters bemerkt habe, recht viel Witz und gute Laune zu entfalten pflegen. Nachdem die Männer fort sind, setzen sich die Weiber in einem andern Zimmer oder auch in der Küche ebenfalls zu einer Festmahlzeit zusammen, wobei sie jedoch stets des Chicha, so wie jedes andern berauschenden Getränks sich enthalten.

Ungefähr fünf Meilen von Patavilca und hundertundzwanzig von Lima liegt ein Ort Namens Paramonga oder die Fortaleza (Festung). Man sieht hier die Ruinen eines befestigten Schlosses von sehr großem Umfang, welches der Sage nach dem Chimu oder König von Mansichi gehört haben, und zur Zeit der Incas eine Gränzfestung gewesen seyn soll. Einer mündlichen Tradition der Indianer zufolge, soll der Chimu in demselben dem schon früher erwähnten zehnten Inca von Peru, Pachacutee, die Huldigung geleistet haben. Bei diesen Ruinen steht ein hoher Felsen, der über die See hinüber sich beugt, und el serra de la horca, der Galgenberg, genannt wird, weil früherhin von ihm herab die Verbrecher in das Meer gestürzt wurden. In der Nähe

von Paramonga befinden sich auch die Ruinen einer sehr großen Stadt, so wie eine gegenwärtig dort errichtete Salpeterfabrik. Man gewinnt das Salz, indem man große Cisternen mit dem aus den Huacas oder Gräbern genommenen Sand umhüllt, dann Wasser darüber gießt und dasselbe durchsickern läßt, worauf es herausgenommen, zum Verdunsten und in große Canots gebracht wird, worin sich das Salz crystallisirt. Das Nitrum ist sehr rein und wird nach Lima geschafft, und an die Pulvermühlen verkauft. Bei'm Aufwühlen des Sandes in den Huacas, hat man öfters bedeutende Schätze an Gold- und Silberzierrathen, ferner manche merkwürdige Gefäße von Basalt, Thon, Porphyr u. s. w., so wie auch baumwollene und wollne Kleidungsstücke aufgefunden. Der Werth der von verschiedenen Individuen dort ausgegrabenen Schätze, belief sich im J. 1813 auf mehr als zwanzigtausend Dollars.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stevenson, William B.

Reisen in Arauco, Chile, Peru und Columbia in den Jahren 1804 bis 1823

Bd.: 1

Weimar (1826)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.445#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11449794-6